.angl.
567 u/2 Wood

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,

Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

25796.

Das 1te Blatt fehlt.

Wernerskron

oder

Recht muß Recht bleiben.

Zweiter Band.

Motto:

Ein Blatt, versiegelt, wie Ihr seh't, fand ich am Fenster . . .
Ich hatt' es nicht bemerkt, gewiß, es lag dort als ich mein Lager suchte

Shakespeare.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von Plachy & Spitzer.

in

Sein silbener Zwiebel zeigte
rauchte er nicht.
er bedächtig hinzu. „Ich
chinken verzehren müssen.

Blicke und auffal=
ie große braune
hob ihre ohne=
besonders her=
ber dießmal

g sie mit
ar, daß
hatte
zart=

„Sie werden doch nicht sagen, daß er es Ihnen nicht früher schon mitgetheilt hätte?“ frug Jan etwas überrascht.

„Nicht eine Sylbe habe ich von ihm vernommen. Er sagte in dieser Note, Sie werden uns schon die nöthige Aufklärung geben. Ich bitte, lesen Sie selbst. Wohin ist er gegangen, Mr. Jan?“

Jan überflog die Note. Er war über das, was er ihnen sagen oder verschweigen sollte, sichtlich in großer Verlegenheit.

„Er glaubte, eine Reise würde seiner schwankenden Gesundheit wohl thun,“ sagte Jan. „Er hat als ärztlicher Reisebegleiter eines reichen Kavaliers einen vortheilhaften Posten bekommen.“

„Aber er sagt darin, daß er vielleicht nicht sobald zurückkommen dürfte, Mr. Jan?“ frug Miß Deborah, ihn ängstlich anblickend.

„So sagte er mir auch.“

„Und ist das die Ursache, daß er Sie als Compagnon aufgenommen hat, Mr. Jan?“

„Ja,“ antwortete Jan. „Er konnte ja auf diese unbestimmte Zeit keinen Assistenten zurücklassen.“

„Sie werden aber nicht im Stande sein, alles allein zu bestreiten. Als ich das Gepolter, und dieses eilige Umstellen der Betten gewahrte, wußte ich nicht was denn los sei. Sie hätten es mir doch sagen sollen, Mr. Jan,“ setzte sie in vorwurfsvollem Tone hinzu.

„Es war nicht meine, sondern des Doktors Sache, es Ihnen zu sagen.“

Miß Deborah blickte ängstlich um sich her, und sprach dann in flüsterndem Tone: „Mr. Jan, warum ist er weggegangen?“

„Wegen seiner Gesundheit,“ antwortete Jan mit fester Stimme.

Motto:

Ein Blatt, versiegelt, wie Ihr seh't, fand ich am ... ster ...
Ich hatt' es nicht bemerkt, gewiß, es lag dort al... ...n Lager suchte ...

...speare.

Ba...sche
Sta... ...iothe...
München

Dru...

nicht sagen, daß er es Ihnen nicht
hätte?" frug Jan etwas überrascht.

ıbe habe ich von ihm vernommen. Er
ıte, Sie werden uns schon die nöthige
Ich bitte, lesen Sie selbst. Wohin ist er
Jan?"

rflog die Note. Er war über das, was er
oder verschweigen sollte, sichtlich in großer Ver-

glaubte, eine Reise würde seiner schwankenden Ge-
wohl thun," sagte Jan. „Er hat als ärztlicher Rei-
ter eines reichen Kavaliers einen vortheilhaften Posten
n."

er er sagt darin, daß er vielleicht nicht sobald zu-
n dürfte, Mr. Jan?" frug Miß Deborah, ihn
nblickend.

sagte er mir auch."

ist das die Ursache, … Sie als Compagnon
nen hat, Mr. Jan?

" antwortete Jan … e ja auf diese unbe-
eit keinen Assist… ssen."

werden aber … nde sein, alles allein
en. Als ich … und dieses eilige Um-
r Betten ge… ich nicht was denn los
hätten es … sollen, Mr. Jan," setzte
orwurfsvoll… t.

s war nic… ern des Doktors Sache, es
u sagen."

iß Debo… gstlich um sich her, und sprach
in flüs…: „Mr. Jan, warum ist er
gangen?

Wege… ndheit," antwortete Jan mit fester

Sein silbener Zwiebel zeigte
rauchte er nicht.
er bedächtig hinzu. „Ich
hinken verzehren müssen.

Blicke und auffal-
ie große braune
hob ihre ohne-
esonders her-
ber dießmal

g sie mit
ar, daß
hatte
zart-

Motto:

Ein Blatt, versiegelt, wie Ihr seh't, fand ich am Fenster . . .
Ich hatt' es nicht bemerkt, gewiß, es lag dort als ich mein Lager suchte

Shakespeare.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von Plachy & Spitzer.

„Sie werden doch nicht sagen, daß er es Ihnen nicht früher schon mitgetheilt hätte?" frug Jan etwas überrascht.

„Nicht eine Sylbe habe ich von ihm vernommen. Er sagte in dieser Note, Sie werden uns schon die nöthige Aufklärung geben. Ich bitte, lesen Sie selbst. Wohin ist er gegangen, Mr. Jan?"

Jan überflog die Note. Er war über das, was er ihnen sagen oder verschweigen sollte, sichtlich in großer Verlegenheit.

„Er glaubte, eine Reise würde seiner schwankenden Gesundheit wohl thun," sagte Jan. „Er hat als ärztlicher Reisebegleiter eines reichen Kavaliers einen vortheilhaften Posten bekommen."

„Aber er sagt darin, daß er vielleicht nicht sobald zurückkommen dürfte, Mr. Jan?" frug Miß Deborah, ihn ängstlich anblickend.

„So sagte er mir auch."

„Und ist das die Ursache, daß er Sie als Compagnon aufgenommen hat, Mr. Jan?"

„Ja," antwortete Jan. „Er konnte ja auf diese unbestimmte Zeit keinen Assistenten zurücklassen."

„Sie werden aber nicht im Stande sein, alles allein zu bestreiten. Als ich das Gepolter, und dieses eilige Umstellen der Betten gewahrte, wußte ich nicht was denn los sei. Sie hätten es mir doch sagen sollen, Mr. Jan," setzte sie in vorwurfsvollem Tone hinzu.

„Es war nicht meine, sondern des Doktors Sache, es Ihnen zu sagen."

Miß Deborah blickte ängstlich um sich her, und sprach dann in flüsterndem Tone: „Mr. Jan, warum ist er weggegangen?"

„Wegen seiner Gesundheit," antwortete Jan mit fester Stimme.

„Die Leute sagen anders, Mr. Jan. Was ist denn das eigentlich, was man sich über den Papa und die Damen im Kalkhause in die Ohren raunt?“

Jan griff schnell nach dem Mörser, warf ein großes Stück, irgend einer von außen sich hart anfühlenden Substanz hinein, und stieß mit dem Stößel recht wacker darauf los.

„Wie komme ich dazu, Ihnen über diese Damen etwas sagen zu können?“ frug er. „Ich war weder in ihrer Wohnung, noch habe ich sie je gesprochen.“

„Aber Sie wissen doch, was man sich erzählt?“ frug Miß Deborah in beinahe fieberischer Aufregung. „Oder wissen sie's nicht?“

„Wer sagte Ihnen denn, daß man sich etwas erzählt?“

„Master Quark. Ich sage Ihnen, Mr. Jan, die Leute haben sich in der letzten Zeit ganz sonderbar benommen. Die Dienstleute haben miteinander geflüstert und dabei mich und Emilie angestiert. Ich ahnte gleich etwas Arges, doch konnte ich's nicht herausbringen. Heute Morgens — es sind kaum zehn Minuten — als ich die Note aufgefunden habe, da stieß ich vor Schreck einen entsetzlichen Schrei aus; darauf kam Master Quark herbei und sagte mir etwas über die Damen des Kalkhauses.“

„Was hat er Ihnen gesagt?“ frug Jan.

Eine feine Röthe überflog plötzlich Deborah's bleiches Gesicht.

„Ich kann's nicht sagen. Ich hab's nicht recht verstanden. Master Quark hat nur davon Bruchstücke aufgefangen, und ich bin eigens hierher gekommen, um von Ihnen Ausführlicheres zu erfahren.“

Jan antwortete gar nichts darauf, und handhabte den Stößel mit noch größerer Heftigkeit.

„Mr. Jan. Sie sollten's mir doch sagen; ich bin ja kein Kind mehr. Ich muß Sie daher nochmals inständigst bitten.“

„Weßhalb zittern Sie denn so?“ frug Jan.

„Ich kann nichts dafür. Ist's vielleicht etwas, worüber er in Haft gezogen werden könnte?“

„In Haft!“ erwiederte Jan, einen Augenblick sein entsetzliches Stoßen einstellend und Miß Deborah mit aufgesperrten Augen anglotzend. „Kann ich eingesperrt werden, wenn ich das hier mache?“ Und wieder ging's mit dem Stößel darauf los, daß der Mörser schier auseinander platzte.

„Sie werden's mir sagen,“ sagte Miß Deborah zitternd.

„Nun denn,“ sagte Jan. „Wenn Sie's durchaus wissen müssen. Der Doktor hatte Unglück.“

„Unglück! Er! Was für ein Unglück. Ein Unglück im Kalkhause?“

Jan nickte ernst.

„Sie waren schrecklich erzürnt über ihn, und verlangten von ihm Entschädigung oder etwas dergleichen, und er wollte keinen Schadenersatz leisten. Der Spiegel allein belief sich auf etwas über zwölf Pfund. So kamen sie in einen heftigen Wortwechsel der damit endigte, daß man ihn zum Hause hinaus warf.“

„Aber welcher Art war denn das Unglück?“

„Er hat den Kamin in Brand gesteckt.“

Miß Deborah sperrte vor Staunen ihren Mund weit auf, und hatte anscheinend zu kämpfen, bis sie ihn wieder schließen konnte. „Den Kamin in Brand gesetzt, Mr. Jan?“

„Eine große Fahrlässigkeit,“ fuhr Jan gravitätisch fort. „Er hätte kein Schießpulver bei sich tragen sollen. Natürlich mußten die Leute glauben, er habe ihn absichtlich in die Luft gesprengt.“

Miß Deborah konnte ihre Sinne nicht sammeln.

„Wer mußte glauben? Die Damen im Kalkhause?“

„Ja, die Damen. Wenn diese Flaschen alle in Trüm-

mer gingen, weil Master Quark in seiner Hosentasche Schießpulver aufbewahrt, so würde ich auch in Wuth gerathen. Ja, ganz gewiß, Miß Deborah."

„Aber Mr, Jan, das war's nicht, was man sich in Deerham erzählte."

„Himmel!" schrie Jan. „Wenn Sie auf all das, was man sich in Deerham erzählt, eingehen wollten, da hätten Sie viel zu thun. Der Eine sagt dies, der Anderes jenes. Als das Codicill auf Wernerskron verloren ging, da hat das liebe Deerham wenigstens zehn verschiedene Menschen des Diebstahls beschuldigt."

„Thaten sie's wirklich?" frug Miß Deborah.

„Haben Sie nicht davon gehört? Fragen Sie doch einmahl das klatschsüchtige Deerham über den Conflikt, der zwischen dem Doktor und den Damen im Kalkhause stattgefunden, und Sie werden mindestens zehn verschiedene Versionen darüber hören. Was kann man von dem skandalsüchtigen Volk anders erwarten! Sie müssen mich verstehen, Miß Deborah. Nicht etwa, daß ich Ihnen rathe, was Sie diese Leute zu fragen haben. Apropos, Miß Deborah, wissen Sie, wie viel es an der Zeit ist?"

„Es muß schon nahe an halb Neun sein," antwortete Miß Deborah.

„Darüber schon," sagte Jan. „Ich möchte das Frühstück schon hier haben. Die Gratispatienten werden gleich da sein."

„Es wird in zwei Minuten bereit sein," sagte Miß Deborah, indem sie die Officin verließ.

Wirklich kam nach einigen Minuten darauf Master Quark hereingehüpft.

„Das Frühstück ist bereit," schrie er.

Jan streckte seine langen Arme aus und schüttelte Master Quark ziemlich unsanft am Ohre.

„Was haben Sie Miß Deborah gesagt? Schauen Sie mich an. Wissen Sie, wer jetzt Ihr Herr ist?“

„Ich glaube, Sie sind es,“ antwortete der junge Gentleman.

„Nun, so merken Sie sich's denn, und bringen Sie keine Klatschgeschichten mehr in's Haus. Bleiben Sie bei Ihren Geschäften, und lassen Sie die des Doktors West ungeschoren.“

Master Quark war wie aus den Wolken gefallen. Er hatte den sonst sonst so gutmüthigen Jan nie so barsch sprechen hören.

„Sie sprechen ja so befehlshaberisch, als wären Sie mit einem Male zum Pascha von drei Roßschweifen avancirt,“ sagte Quark wüthend.

„Ja,“ antwortete Jan. „Ich habe Dr. West das Versprechen gegeben, Sie in strenger Zucht zu halten, und das werde ich auch thun.“

Zweites Capitel.

Eine verhinderte Reise.

Dr. West's Abreise war nicht die einzige, die für diesen Tag projektirt gewesen war. Auch Lionel, der gänzlich wieder hergestellt, und von einem unwiderstehlichen Drang nach reger Thätigkeit beseelt schien, war trotz den eindringlichen Bitten seiner Mutter wenigstens noch ein Jahr in Deerham verweilen zu sollen, fest entschlossen, das Schlaraffenleben aufzugeben und sofort nach London zu reisen. Und auch er hatte, natürlich ohne von Dr. West's Abreise eine Ahnung gehabt zu haben, den Tag der Abreise auf den ersten November fixirt.

Dr. West hatte aber, bevor noch Lionel aus seinem Bette gestiegen war, schon längst das liebe Deerham hinter dem Rücken gehabt.

Lionel war voll freudiger Aufregung darüber, daß er endlich Deerham verlassen und nach London abreisen konnte. Noch Jemand anderer im Hause stand gleichfalls zeitlich auf, aber nicht so freudig erregt, wie Lionel; es war Lucy Tempest.

Jetzt erst, nachdem die Zeit der Trennung wirklich herangekommen war, wurde es ihr klar, daß die ganze Welt für sie nur einen lieben und theuern Gegenstand besitze. Dieß war Lionel.

Diese Entdeckung hatte sie aber keineswegs mit Schrecken erfüllt. Sie sah nichts Arges darin. Sie frug sich nicht, was daraus werden und wie das endigen könnte. Am aller-

wenigsten aber kam ihr der doch so naheliegende Gedanke, Lionel zu heiraten.

Sie wußte sich nie darüber Rechenschaft zu geben, daß ihr junges Leben in eine neue, früher nie geahnte Phase getreten, daß die Welt für sie nun ein Paradies geworden, in welcher Lionel's Gegenwart allein Sonnenschein und seine Abwesenheit den Regen bildeten.

Sie stand vor dem Spiegel und glättete die reichen Flechten ihres goldbraunen Haares Ihr Gesicht war vor Aufregung glühend, und ihre Augen freudestrahlend. Freudestrahlend! Ja, wenn sie nicht plötzlich von den Gedanken getrübt worden wäre, daß es in einer oder zwei Stunden mit der ganzen Herrlichkeit ein Ende haben werde.

„Er sagt, es dürfte ein Jahr vergehen, bis er zurückkömmt," sprach sie vor sich hin, indem sie mit ihren weißen zarten Fingern das schöne Morgenkleid zuknöpfte. „Wie einsam und traurig wird's dann sein. Was werden wir ohne ihn anfangen? Mein Gott. Was geht denn heute mit mir vor?"

Sie hatte nemlich in Eile und Verwirrung das Kleid schief zugeschnürt, und mußte es wieder losmachen.

Der Gedanke, sie könnte heute, wo das Frühstück um eine Viertelstunde früher als gewöhnlich eingenommen werden sollte, auf sich warten lassen, machte sie nur noch mehr verwirrt und weniger flink; und sie dachte an das alte bewährte Sprichwort: „Eile mit Weile."

„Wie gerne möchte ich ihn bitten, uns früher als er es bestimmte, zu besuchen; aber er würde das ganz sonderbar von mir finden. Warum sollte er nicht zu Weihnachten oder zu den Osterfeiertagen kommen. Ein ganzes Jahr, vielleicht noch länger, ohne ihn zu sehen!"

Sie huschte aus ihrem Zimmer und eilte mit dem langen Saume ihres blaßrothen Kaschemirtuches die Treppen fegend hinab.

Es war dasselbe Tuch, in welchem sie sich am ersten

Abend der Lady Werner vorgestellt hatte, und das seitdem ruhig in der Garderobe gelegen, heute hervorgeholt worden war.

Das Zimmer war noch ganz leer. Anstatt zu spät, kam sie eher etwas zu früh. Lady Werner war gar nicht aufgestanden, und Decima in Lionel's Zimmer mit dem Einpacken seiner Reiseeffekten beschäftigt.

Lionel kam bald nach ihr in's Zimmer. Ein freundlich lächelnder Zug umspielte seine Lippen, als er Lucy erblickte. Ein schönes Bild! In der That, Mr. Lionel, ein schöneres noch, als jenes, welches sich Ihre erhitze Fantasie von Ihrem angebeteten Ideal Sybille vorgestellt hatte!

„Die Erste unten, Lucy!" rief er, ihre Hand freundlich drückend, entzückt aus. „Sie werden mich schon, wer weiß wohin wünschen, weil Sie meinethalben so zeitlich aufstehen mußten."

„So zeitlich, vielleicht einige Minuten nur früher als sonst!" antwortete sie lachend. „Es fehlen nur noch zehn Minuten auf Neun. Was würde man in der Rektorei zu mir gesagt haben, wenn ich so spät aufgestanden wäre?"

„Nun denn, morgen werde ich Sie nicht mehr belästigen. Sie werden froh sein, mich los zu sein; denn alles wohl erwogen, müssen Sie doch selbst gestehen, daß ich Ihnen eine Last gewesen?"

Lucy schüttelte das niedliche Köpfchen, blickte ihm schüchtern in's Gesicht, und antwortete so offen, wie es ihr übervolles Herz ihr diktirte. „Ich werde nicht froh darüber, ich werde betrübt sein."

„Betrübt! Warum sollten Sie darüber betrübt sein?" frug Lionel in sanftem und freundlichem Tone. „Sie können sich doch unmöglich für mich interessirt, oder um die leidige Gesellschaft eines halbtodten Menschen, wie ich war, gekümmert haben."

Lucy mußte ihren gesunkenen Muth wieder sammeln.

„Vielleicht kümmerte ich mich gerade deßhalb um Sie, weil Sie halbtodt waren.“

„Lucy!“ sprach Lionel nach einer kleinen Pause, während welcher seine Gedanken bei der Vergangenheit verweilt haben mochten, mit sichtlicher Rührung. „Ich will, da wir jetzt allein sind, von Ihnen Abschied nehmen. Glauben Sie mir, daß ich mit tiefstem Bedauern von Ihnen scheide, und daß ich Ihnen für all' das, was Sie an mir gethan haben, aus dem tiefsten Grunde meines Herzens danke.“

Lucy hob ihre thränenfeuchten Augen zu ihm empor. Es war ein Blick, der ihre Wehmuth, zugleich aber auch ihre tiefe Sehnsucht verrieth. Lionel hatte ihre Hand ergriffen, und senkte seine Blicke zu ihr wieder.

„Lucy, ich denke, Sie scheiden ungern von mir!“ rief er aus.

„Ein wenig,“ stammelte sie zur Antwort.

Wenn Du mein guter, gestrenger Leser vielleicht so stoisch gewesen wärest, diesem aufwärts gerichteten Blicke wiederstehen zu können, so war es doch Lionel nicht im Stande. Er beugte sich etwas tiefer, und drückte einen Kuß auf die Rosenlippen des jungen Mädchens.

„Bewahre ihn, bis wir uns wieder begegnen,“ lispelte er.

Als sie beim Frühstück waren, kam Jan herangeschritten.

„Ich kann mich keine Minute länger aufhalten,“ war seine Antwort auf Decima's Frage: warum er denn gar so sehr eilte. „Ich habe geglaubt, ich werde ruhig heraufgehen und von Lionel Abschied nehmen können. Indeß schicken sie schon von allen Seiten um mich. Mrs. Werner hat mich rufen lassen. Und dann kommen die täglichen Visiten.“

„Doktor West behandelt ja Mrs. Werner,“ sagte Decima.

„Das hat er auch,“ antwortete Jan. „Jetzt habe ich sie zur Behandlung. Doktor West ist abgereist.“

„Abgereist!“ riefen alle verwundert aus.

Und Jan mußte die nöthige Aufklärung geben.

Die üblen Nachreden, sowie die böswilligen Gerüchte, die über Dr. West verbreitet waren, hatten auch Deerham Court nicht unberührt gelassen, und man nahm daher Jan's Mittheilungen mit Stillschweigen hin.

„Was ist denn mit Mrs. Werner so plötzlich vorgegangen?“ frug Lionel. „Sie war ja noch gestern Abends, als ich sie zum letzten Mal gesehen, so ziemlich wohl?“

„Ich wüßte auch nicht, daß sie sich jetzt ärger als sonst befände,“ erwiederte Jan, sich auf den nächsten Tisch setzend. „Sie hat in der letzten Zeit, eine Neigung zur Apoplexie gezeigt.“

„Ah, Jan!“ rief Lucy bekümmert aus.

„Ja, so ist's, Miß Lucy, das heißt, so sagt Dr. West. Ich habe sie nicht behandelt.“

„Hat man es ihr gesagt, Jan?“

„Zu welchem Zwecke sollte man's ihr sagen?“ frug Jan. „Sie würde deßhalb doch nicht auf eine Speise verzichten, und selbst, wenn sie wüßte, daß sie heute vom Schlaganfall bedroht ist. Mr. Thnn kam soeben zu mir gerannt und sagte mir, daß seine Gebieterin sehr leidend sei. Die australische Post ist angelangt,“ fuhr Jan fort.

„Wirklich?“ frug Decima.

„Ja wohl, ganz gewiß,“ antwortete Jan. „Der Postbote, der mir auf dem Wege hierher begegnete, hat mir's gesagt. Ich denke, es dürften auch Berichte von Fritz und Sybillen eingelaufen sein.“

„Leb' wohl, Lionel,“ sagte Jan, indem er seine Hand ausstreckte.

„Warum hast Du solche Eile, Jan?“

„Frag' meine Patienten,“ antwortete Jan. „Erst geh' ich zu Mrs. Werner, dann beginnt erst meine Tour. Ich wünsch' Dir viel Glück.“

„Ich danke Dir, Jan," sagte Lionel, „Du wünschest mir natürlich nichts weniger, als den Wollsack."*)

„Himmel!" rief der stets gerade und offenherzige Jan aus. „Ich sag' Dir, Lionel, ich an Deiner Stelle würde nicht darauf rechnen. Wenn von Tausenden Einer es so weit bringt, um den Wollsack zu erreichen, und alle andern leer ausgehen, wie viel getäuschte Hoffnungen muß es da wohl geben?"

„Ganz richtig, Jan. Laß mich's vorläufig nur bis zum Richter bringen, und ich werde mich schon glücklich schätzen."

„Wie viel Zeit dürfte dies in Anspruch nehmen?" frug Jan.

„Zwanzig Jahre?"

Ein düsterer Gedanke lagerte sich auf Lionel's Stirne. Er wußte nur zu gut, daß er zu spät, viel zu spät angefangen.

Jan verabschiedete sich nochmals von ihm und begab sich nach Wernerskron.

Lady Werner kam kurz vor Lionels Abreise herunter. Er wollte den Train benutzen, der Viertel nach Zehn von dort abgeht.

„Wann sehen wir uns wieder?" frug sie, seine Hand fest drückend.

„Ich werde bald wieder kommen, Mutter."

„Bald! Ich kann dieses unbestimmte Wort nicht ausstehen," sagte Lady Werner. „Warum willst Du nicht zu Weihnachten kommen?"

„Weihnachten? da bin ich ja erst kaum weggereist!"

„Da wirst also kommen, Lionel?"

„Gut, liebe Mutter, ich werde thun, wie Sie es wünschen."

Lucy war von dieser Zusicherung so angenehm über-

---

*) Der Lordkanzler von England, die höchste Magistratsperson der vereinigten drei Königreiche sitzt im Oberhause auf einer Bank, welche nach alter Sitte die Form eines Wollsackes hat.
(Anmerk. des Uebersetzers.)

rascht, daß sie vor freudiger Aufregung über und über erröthete. Lionel hatte es zufällig bemerkt. Was er sich wohl dabei gedacht haben mag!

Das Gepäck wurde vorausgeschickt und Lionel ging hastigen Schrittes zum Bahnhof. Kaum zwei Minuten dort angelangt, kam schon der Train herangebraust. Lionel löste die Karte und bestieg einen Waggon erster Klasse.

Alles war zur Abfahrt bereit. Schon ertönte der grelle Pfiff der dampfenden Lokomotive, und der Kondukteur stand bereits mit einem Fuß auf der Schwingtreppe, als man mit einem Male den schreienden und lärmenden Zuruf „Halt! Halt!" vernahm. Lionel, ebenso neugierig, wie die andern Passagiere, schaute zum Fenster hinaus, und gewahrte Jan's lange Beine im Sturm einherschreitend, und der Platform sich nähernd. Bevor Lionel noch recht wußte, was vorgefallen, bevor er noch die schnell mitgetheilte Nachricht fassen konnte, war er schon mit Jan's nicht sehr delikater Hilfe aus dem Waggon gerissen, und der Train ohne ihn davongebraust.

„Dort geht mein Gepäck fort und ich stehe mit meiner Karte da," schrie Lionel. „Du hast was Schönes angestiftet, Jan. Was sagst Du?"

„Es ist alles wahr, Lionel. Sie jammerte über den Inhalt der Briefe. Ich mußte laufen was ich nur konnte, um Dich noch einholen zu können. Du wirst doch natürlich jetzt nicht mehr abreisen. Er ist todt."

„Ich kann's noch immer nicht verstehen," keuchte Lionel, obwohl er bei sich fühlen mochte, daß er es recht gut verstanden habe.

„Nicht verstehen!" wiederholte Jan. „Es ist doch sehr leicht zu verstehen. Fritz Massingbird ist todt. Armer Teufel! Drei Wochen nachdem er gelandet, erlag er dem Fieber: Und Du bist Herr und Meister von Wernerskron.

Drittes Capitel.

Berichte aus Australien.

Lionel Werner konnte sich's kaum selbst glauben. Der Train, der ihn als einen auf „gut Glück" hoffenden Menschen nach London führen sollte, und ihn bereits schon aufgenommen hatte, brauste seinem Bestimmungsorte zu; während er allein zurückblieb und plötzlich ein reicher Mann, der Erbe seines Familiensitzes geworden war. Und in den ersten Augenblicken der Verwirrung konnte Lionel diese schnelle Metamorphose sich nicht anders erklären, als daß diese durch den Zauberspruch einer Fee entstanden sein mußte.

Aber es war weder Schein noch Täuschung, sondern greifbare Wahrheit.

Lionel hängte sich in Jan's Arm ein, und ließ sich die nähern Details von ihm erzählen.

Jan hatte nämlich bei seinem Besuche auf Wernerskron Mrs. Werner sehr betrübt gefunden. Zwei Briefe aus Australien, wovon der Eine von Kapitän Cannonby und der Andere von Sybille war, hatten sie in die jämmerlichste Stimmung versetzt. Sie enthielten die Trauerbotschaft, daß Fritz Massingbird dem Fieber erlegen sei und Sybille mit banger Sehnsucht nach ihrer Heimat verlangte.

„Wer ist denn dieser Kapitän Cannonby? frug Lionel."

„Hast Du diesen Namen schon vergessen?" erwiederte Jan. „Er ist derselbe Cannonby, der seine Officiersstelle verkaufte und sich in London niedergelassen hatte. Fritz, der sein intimer Freund war, hatte ihn einigemal besucht. Ver-

gangenen Herbst aber vertauschte er seinen Aufenthalt in London mit den kalifornischen Goldgruben, und so dürften sie in Melbourne wieder zusammengestoßen sein. Einen Tag bevor er den Brief geschrieben, hat er den armen Fritz in's Grab gelegt."

„Ich kann's kaum glauben," sagte Lionel. „Welch' eine Veränderung!"

„Du wirst Dich nach ein oder zwei Tagen darüber wundern Lionel, ich sage Dir, Onkel Stephan hätte sich die Mühe ersparen können, die Massingbirds als Erben einzusetzen. Sie haben von Wernerskron so viel wie gar nichts genossen. Noch weniger wär' all das Geschwätz wegen des Codicils nothwendig gewesen. Ich weiß das."

„Was weißt Du?" frug Lionel hastig.

„Daß Madame Sybille ihre beiden Ohren hergeben würde, wenn sie statt Fritz Massingbird Dich geheiratet hätte."

„Unsinn, den Du sprichst."

„Jan," antwortete Lionel, „zu jener Zeit als Sybille ihren Cousin Fritz gewählt, war ich ja der präsumtive Erbe von Wernerskron."

„Ich weiß," sagte Jan. „Wernerskron ist für Sybille eine große Verlockung, und ich möchte noch immer behaupten, daß sie, als sie Fritz heiratete, Kenntniß davon hatte, daß er zum Erben bestimmt wurde."

Lionel hielt es nicht einmal der Mühe werth, diese Beschuldigung zu wiederlegen. So lächerlich, so absurd kam ihm diese Deckungsweise vor.

„Meine Patienten werden wüthen," bemerkte Jan, der Lionel nach Wernerskron begleitete. „Sie werden glauben, ich wäre mit Doktor West auf und davon. Ich habe jetzt seine und meine Krankenlisten durchzumachen.

„Lionel, als ich Dir heute Morgens sagte, daß Briefe von Australien anlangten, da hattest Du gewiß keine Ahnung, daß sie solch wichtige Nachrichten enthielten."

„Gewiß nicht," sagte Lionel.

„Ich denke Du gehst jetzt nicht mehr nach London?"

„Ich denke nicht daran," antwortete Lionel, mit dem freudigen Bewußtsein, das unliebsame Studium der alten Gesetzbücher für immer aufgeben zu können.

Als Lionel in die Vorhalle trat, fand er die ganze Dienerschaft da versammelt.

Trotz der von ihnen zur Schau getragenen Trauer, konnten sie doch nicht ihre innere Befriedigung darüber verbergen, daß es so gekommen. Nicht etwa, daß sie sich über Fritzens Tod oder über Lionel's Erbschaftsantritt freuten, Es ist in der That staunenswerth, mit welch' regem Gefühl die alten Diener eines Hauses an allem, was das Wohl und Weh der Familie betrifft, theilnehmen! Fritz Massingbird war ein Fremder; Lionel hingegen ein Werner. Und jetzt, als Lionel eintrat, bildeten sie eine Doppelreihe und ließen den nunmehrigen legitimen Herrscher von Wernerskron mitten durchpassiren.

Mrs. Werner, die zur Zeit, als ihr Jan den Morgenbesuch machte, noch im Bette gelegen war, hatte seitdem dasselbe verlasse und sich in's Studierzimmer begeben. Trotzdem es noch früh an der Zeit und erst kurz nach dem Anlangen der Trauerpost war, lag sie doch schon schnarchend und schwer athmend in ihrem Sessel. Nacken und Gesicht waren kirschroth.

Lionel, an Jan's Worte sich erinnernd, und wirklich einen apoplectischen Anfall befürchtend, fuhr bei diesen Anblick vor Schreck zusammen.

„Warum ließest Du ihr nicht zur Ader, Jan?" flüsterte er ihm in's Ohr.

„Ganz einfach, weil sie nicht zur Ader gelassen werden will," antwortete Jan. „Sie will keine Medecin nehmen, und thut überhaupt das nicht, was sie thun sollte. Sie merkt so wenig auf das, was ich ihr ordinire, als wenn ich zu dem Tisch hier spräche. Sie möchte nichts anderes thun, als essen, trin-

ken und schlafen, dann aufwachen, um wieder von vorne zu beginnen. Mrs. Werner," rief er, seine Stimme etwas erhebend, „Lionel ist hier."

Mrs. Werner war so weit erwacht, daß sie mit ihren halboffenen Augen Mr. Jan gewahren, und des soeben Vorgefallenen sich dunkel erinnern konnte.

„Er ist nach London gegangen," sagte sie zu Jan, „werden Sie ihn nicht holen?" und darauf verfiel sie wieder in ihren Schlummer.

„Ich habe ihn schon geholt," schrie Jan. „Da ist er ja."

Lionel setzte sich zu ihr, die allmählich ganz wach geworden war, nieder.

„Diese Nachrichten schmerzen mich Ihrethalben sehr, Mrs. Werner," sagte er ihre Hand ergreifend, mit inniger Theilnahme. „Es thut mir leid um Fritz."

„Beide Jungen verloren! Lionel!" jammerte sie in Thränen ausbrechend. „Erst John dann Fritz. Warum mußten sie beide weggehen, und dort sterben?"

„Es ist in der That sehr traurig für Sie," antwortete Lionel. „Jan sagt, daß Fritz am Fieber starb."

„Ja, am Fieber. Erinnern Sie sich nicht an Sybillen's Brief, worin es hieß, daß er im Fieber darniederliegt, von welchem er leider nicht mehr genesen sollte. Ich denke, es muß eine Art Wechselfieber, wo man den einen Tag wohl, den Andern dagegen wieder krank ist, gewesen sein. Denn er war gerade auf der Reise nach dem Orte begriffen, es fällt mir der Name nicht ein. Sie werden ihn aber im Brief bezeichnet finden, wo John den Tod gefunden. Und kaum einige Stunden vor Melbourne raffte ihn der Tod hinweg.

„War er ganz allein?" frug Lionel.

„Kapitän Cannonby war mit ihm, Sie reisten zusammen nach dem Orte, wo John das Unglück gehabt hat. Dieser Ort — ich weiß nicht wie er heißt — ist eine Strecke von zehn Tagereisen von Melbourne entfernt. Und sie hat-

ten kaum noch einen Tag zurückgelegt. Ich fürchte," setzte Mrs. Werner mit thränenden Augen hinzu, „daß sie ihn wie einen Hund in's Grab geworfen haben."

Lionel, außer Stande, ihr in dieser Beziehung etwas Tröstendes sagen zu können, verharrte in tiefem Stillschweigen; während Jan mit seinen langen Beinen sich auf den nächsten Schreibtisch geschwungen und sich's dort recht bequem gemacht hatte.

„Er wird wie ein Hund begraben worden sein," wiederholte Mrs. Werner. „Was wissen die dort von Seelsorger und geweihter Erde? Cannonby sagt, daß er, nachdem er Fritz begraben, wieder nach Melbourne umkehrte, um Sybillen diese Trauerpost mitzutheilen."

„Sybille?" wiederholte Lionel. „War sie denn nicht bei ihm, als er starb?"

„Es scheint, nicht. Aus den Briefen wenigstens ist zu entnehmen, daß sie nicht mit war. Sie können die Briefe selbst lesen. Es sind Ihrer zwei. Einer von Cannonby und einer von Sybille."

„Es ist nicht wahrscheinlich, daß sie Sybillen mit in die Goldgruben schleppten," bemerkte Jan.

„Und eben so unwahrscheinlich ist es, daß ihr Gatte sie auf so elendem Platze, wie Melbourne zu sein scheint, ganz allein zurückgelassen haben sollte," wandte Lionel ein.

„Sie war sich nicht allein überlassen," sagte Mrs. Werner. „Wie Sie aus den Briefen sich überzeugen können, wurde sie bei einer mit Cannonby befreundeten Familie untergebracht. Sie ersucht, man möge ihr mit dem ersten Schiffe Geld hinaussenden, damit sie ihre Rückfahrt bestatten könne."

Diese letzte Andeutung machte Lionel überaus stutzig.

„Hat sie denn kein Geld?" frug er erstaunt.

Mrs. Werner schaute ihn ganz verblüfft an. „Die Leute beklagen sich über meine Schlafsucht und beschuldigen mich der Vergeßlichkeit; bei Ihnen Lionel scheint's aber noch ärger zu sein. Haben Sie vergessen, daß Fritz in seinem letzten

Brief sich darüber beklagte, daß man ihm sein Portefeuille mit der Baarschaft gestohlen?"

„Aber ich dachte nicht, daß sie ihrer ganzen Baarschaft beraubt wurden, und daß ihnen nicht einmal so viel übrig bliebe, um die Reisekosten bestreiten zu können. Wie wird sie sich, bis das Geld dort anlangt, helfen können?"

„Wenn sie bei honetten, wohlhabenden Leuten wohnt, so werden sie sie nicht auf der Gasse hinausstoßen," bemerkte Jan in seiner Gutmüthigkeit.

Lionel las die Briefe selbst durch, und fand, daß sich in der Hauptsache alles so verhielt, wie es eben von Mrs. Werner geschildert worden war.

Zum Schlusse lautete Sybille's Brief folgender Weise:

„Nachdem wir Ihnen zum letzten Male schrieben, kam Fritz mit Cannonby hier zusammen. Sie müssen sich, liebe Tante, dieses Namens, dessen Fritz in seinen Briefen so oft erwähnte, noch gut erinnern können. Kapitän Cannonby hat hier Anverwandte, die in ziemlich guten Verhältnissen zu sein scheinen. Wir wußten wohl, daß Kapitän Cannonby über See gereist, vermutheten ihn aber in den Bendigo-Goldgruben. Indeß fand ihn Fritz doch hier, und er benahm sich sehr freundlich und zuvorkommend gegen uns. Er verschaffte uns eine Wohnung in dem besten Hotel. Fritz fühlte sich etwas besser, und es wurde beschlossen, daß sie zusammen nach dem Orte, wo John verunglückte, gehen werden, um dort Erkundigungen über das Gold einzuholen, die wir uns in Melbourne, trotz aller Nachforschungen, nicht verschaffen konnten. Man wußte uns hier nicht einmal über den Namen John Massingbird Auskunft zu geben. Kapitän Cannonby, der, nebenbei gesagt, hier durch lukrativen Handel sein Glück gemacht haben will, war sogleich bereit, mit Fritz zu reisen. Dann erzählte mir Fritz von dem Verluste seines Portefeuilles, worin sich seine ganze Baarschaft, Kreditive oder wie das Ding heißt, befanden. Natürlich nach einem so empfindlichen Verluste stellte sich die Dringlichkeit über John's

Verlassenschaft Erkundigungen noch mehr heraus. Kapitän Cannonby stellte mich hierauf seinen Anverwandten, der Familie Eyres vor, sagte ihnen, daß mein Mann auf kurze Zeit tief in's Land verreisen müßte; worauf mich die Familie freundlichst einlud, die Zeit bei ihr zu verweilen. Und so bin ich hier, wo ich in einer äußerst liebevollen Behandlung doch einigen Trost finde.

„Tante Werner! Als ich am zweiten Tag schon, nachdem sie von hier abreisten, Kapitän Cannonby ganz allein mit verstörtem Gesicht zurückkommen sah, da glaubte ich, es wäre meine letzte Stunde gekommen, ich ahnte gleich das Schrecklichste und sagte ihm: Mein Mann ist todt! Und er bestättigte meine traurige Vermuthung. Fritz ist noch am selben Tag recidiv worden, und hat den Tag nicht überlebt.

„Liebe Tante Werner! Ich kann Ihnen nicht mehr schreiben, ich bin schwach und leidend, und wenn ich noch zehn Bögen mit der Detaillirung anfüllen wollte, so würde meine schreckliche Situation doch in Nichts gemildert werden. Ich sehne mich nach Hause zu Ihnen. Ich weiß, Sie werden mich aufnehmen und bei Ihnen einstweilen beherbergen. Ich bin vom Gelde, ganz entblößt. Schicken Sie mir gefälligst so viel Geld, daß ich in den Stand gesetzt werde, mit dem ersten heimwärtssegelnden Schiff meine Rückreise antreten zu können. Kapitän Cannonby verspricht mir, seine Nachforschungen wegen John's Gold auch in meiner Abwesenheit fortzusetzen und wenn diese zu einen günstigen Resultate führen sollten, uns das Gold nachsenden zu wollen.

„Mrs. Eyres, die soeben in meinem Zimmer verweilt, ersucht mich, Sie zu versichern, daß sie sich ganz glücklich fühlte, mich in ihrem Hause zu haben, und daß sie alles aufbieten werde, meine traurige Lage in etwas erträglicher zu machen. Die Haustöchter, die so ziemlich in meinem Alter sind, benehmen sich überaus freundlich gegen mich. Die Leute scheinen reich zu sein, und leben in intimer Freundschaft mit der Familie des Gouverneurs und mit allen, die zur

guten Gesellschaft zählen. Wenn ich bedenke, was aus mir geworden wäre, wenn ich nicht diese Familie gekannt hätte, da schaudert's mich vor dem schrecklichen Gedanken.

„Ich will noch an den Papa schreiben, und muß daher schließen. Kapitän Cannonby wird auf mein Ansuchen so freundlich sein, Ihnen Einiges über die letzten Momente meines unglücklichen Gatten selbst mitzutheilen. Schicken Sie mir das nöthige Geld alsogleich und ohne Verzug. Dieser Ort hier ist mir, seit er todt ist, noch mehr verhaßt, und ich möchte lieber sterben als länger hier verweilen zu müssen."

„Ihre anhängliche und äußerst betrübte Nichte.

Sybille Massingbird."

Lionel faltete den Brief zusammen.

„Es scheint, daß sie von Ihres Sohnes Erbanspruch auf Wernerskron noch nichts wußten, da in dem Brief keine Erwähnung davon gemacht wird," bemerkte Lionel.

„Ich glaube auch, daß sie's noch nicht erfahren haben werden," antwortete Mrs. Werner. „Lionel, Sie werden so gut sein, und für mich das Geld hinaus besorgen."

„Alsogleich," antwortete Lionel.

„Und wann kommen Sie nach Hause?"

„Wie meinen Sie das? Meinen Sie vielleicht, wann ich hieher komme?" erwiederte Lionel.

„Gewiß meine ich das, Wernerskron ist jetzt Ihre Heimat, Lionel, und war es eigentlich schon vor drei Monaten gewesen. Sie müssen sofort in's Haus kommen, Lionel."

„Ich glaube auch, daß es gut sein würde," antwortete er.

„Und ich werde Ihnen noch dankbar dafür sein," sagte Mrs. Werner. „Jetzt wird doch wieder ein Herr da sein, und meine Quälereien werden eine Ende haben. Ich bin gequält worden, Lionel. Ja, das hat mich auch krank gemacht, Mr. Jan," sagte sie sich gegen den Schreibtisch wendend. — „Der Eine beklagt sich über dieses, der Andere über jenes. Und mit jeder Kleinigkeit kommen sie über mich. Gewiß, diese

Geschäfte und Beschwerden über den Verwalter Roy haben mir das Leben verbittert."

„Ich werde Roy sofort entlassen, Mrs. Werner."

Mrs. Werner machte eine abweisende Bewegung mit der Hand, was so viel heißen sollte, daß sie das nichts mehr anginge.

„Lionel, ich habe nur eine Bitte an Sie. Sprechen Sie weder von den Gütern, noch von der Verwaltung zu mir. Sie sind Herr von Wernerskron, schalten und walten Sie nach Gutdünken. Werden Sie mich hinauswerfen?"

Lionel erröthete.

„Mrs. Werner, wie können Sie so etwas denken?"

„Sie haben das Recht dazu. Wäre Fritz an's Ruder gekommen, so hätte auch er es thun könneu. Aber es wird mir schwer fallen, mich wieder an ein anderes Haus gewöhnen zu müssen."

„Ich werde nie von einem solchen Rechte Gebrauch machen," sagte Lionel mit würdigem Stolze.

„Ich würde mich zumeist, und vielleicht ausschließend, auf mein Zimmer beschränken, und außer Mary Tynn auf das übrige Dienstpersonal, das Ihnen allein gehört, verzichten. Ach, das Bewußtsein, aller Sorgen jetzt enthoben zu sein, und sie auf Anderer Schultern zu wissen, thut mir sehr wohl! Mein armer Fritz! Meine theuren Söhne! Wie ahnte ich so wenig, daß ich Euch Beide und so schnell verlieren würde!"

Jan, der die ganze Zeit mit gespannter Aufmerksamkeit da gesessen, erinnerte sich plötzlich seiner vernachlässigten Patienten, und war mit einen Satz von seinem erhabenen Sitze wieder unten. Auch Lionel stand auf und wollte sich mit Jan zugleich empfehlen.

„Aber Sie sollten noch nicht gehen," sagte Mrs. Werner. „In fünf Minuten werde ich das Studierzimmer räumen und es Ihnen zur Verfügung stellen. Dieser Wechsel wird Ihnen viel zu schaffen geben, Lionel!"

„Ich weiß, ich weiß, liebe Mrs. Werner. Ich werde bald wieder zurück sein. Ich muß meine Mutter davon verständigen.“

„Also, Sie versprechen mir, Lionel, diese Ihre Heimat nicht mehr verlassen zu wollen?“

„Nein, ich werde sie nie verlassen,“ war Lionel's bestimmte Antwort. Und Mrs. Werner athmete freier auf. Sie freute sich jetzt ihrem sorgenlosen Leben mit Ruhe überlassen zu sein und sich um die Außenwelt gar nicht weiter kümmern zu müssen.

„Sie werden auch statt meiner einige Zeilen an Sybillen schreiben,“ rief Mrs. Werner Lionel zu.

„Wenn Sie es für nöthig finden, daß ich es thue,“ bemerkte Lionel etwas kalt.

„Und schicken Sie den Brief sammt Rimesse sogleich ab,“ sagte Mrs. Werner. „Sie werden schon selbst wissen, wie viel Sie schicken sollen. Sagen Sie auch Sybillen, daß Wernerskron nicht mehr mir gehört, und ich sie daher nicht zu mir laden könne, denn das ginge doch nicht. Sie ein junges Mädchen — und mehr ist sie auch nicht — den ganzen Tag mit Ihnen hier allein zu lassen, während ich auf meinem Zimmer eingesperrt bin. Schickt sich das?“

„Kaum,“ antwortete Lionel, die Achseln zuckend.

„Sie müßte natürlich zu ihren Schwestern gehen, armes Mädchen.“

Jan steckte seinen Kopf zur Thüre hinein. „Ich dachte, Du gehst mit Lionel?“

„Ja, augenblicklich.“

Sie gingen zusammen fort und begegneten auf dem Wege Mr. Bitterworth.

„Ist's wahr, was sich die Leute erzählen?“ frug Mr. Bitterworth in freudiger Aufregung, Lionel am Arm fassend, „daß Sie wieder Besitzer von Wernerskron geworden wären?“

„Ganz wahr.“ Und Lionel erzählte ihm den ganzen Vorfall.

„Sehen Sie," sagte Mr. Bitterworth, der großes Interesse an dieser Wendung der Dinge zu nehmen schien, „wie wenig es frommt, gegen das gute ehrliche Recht zu kämpfen, früher oder später, einmal muß doch das Recht triumphiren. Bei Ihnen hat es sich schnell und auf eine wunderbare Weise erwiesen. Ich hab's meinem gottseligen Freunde gesagt, daß die Massingbird's gar keinen Anspruch auf Wernerskron hätten, und wenn sie auf Ihre Kosten davon Besitz nehmen, so würde es ihnen gewiß kein Glück bringen. Nicht etwa daß ich an den plötzlichen Tod dieses Armen dachte! Mögen Sie von nun an ungestört im Besitz Ihres Erbgutes bleiben, und nach Ihnen auf Ihre Kinder vererben!"

Lionel und Jan setzten ihren Weg fort, mußten sich aber bald trennen. Jan machte sich an die Runde zu seinen Patienten, und Lionel schlug seinen Weg nach Deerham Court ein.

Als er in's Zimmer hineintrat, fand er Lucy Tempest mit einer Handarbeit beschäftigt, allein. Lucy schaute auf, und fuhr erschreckt zusammen, als sie Lionel vor sich stehen sah.

„Was ist denn? Warum kommen Sie zurück? Ist irgend ein Unglück geschehen?" frug Lucy in größter Aufregung. Lionel mußte über diese Heftigkeit, ihr schnelles Erröthen und über ihr Staunen herzlich lachen.

„Ich glaube kaum, daß dem Train irgend was passirte," antwortete Lionel. „Ich ging gar nicht mit. Lucy, wo ist die Mutter?"

„Sie ist mit Decima ausgegangen," antwortete Lucy.

Lionel fühlte ein augenblickliches Unbehagen, er wußte wie wohlthuend, wie erwünscht, diese Botschaft seiner Mutter wäre. Lucy wartete in ängstlicher Spannung die Lösung dieses Räthsels ab.

„Was werden Sie sagen, Lucy, wenn ich Ihnen die Mittheilung mache, daß mich Deerham denn doch nicht los wird?"

„Ich verstehe Sie nicht," antwortete Lucy, vor Staunen und Aufregung über und über erröthend. „Wollen Sie damit sagen, daß Sie hier zu bleiben gedenken?"

„Nicht hier in diesem Hause, daß würde eine Kalamität für Sie sein."

Lucy sah ihn mit einer Miene an, die ihm deutlich merken ließ, daß sie es ihrerseits am wenigsten für eine Kalamität halten würde.

„Sie sind eben so boshaft, wie unsere französische Gouvernante in der Rektorei," erwiederte Lucy, „die wollte uns auch nie etwas sagen, ohne uns lange rathen zu lassen."

Diese Worte wurden durch das plötzliche Geläute, das von dem Kirchenthurm herüber tönte, unterbrochen. Es war ein fröhliches Glockengeläute. Die Besorgniß, es könnte irgend eine dienstwillige Person in mißverstandenem Diensteifer sich veranlaßt gefunden haben, zu Ehren seines Erbantritts die Glocken läuten zu lassen, der entschieden schlechte Geschmack eines solchen Vorgehens, falls seine Vermuthung sich bewähren sollte, rief eine Entrüstung in seinem Innern hervor. Seine jetzige Erbschaft hatte Mrs. Werner das Leben ihres Sohnes gekostet!

Seine Vermuthung traf auch richtig ein. Einer von den Dienern, der im Dorfe war, kam athemlos herangestürzt, und erzählte, daß Mr. Lionel wieder ihr Gutsherr geworden, und daß ob dieses freudigen Ereignisses die Thurmglocken geläutet wurden. Lucy hörte ihm aufmerksam zu und wendete sich dann an Lionel, ihre Blicke auf ihm ruhen lassend.

„Ja, es ist so, Lucy," antwortete er, ihre stumme Frage beantwortend. „Wernerskron gehört mir, aber . . ."

Lucy gerieth in eine besondere Aufregung. Lionel konnte das mächtige Pochen ihres Herzens vernehmen, konnte sehen, wie ihre Augen sich plötzlich vor Rührung und inniger Theilnahme füllten.

„Ich bin so froh,“ sagte sie in herzinnigem Tone. „Ich dachte, daß es so kommen müsse. Haben Sie endlich das Codicill gefunden?“

„Husch! Lucy! Bevor Sie sich der Freude hingeben, müssen Sie erfahren, welche Umstände damit verknüpft sind. Das Codicill ist nicht gefunden worden. Aber Fritz Massingbird ist gestorben.“ Lucy schüttelte ihren Kopf und sprach:

„Ja wohl, das ist Gottes Fügung. Er hatte nun einmal kein Recht auf Wernerskron. Ich konnte ihn nicht leiden. Indeß bedaure ich, daß er sterben mußte. Und — Sie, Lionel, werden also nicht mehr wegreisen?“

„Ich denke nicht mehr daran.“

„Ich freue mich so! Ich darf's Ihnen sagen, daß ich mich darüber freue. Darf ich nicht?“ Sie hielt mit einer gewissen Scheu Lionel ihre Hand hin, als sie die Frage an ihn gerichtet. Lionel nahm sie zwischen seine beiden Hände und spielte so zärtlich mit derselben, gerade wie er es mit Sybillen's Hand zu machen pflegte. Und als er sich zu ihr niederbeugte und mit ihr sprach, durchzitterte seine gedämpfte Stimme gewiß kein Ton des Hasses, sondern die innigste Liebe sprach sich in Blicken und Worten aus.

„Ich bin auch froh, Lucy, denn am meisten hat mich bei meinem vorgehabten Reiseprojekte der Gedanke betrübt, von Ihnen nun so weit entfernt leben zu müssen.“

Lucy lachte und zog schnell ihre Hand zurück, ihr wonnestrahlendes Gesicht vor Lionel's Blicken verbergend.

„Wie Sie sehen, Miß Lucy, werde ich Ihnen noch länger zur Last fallen,“ sagte er in etwas leichtfertigem Tone, als er sich von ihr empfohlen und dazu angeschickt hatte, in weitausgeholten Schritten — die selbst Jan's Storchenbeine nicht zu scheuen hätten — nach dem Kirchenthurm zu gehen und dort die läutenden Glocken zu fragen, ob sie sich denn wegen ihres taktlosen Benehmens nicht ein wenig schämten.

Drittes Capitel.

Roy verschluckt eine bittere Pille.

Und so hatte das göttliche Recht und die Gerechtigkeit endlich doch gesiegt, und Lionel von seinem Eigenthum Besitz genommen. Auch Mrs. Werner bezog ihr Zimmer, das fortan die Summe alles dessen bilden sollte, was sie von Wernerskron ihr eigen zu nennen hatte. Bis auf ihre körperliche Schwerfälligkeit hatte sie sich auch über kein sonstiges Leiden zu beklagen, und lehnte Jan's Präservativmittel entschieden ab.

„Sie werden einem Schlaganfall erliegen," sagte Jan ihr rundweg.

„Und was wird weiter sein, mehr als sterben kann ich nicht. Ich kann mich nun einmal nicht von Ihren medicinischen und chirurgischen Mitteln martern lassen, Mr. Jan. Alten Leuten sollte man Ruhe gönnen und sie die wenigen Tage, die ihnen noch bleiben, verschlafen lassen."

„Man könnte Ihnen eben so gut Gift geben als Sie immer schlummern lassen," remonstrirte Jan.

„Sie möchten mich gerne spärlich leben, darben sehen, kurz — und möchten vielleicht noch, daß ich wieder Ausflüge machte! Nicht wahr, das möchten Sie, Mr. Jan?"

„Gewiß möchte ich das und Ihr Leben um zehn Jahre verlängern," sagte Jan.

„Schade um Ihre Zeit und Mühe, die Sie bei mir verschwenden, Mr. Jan. Gehen Sie hin und versuchen Sie Ihre Beredsamkeit an leichtgläubigen Patienten. Ich habe immer

genug zu essen gehabt und werde es mit Gottes Hilfe weiter thun können, und was die Bewegung und das Ausgehen anbelangt, so ist das etwas, das ich durchaus nicht kann. Mein Gott! Wenn Jemand einmal meine Korpulenz erlangt, ist es gewiß barbarisch, so etwas von ihm verlangen zu wollen."

Mrs. Werner hatte kaum die letzten Worte ausgesprochen, als sie wieder in ihren Lieblingsschlummer verfiel. Jan entfernte sich, ohne weiter ein Wort zu verlieren.

Als die Kunde von Lionel Werner's Erbschaftsübernahme auch dem Verwalter Roy zu Ohren kam, preßte er vor Wuth die Zähne aneinander. Hätte er die Folgen voraus sehen können, er würde gewiß kein so böses Spiel getrieben haben. Aber es fiel einem Hartschädel, wie Roy war, gar nicht ein, den möglichen Fall, daß auch Fritz Massingbird sterben könnte, im vorhinein zu erwägen.

Wie sollte der Sensenmann, einem jungen, kräftigen Manne wie Fritz, was anhaben können? Es ist allerdings wahr, daß John trotz seiner Jugend dennoch starb. Aber er wurde gewaltsam getödtet. Hätte Roy sich die Mühe genommen darüber nachzugrübeln, so würde er gerade John's Tod als Argument benützt haben, um überzeugt zu sein, daß Fritz um so gewisser ein langes Leben fristen würde, weil es zu den größten Unwahrscheinlichkeiten gehört, daß zwei Brüder in der Blüthe ihrer Jahre, Einer nach dem Andern dem Tode zum Opfer fallen.

Roy bewohnte ein kleines alleinstehendes Häuschen, das oberhalb Clay Lane und unweit vom Jägerhaus gelegen war.

An jenem Morgen, an welchem das Glockengeläute, welches Lionel's Unwillen in so hohem Maße hervorrief, ertönte, war Roy zu Hause geblieben.

Mrs. Roy, die noch jedes Mal, so oft die australische Post angelangt war, in ihrer Hoffnung getäuscht wurde, saß auch dießmal bekümmert und betrübt in einem Rutschsessel, in welchem Lukas, als er noch ein kleines Kind war, geses-

sen hatte, und den Mrs. Roy nur dann zu ihrem Sitz wählte, wenn sie Muße hatte, über die Vergangenheit nachdenken zu können. Wieder hatte sie eine verlorne Hoffnung zu beweinen. Die australische Post war längst schon an die Parteien ausgegeben, und sie war wieder mit leeren Händen abgezogen.

Daß Lukas vielleicht mit seinem Herrn John Massingbird ein gleiches Schicksal theilte, war das wenigstens, was sie fürchtete. Die Angst und Besorgniß um Lukas war eine große und drückende, die sich nicht beschwichtigen ließ, und worüber sie, zu Mr. Roy's Entsetzen, schon viele Thränen vergossen hatte.

„Da plärrt sie schon wieder, die Unausstehliche! Ich an Deiner Stelle würde mir einen Eimer zu Füßen stellen, und möchte dabei ersparen, das Regenwasser aufzufangen," herrschte sie Roy an.

„Wenn der Postbote einen Brief für uns gehabt hätte, so wäre er schon längst da gewesen," erwiederte Mrs. Roy wieder in einen Strom von Thränen ausbrechend.

Zufällig aber hatte derselbe Umstand, das Ausbleiben des Postboten nämlich, dießmal auch ihren Mann ganz verstimmt gemacht. Doch war's nicht das väterliche Herz, das über das ungewisse Geschick seines Sohnes sich kränkte. Nein, Roy war solchen zärtlichen Gefühlen nicht zugänglich, ihm war's ganz gleichgiltig, ob Lukas fleißig oder gar nichts von sich hören ließ. Er zweifelte nicht im Geringsten, daß sein Sohn noch lebte, und vielleicht reich und glücklich lebte und er konnte daher mit Gleichmuth einen Bericht oder gar seine persönliche Rückkunft abwarten.

Wornach sich Roy eigentlich so sehr sehnte, das war ein Brief seinem neuen Herrn Fritz Massingbird, der ihn in seiner Stellung als Verwalter bestätigen sollte. Er hatte schon mit der vorletzten Post sein Anstellungsdekret erwartet, und rechnete jetzt nun ganz sicher darauf. Dies war auch die Ursache, warum Roy zu Hause blieb, und ungeduldig an der

Thür auf den Postboten wartete. Doch der Bote kam nicht, und Roy ließ den Muth sinken.

„Sie werden Beide zurückkommen, das wird's sein," schloß Roy, nachdem er sein Mißbehagen etwas bewältigt hatte. „Vielleicht kommen sie schon mit diesem Schiffe! Ich möchte doch wissen, ob das Schiff auch Passagiere bringt!"

„Er muß leider gestorben sein," seufzte Mrs. Roy.

„Er ist so wenig gestorben, wie Du gestorben bist," erwiederte Roy. „Er macht sein Glück draußen, und wird dann hereinkommen. Das sieht ihm gleich. Er kann jeden Augenblick da sein."

Die letzten Worte erschreckten Mrs. Roy.

„Was hast Du? Was fehlt Dir?" frug Roy, als er das leichenbleiche Gesicht seines Weibes gewahrte. „Bist Du verrückt geworden?"

„Ich will ihn nicht zu Hause kommen sehen," antwortete sie mit einem unterdrückten Seufzer. „Aber hören möchte ich gerne, ob er noch lebt und wie's ihm geht. Ach, ich träume immer davon."

„Du solltest lieber davon träumen, wie Du das Mittagmahl fertig machst. Ich habe Dir gesagt, daß ich zu Mittag Schweinfleisch mit Rüben haben will. Merk' Dir das, Weib, ich gehe jetzt fort und komme punkt Zwölf. Wenn's nicht fertig sein sollte, dann geht's über Deine alte Haut."

„In dem Momente riß Roy die Thür, die von der Küche auf die Straße führte, heftig auf, um das plötzlich ertönende fröhliche Glockengeläute besser vernehmen zu können. Diese in dem ruhigen Deerham seltenen Klänge machten Roy ein wenig stutzen.

„Was ist los? Heda!" schrie er, indem er einen vorüberlaufenden Knaben am Genick erfaßt hatte.

„Warum brummen denn die Glocken gar so entsetzlich? Sag' an, Junge!"

Nach einem solch' summarischen Verfahren blieb dem armen Jungen keine andere Alternative, als stehen zu blei-

ben. Wir hatten einmal schon das Vergnügen, diesen jungen Mann kennen zu lernen; es war Master Dany Duff. So schnell war er gelaufen, daß er einige Minuten brauchte, um ausschnaufen und sprechen zu können.

Der erschrockene Knabe mußte das Zaudern, welches die Wuth des kühnen Angreifers noch mehr gereizt, mit einem tüchtigen „Schopfbeutler“ bezahlen.

„Kannst Du nicht sprechen, Dany Duff? Kennst Du den nicht, der Dich jetzt geschopfbeutelt? Was bedeutet dieses Gebimmel?“

„Bitt' gestrenger Herr, es ist wegen Mr. Lionel Werner.“

Diese Antwort machte Roy ein wenig stutzen. Er wußte, sowie jedes Kind in Deerham, daß Mr. Lionel Werner's Abreise auf diesen Tag festgesetzt war. Aber daß die Glocken deshalb in freudige Bewegung gerathen sollten, das schien selbst ihm, dem herzlosen Menschen unglaublich.

Dany Duff erhielt einen zweiten Schopfbeutler und einen tüchtigen Verweis.

„Ja, für ihn läuten die Glocken,“ wiederholte der Junge.

„Deßhalb, weil ich dieses gesagt habe, brauchen Sie mir noch nicht die Seele aus dem Leibe zu beuteln. Mr. Lionel hat endlich Wernerskron wieder bekommen, er reist auch nicht mehr ab, und das verkünden die Glocken jetzt ganz laut. Mama sagte, ich sollte mit der Nachricht zum Jäger laufen und daß ich wenigstens auf einen Penny Trinkgeld rechnen darf.“

Roy ließ den Knaben los. „Ist vielleicht das Codicill gefunden worden?“ stotterte er ängstlich hervor.

Dany Duff schüttelte den Kopf. „Ich weiß nichts von einem Krokodil,“ sagte er, „Mr. Fritz Massingbird ist gestorben. Er kann daher nicht Mr. Lionel Werner in seinem Besitzthum stören, und deßhalb läuten die Glocken.“

Kaum war Dany Duff losgelassen, so sprang auf und davon. Roy's Gemüthsstimmung war nicht dazu angethan, die

höhnischen Antworten weiter anzuhören. Er glühte vor Aufregung und frug sich selbst, ob er es denn wirklich glauben sollte. Mrs. Roy, deren Thränen etwas gestillt waren, trat näher hervor.

„Roy! Was wirst Du jetzt anfangen?“ frug sie mit einer zurechtweisenden Miene. „Ich habe Dir immer gesagt, Du sollst's mit Mr. Lionel halten. Roy, Du bekommst eine bittere Pille zu verschlucken!“

Die bittere Pille wollte ihm aber um so weniger munden, weil er von seinem eigenen Weibe darauf aufmerksam gemacht wurde. Er überhäufte sie deßhalb mit einer Fluth von Schimpfworten, stieß sie gewaltsam zurück, schlug die Thür hinter sich zu, und entfernte sich von seinem Hause. Ein schwacher Hoffnungsstrahl, daß die Nachricht, denn doch falsch sein könnte, hatte ihm noch auf diesem kurzen Wege geleuchtet.

Aber er überzeugte sich bald von der Wahrheit dieses Gerüchtes, Fritz Massingbird war wirklich todt, und Mr. Lionel Werner der Besitzer von Wernerskron.

Roy stand wie versteinert da. Das Verschlucken einer bittern Pille, wie es Mrs. Roy zu bezeichnen beliebte, würde ihm keine so große Ueberwindung gekostet haben, aber ihn ängstigte der Gedanke, daß es mit dem Verschlucken einer oder auch mehrerer bittern Pillen bei Mr. Lionel Werner nicht abgethan sei, und daß er vielleicht seines Dienstes gänzlich entlassen werde. Als er so nachdenkend, mitten in einem dichten Knäul von Neugierigen stand, da verstummten die Glocken eben so schnell und unversehens, wie sie zu läuten begannen. Und unmittelbar darauf sah man Mr. Lionel Werner aus der Kirche kommend, auf die einzelnen Gruppen zuschreiten. Roy trat aus der Mitte heraus, zog seinen Hut tief ab, und stand so lange baarhaupt vor Lionel bis er aus seinem Gesichtskreise verschwunden war. Das war die erste bittere Pille die Roy verschlucken mußte.

Mit dieser Demüthigung war's aber noch nicht abgethan. Am andern Morgen schon wurde er auf Wernerskron beschieden. Dort angelangt, wies man ihn in das alte Geschäftszimmer oder Studierzimmer.

Ach! welche Veränderung, welche gänzliche Umstaltung war hier vor sich gegangen! Da saß nicht mehr jener schwache Invalide Stephan Werner, der allen Geschäften aus dem Wege ging und sich überall von Roy vertreten ließ. Auch nicht die unwissende, behagliche Mrs. Werner, welcher, wie sie es selbst zugestand, Roy das schwarze weiß und weiße schwarz machen konnte, sondern da saß ein junger willens und thatkräftiger Mann, ein wirklicher Herr. Herr seiner selbst und Aller, die von ihm abhingen.

Roy, hatte dies gleich im ersten Momente seines Eintrittes gefühlt.

Lionel war gerade von seinem Sitz aufgestanden und schien auf dem mit Papieren bedeckten Tisch etwas zu suchen. Als er Roy gewahrte, verließ er seinen Platz und stellte sich vor ihn hin, mit seiner stattlichen Figur und seiner äußerst vornehmen Haltung selbst einem Roy imponirend.

Aber Lionel der dem Unbedeutendsten und Aermsten auf seinem Gutsgebiete nicht anders als freundlich und zuvorkommend zu begegnen gewohnt war, grüßte auch Roy in einem ruhigen höflichen Ton.

„Setzt Euch nieder," sagte er. „Ich glaube Ihr seid Euch der Ursache bewußt, warum ich Euch rufen ließ."

Roy nahm den angebotenen Sitz nicht an. Er stand ganz zerknirscht, und stammelte etwas dergleichen hervor, daß er die Art und Weise seines bisherigen Umganges mit den Arbeitsleuten ändere, falls der neue Gebieter ihn in seiner Stellung belassen wollte.

„Ihr wißt ganz gut, daß mir so etwas nicht gleichsieht," antwortete Lionel ganz kurz. „Aber ich will nicht

barsch mit Euch verfahren. Und wenn Ihr arbeiten wollt, so könnt Ihr Beschäftigung bei mir finden."

„Sie wollen mich also in meinem Posten als Oberaufseher im Ziegelhof nicht belassen, Sir?"

„Nein," antwortete Lionel. Wir thäten vielleicht besser, von den frühern Vorgängen so wenig als möglich zu sprechen, ich müßte Euch sonst derbe Wahrheiten sagen, die Ihr schon vertragen könntet. Wie gesagt, wenn Ihr wollt, könnt Ihr Arbeit und gute Bezahlung bei mir haben."

„So wie jeder gewöhnliche Arbeiter, Sir?" frug Roy in einem etwas mürrischen Ton.

„Aber wie einer der Bessern."

Roy zögerte mit der Antwort. Der große Schlag der ihn bedrohte, war also gegen ihn geführt.

„Darf ich um ein oder zwei Tage Bedenkzeit bitten, Sir?" stotterte er endlich hervor.

„Ein Dutzend Tage wenn Ihr wollt. Arbeit ist immer zu haben. Und wenn Ihr es vorzieht die Zeit mit Nachdenken zuzubringen, so ist das Eure und nicht meine Sache."

„Dank' Ihnen Sir. Ich werd's mir überlegen. Es ist doch hart, zum Tagwerker herabzusinken, wenn man bisher so zu sagen, ein halber Herr war!"

„Roy!"

Roy der sich schon empfohlen hatte, mußte nochmals umkehren.

„Befehlen, Sir!"

„Wenn Ihr in Eurer Wohnung bleiben wollt, so müßt Ihr Euch gefallen lassen, dafür Zins zu bezahlen. Ich glaube Mr. Werner hat Euch die Wohnung zu den Accidentien gerechnet. Mrs. Werner wird es wahrscheinlich so belassen haben. Jetzt hat's aber ein Ende. Ich kann Euch keinen Vorzug vor einem andern Arbeiter geben."

„Ich werd's mir überlegen," wiederholte Roy, als er noch mehr gedemüthigt zum zweitenmal sich entfernte.

Bevor eine Woche vorüber war, kam Roy wieder nach Wernerskron und meldete gehorsamst, daß er die Arbeit annehme und Zins zahlen wolle, doch erwartete er, daß der gnädige Herr, keine allzuhohe Ziffer ansetzen werde.

„Das könnt Ihr mit Beruhigung erwarten. Ihr werdet nicht mehr zahlen, als die Andern, die ein gleich großes Haus bewohnen. Mr. Werner's Zinsungen waren, wie Ihr wisset, nicht hoch, und mir wird es gewiß nicht beifallen, dieselben zu erhöhen."

Und so verblieb Roy auch ferner auf dem Gute.

Viertes Capitel.

„Es ist ein Schlaganfall."

Eine kurze Zeit war seit den im letzten Kapitel erzählten Ereignissen verstrichen.

Eines Abends, als Jan sich zu Bette begeben wollte, wurde die Glocke geläutet. Jan öffnete das Fenster und frug, was vorgefallen, darauf kam ein Knabe von ungefähr zwölf Jahren in Sicht. Jan erkannte ihn sogleich als den jüngsten Sohn des herrschaftlichen Jägers.

„Die Mutter ist krank geworden!" rief der Knabe hinauf.

„Was fehlt ihr?" frug Jan.

„Bitt', gnädiger Herr, sie hat sich den Magen verdorben, sie jammert fürchterlich. Der Vater meint, sie wird sterben."

„Jan kleidete sich rasch an, steckte eine Opiumtinktur zu sich, und machte sich auf den Weg. Im Jägerhaus an-

gelangt, fand er das Weib so bedenklich krank, daß er sogleich eine unfreiwillige Vergiftung vermuthete.

„Was hat sie genossen?“ frug Jan.

„Junge Erdschwämme.“

„Das ist schon das Rechte.“ Er riß aus seinem Notizbuche ein Blatt heraus, kritzelte einige Worte darauf, und beorderte den Knaben mit diesem Recept in die Officin zu Master Quark zu laufen.

„Jetzt schau' her, Jack,“ sagte er. „Wenn Du Deine Mutter wieder gesund haben willst, so laufe, was Du laufen kannst. Ich kann früher nichts thun, bist Du mir nicht das bringst, was ich hier verschrieben habe. Geh' den kürzesten Weg am Weidensumpf vorüber und gradaus auf meine Wohnung zu.“

Der Knabe schaute ihn ganz verstört an.

„Am Weidensumpf vorüber!“ wiederholte er. „Nicht um die ganze Welt würde ich in der Nacht da vorübergehen.“

„Warum nicht?“ frug Jan.

„Ich könnte Rachel Frost's Geist sehen,“ erwiederte Jack mit glotzenden Augen.

Das alberne Gespenstersehen des guten Jack schien Jan viel Spaß gemacht zu haben. Er ließ sich auf einen hohen Preßtisch in der Küche nieder und grinste Jack an.

„Was wird der Geist Dir thun?“ frug er.

Jack antwortete gar nichts darauf. Er wußte nur so viel, daß weder er noch sonst Jemand des Nachts diesen Weg eingeschlagen, seitdem es bekannt geworden, daß Rachels Geist umgehe.

„Würdest Du auch dann nicht gehen, wenn Du Deine Mutter dadurch vom Tode rettest, Jack?“

„Ich würde dort nicht vorübergehen, wenn es sich um den Preis einer dort auf einem Pfahl aufgespießten Hammelskeule handeln sollte,“ antwortete der Knabe in tödtlicher Angst darüber, daß ihn Jan doch diesen Weg schicken könnte.

„Bist mir ein zärtlicher Sohn! Ein tapferer Junge, Jack!“

„Jim Hook ging einstens in der Nacht vorüber und hat ihn gesehen,“ wiederholte der kleine Junge. „Es wird mich keine zwei Minuten länger aufhalten, wenn ich über Clay Lane gehe, gnädiger Herr!“

„Mach' Dich auf die Beine und schau', daß Du schnellstens zurückkommst,“ herrschte ihn Jan an. „Wer hat ihm so etwas in den Kopf gesetzt?“ frug Jan, sich an den Jäger, der am Herrde stand und heißes Wasser bereitete, wendend.

„Kleines Narrenvolk,“ sprach der Jäger vor sich hin. „Ich glaube, die Gespenstergeschichte entstand dazumal als man Robin Frost an einer mondhellen Nacht am Rande des Weidensumpfes lange spazieren gesehen.“

„In welcher Absicht ging Robin Frost dort spazieren?“ frug Jan höchst überrascht.

„Ich kann's nicht sagen. Ich weiß nur so viel, daß nicht viel Gutes davon herauskam, ich hab's ihm, als er letzhin bei mir war, gesagt. Die Leute erzählten sich, er komme hier mit dem Geist seiner Schwester zusammen, und das machte die ganze Gegend rebellisch.“

Jack kam wirklich in einer fabelhaft schnellen Zeit zurück, und hätte, wenn er den Weidensumpf mitten durchgekreuzt, auch nicht flinker sein können.

Jan setzte Alles selbst zurecht und verließ erst dann das Jägerhaus, bis sich Mrs. Broom wieder ganz wohl gefühlt. Es war dies Jan's gute, vielleicht beste Eigenschaft, daß er den Armen nicht um ein Haar weniger Aufmerksamkeit schenkte als den Reichen.

Jan schlug den nächsten Weg, den Weidensumpf entlang, nach seiner Wohnung ein. Jan fürchtete keine Gespenster und am allerwenigsten den „Geist“ der armen Rachel. Es war eine helle, scharfe, ziemlich frostige Nacht. Als Jan dem Sumpfe näher kam, blieb er stehen und betrachtete

stillschweigend die verhängnißvolle Stätte. Er war dazumal, als die unglückliche Katastrophe vor sich ging, in der Fremde gewesen.

„Wie das Jack und die ganze furchtsame Sippschaft erschrecken würde,“ sprach Jan laut vor sich hin, „wenn eines —“

„Sind Sie's, gnädiger Herr?“ Jeder andere, dessen Nerven weniger gestählt waren, würde bei dieser plötzlichen Erscheinung und an dieser verrufenen Stelle gewiß eine Anwandlung von Angst empfunden haben. Nicht so Jan. Er sah der Erscheinung muthig in's Gesicht, und erkannte allsogleich in ihr die leibhafte Person des Dieners Bennet, der von Jan's Wohnung hinter der Hecke hervorgekommen war.

„Ich war bei Ihnen, gnädiger Herr, und da sagte man mir, Sie wären im Jägerhause, und so wollt' ich gerade hinübergehen. Meine Gnädige ist plötzlich unwohl geworden.“

„Eine Ohnmacht vielleicht?“ frug Jan.

„Viel schlimmer gnädiger Herr. Es ist ein Schlaganfall. Wenigstens theilt mein Herr und Mrs. Thynn diese Meinung. Sie sieht einer Todten gleich und der Schaum fließt ihr vom Munde.“

Jan eilte was er nur konnte und schlug den nächsten Weg nach Wernerskron ein.

Das langgeahnte Uebel hatte sich richtig eingestellt.

Es war wirklich ein Schlaganfanfall; und was das Aergste dabei war, Jan wollte nicht viel Hoffnung geben.

„Ich bin nur zufällig daraufgekommen,“ sagte Mrs. Thynn zu Jan. „Ich bin unversehens wach geworden und da Mrs. Werners Schlaf von jeher von einem geräuschvollen Schnarchen begleitet war, so fiel mir die plötzliche Stille auf, ich stand sogleich auf, trat an's Bett hin, rückte das Nachtlicht aus dem Schatten hervor, und sah zu meinem Entsetzen was vorgefallen. Ich rief sofort Mr. Lionel herbei.“

„Wirst Du sie wieder herstellen?“ frug Lionel.

Jan gab gar keine Antwort. Er mochte seine Gründe dafür gehabt haben. Nichts destoweniger aber ging er mit großem Ernste an seine Aufgabe.

Sie erholte sich nicht mehr. Sie überlebte den herannbrechenden Morgen kaum. Mit dem Schlag acht wurde das Todtenglöcklein für sie geläutet. Dieselbe Glocke, die kurz zuvor das freudige Ereigniß von Lionels Erbschaftsantritt lärmend verkündigt hatte, zeigte jetzt der herbeiströmenden Bevölkerung in traurigen dumpfen Tönen den Tod von Mrs. Werner an.

In der That, der Tod hat in dem letzten Jahr in Wernerskron sich heimisch gemacht.

Fünftes Capitel.

Wie Jan Fieberkranke behandelt.

Ein kalter heiterer Tag mitten im Winter. Das Gabelfrühstück wurde so eben in Deerham Court eingenommen und Lady Werner, Decima und Lucy Tempest waren im Speisesaal um das lustig prasselnde Kaminfeuer versammelt. Lucy hatte das Fieber. Sie lachte aber dazu; sie sagte, sie sei von jeher an Fieber gewöhnt. Lady Werner bestand aber darauf, daß sie in einen dichten Shawl sich hüllen und den ganzen Tag das warme Zimmer nicht verlassen sollte. Und so hatte sie in einem Lehnstuhle, den Kopf an ein weiches Seidenkissen zurückgelehnt, da gesessen; halb lachend, daß man sie zum Invaliden gemacht, und halb sich dagegen sträubend, daß sie so ruhig sitzen mußte. Lady Werner saß ihr gegenüber. Sie trug ein schönes schwarz=

seidenes Kleid, die Trauer um Mrs. Werner, und eine weiße Spitzenhaube mit feinster Seidenstickerei. Die weißen Glacehandschuh waren tadellos und schmiegten sich ganz knapp an, ohne auch nur ein Fältchen zu ziehen, und ein überaus seltenes, feines Sacktuch lag in vornehmer Nachlässigkeit auf ihrem Schooße. Lady Werner konnte sich jetzt ihrer kostspieligen Passion für weiße Handschuhe und feine Sacktücher ungestört hingeben; denn die Zulage die sie von Stephan Werner anzunehmen verweigerte, wurde ihr jetzt von ihrem Sohne Lionel im reichsten Maße zu Theil. Lionel war als Gentlemen und Sohn hochherzig und zartfühlend zugleich. Er hätte seiner Mutter die Hälfte seines Vermögens geben können, ohne das undelikate Wort „Geschenk" auch nur zu erwähnen.

Deerham Court hatte jetzt eine glänzende Equipage, prachtvolle Pferde und einen starken Zuwachs an Dienerschaft. Lady Werner machte und empfing Besuche. Auf ihrem Gesichte war keine Spur von Gram oder Kummer mehr zu lesen, und die gewisse Gereiztheit in ihrer Stimme hatte sich ganz verloren.

Lady Werner hatte aber ihre Sucht, überall Schwierigkeiten finden zu wollen, wenn auch nicht im Großen, so doch im Kleinen fortgetrieben. Diesmal gab ihr Lucy's Fieber einen sehr dankbaren Stoff dazu ab. Sie hatte schon nach dem ersten Frühstück, trotz Lucy's lachendem Proteste um Jan geschickt, und er war noch immer nicht erschienen. Lady Werner erblaßte vor Zorn über diese Rücksichtslosigkeit.

Endlich nach dem zweiten Frühstück war Jan gekommen und zwar in demselben Momente und zur selben Seitenthüre, die der Diener mit dem Speisenbrette passiren mußte, und den Jan mit der Schwungradbewegung die seine langen Beine machten, sammt den Schüsseln, bald über den Haufen geworfen hätte.

Lady Werner hatte es schon längst aufgegeben, ihm

darüber, daß er stets beim Dienstbotenpförtchen und nie zur Hauptthür in den Speisesaal kam, Vorwürfe zu machen, weil sie, wie sie selbst sagte, Zeit und Lunge, beide so kostbare Dinge, nicht umsonst vergeuden wollte. Jan hätte sogar keinen Anstand genommen, durch den Schornstein mit Ruß geschwärzt herabzukommen, wenn es einen Zeitgewinst von einer Minute eingebracht hätte.

„Wer ist denn eigentlich der Patient?“ frug Jan.

Jan mußte sich vor Allem, wegen seines langen Ausbleibens, eine scharfe Rüge von Lady Werner gefallen lassen.

„Ich kann nicht zu gleicher Zeit auf zwei Plätzen sein,“ antworte der gutmüthige Jan.

„Ich war seit vier Uhr Morgens, bis vor fünf Minuten bei einem Patienten beschäftigt.

„Wer ist also krank?“

Lucy übernahm es, ihr Leiden nach ihrer eigenen Ansicht zu erklären, und meinte, daß es bis auf ein wenig Fieber sehr unbedeutend sei.

„Himmel,“ schrie Jan in einem gewissen verächtlichen Tone. „Glaubte man nicht es läge Jemand in den letzten Zügen. Quark sagte mir, man hätte nicht weniger als sechsmal hinter einander um mich geschickt.“

„Nun, wenn Du Miß Tempest nicht behandeln willst, so brauchst Du es nur zu sagen; ich schicke dann um einen andern Arzt,“ antwortete Lady Werner etwas gereizt.

„Ich stehe jedem, der meine ärztliche Hilfe in Anspruch nimmt, zu Diensten,“ antwortete Jan.

„Wo fühlen Sie denn die Symptome des Fiebers? Im Kopfe oder in der Brust?“

„Ich fange an, hier etwas dergleichen zu spüren,“ antwortete Lucy auf ihre Brust deutend.

„Nun so nehmen Sie einen Leinwandlappen, tauchen ihn in kaltes Wasser, winden ihn gut aus und legen ihn so auf den Nacken, daß die beiden Ende die Brust ein

wenig bedecken. Der Lappen muß mindestens drei Zoll breit und doppelt übereinander gelegt sein. Von Außen muß der Umschlag mit irgend einem wasserdichten Stoff überzogen werden, damit die Feuchtigkeit nach innen gekehrt bleibt. Verstehen Sie mich wohl, Miß Lucy," setzte Jan mit einer wichtigthuenden Miene hinzu. „Ich glaube Decima hat welchen. Oelgetränkter Stoff taugt nichts, der ist zu dick. Dann nehmen Sie alle zwei Minuten einige Tropfen laues Wassers, Limonade oder sonst eine beliebige Flüssigkeit und lassen es sanft Ihre Kehle hinabgleiten. Wenn Sie das Alles so genau machen werden, wie ich's Ihnen vorgeschrieben habe, so werden Sie die Brustschmerzen bald verlieren, und keinen Husten bekommen."

Lady Werner hörte diese Anordnungen mit ergötzlichem Staunen an. Sie war an Doktor West's ellenlange Recepte gewöhnt gewesen.

Auch Decima konnte sich des Lachens nicht erwehren.

„Jan!" sagte sie, „Ich hätte geglaubt, ein altes Weib, aber nicht ein Doktor könnte solche lächerliche Mittel anrathen."

„Es wird Sie kuriren," antwortete Jan, „Ich will dem Husten vorbeugen. Ein Präservativmittel ist immer das Beste was ein anständiger Arzt bieten kann. Versuchen Sie's nur, Miß Lucy, und Sie werden sich überzeugen."

„Jan!" unterbrach ihn Lady Werner. „Ich betrachte das bloße Erwähnen dieser Mittel schon eines Doktors unwürdig."

Jan spannte seine Augenlieder auf.

„Wie, wenn's doch die besten Mittel sind, Mutter?"

„In jedem Falle, Jan, wenn das für gewöhnlich Deine Art zu verschreiben sein sollte, wirst Du schwerlich Deinen Säckel füllen können," bemerkte Decima.

„Ich habe auch gar nicht die Absicht, auf Kosten fremder Leute den Säckel zu füllen," antwortete Jan. „Wenn ich ein Mittel weiß, das gar nichts kostet, warum sollte ich

den Leuten das kostspielige und nicht halb so nützliche Zeug von Tropfen oder Medikamenten aufbürden? . . ."

„Jan!" sagte Miß Lucy, „Und wenn es schweres Geld kosten sollte, würde ich auch Ihre Ordination befolgen. Ich habe mein volles Vertrauen zu Ihnen."

„So ist's recht," sagte Jan. „Aber Sie müssen gleich daran gehen, denn wenn das Fieber zu Kopf steigt, dann ist's aus mit den leichten Mitteln. Und nun lebt alle wohl, ich muß wieder zu meinen Patienten. Adieu, Mutter!"

Jan hatte sich kaum entfernt gehabt, als Lucy unter heftigem Lachen den „nassen Fetzen" — es war Jan's eigenster eleganter Ausdruck — genau nach Vorschrift um Nacken und Brust sich applicirte.

Später noch, als auch Lionel hinzukam, gab Jan's komisches Recept einen reichhaltigen Stoff zur allgemeinen Belustigung ab.

„Es ist auch gar kein Wunder," brummte Lady Werner, „daß sie sich das Fieber geholt hat, denn die Thüren und Fenster sind beständig offen, dadurch entsteht dann eine Zugluft, die für die Gesundheit sehr nachtheilig ist. Ich weiß nicht, ob ich nicht Deerham Court ganz aufgeben sollte."

„Wie Mutter, Sie wollen Deerham Court, für das Sie von jeher eine so große Neigung gezeigt, auf einmal verlassen?" frug Lionel mit einem ungläubigen Lächeln auf seinen Lippen.

„Ich fühle auch jetzt keine Abneigung gegen dieses Haus," gestand Lady Werner. „Aber ich wünschte es noch etwas bequemer zu haben. Wenn ich eine größere Wohnung, in einer eben so schönen Gegend und mit denselben Annehmlichkeiten ausfindig machen könnte, würde ich Deerham Court verlassen."

Decima antwortete nichts darauf. Sie lebte der festen Ueberzeugung, daß ihre Mutter nie und nimmer dieses Haus verlassen werde und sie glaubte in Lionels Blicken,

denen die ihrigen begegneten, dieselbe Ueberzeugung lesen zu können.

„Ich wollte, meine Mutter verließe wirklich Deerham Court,“ sagte Lionel ganz laut.

„Warum wünschest Du das?“ frug Lady Werner überrascht.

„Ich wünsche es deshalb, damit Sie zu mir kommen, Mutter, Wernerskron braucht eine Gebietherin.“

„Die wirst Du an mir nicht finden,“ antwortete Lady Werner. „Wärest Du ein alter Mann, Lionel, ich könnt' mich vielleicht dazu entschließen. Aber wie es jetzt ist —“

„Was hat denn mein Alter mit Ihrem Entschluß zu thun?“

„Sehr viel,“ bemerkte Lady Werner. „Wärst Du ein alter Mann, so würdest Du weniger an's Heirathen denken als jetzt, wo Du jung bist. Deine Frau wird auf Wernerskron die Herrschaft führen, Lionel!“

Lionel antwortete nichts hierauf.

„Du wirst doch einmal heiraten? Ich will's hoffen!“ sprach Lady Werner mit besonderem Nachdruck.

„Ich hoffe es auch,“ antwortete Lionel, und seine Augen späheten unwillkürlich nach Lucy's Zaubergestalt. Lucy schaute zu gleicher Zeit auf, ihre Blicke begegneten sich, und sie wurde feuerroth.

„Wie viel gedenken Sie davon zu nehmen, Miß Lucy?“ frug Lionel, auf den Limonadebecher an den Lucy in einem fort genippt hatte, hindeutend.

„Viele, sehr viele Becher,“ antwortete Lucy, „Jan sagte, ich sollte den ganzen Tag daraus schlürfen, weil der Husten durch die öftere Anfeuchtung der Kehle, verschwindet.“

„Ich glaube, wenn Jan Ihnen siedend heißes Wasser ordinirt hätte, so würden Sie's auch genommen haben, Miß Lucy,“ bemerkte Lady Werner. „Sie scheinen Alles, was Jan sagt, unbedingt gut zu heißen.“

„Weil ich ihn gut leiden kann, weil ich großes Ver-

trauen zu ihm gehe. Und wenn Jan ein Mittel anräth, so weißer auch, daß es sich bewährt."

„Diese Vorliebe für Jan zeigt von keinem besonders feinen Geschmack," bemerkte Lady Werner, die in diesen Worten nicht ganz ohne Absicht eine versteckte Rüge ausdrücken wollte.

Lucy aber hielt ganz fest zu Jan. Sie würde selbst auf die Gefahr, Lady Werner zu mißfallen, doch nicht zugegeben haben, daß Jan's innerer Werth auch nur im geringsten geschmälert werde.

„Ich mag ihn gut leiden," sagte sie in entschlossenem Tone. „Es gibt Niemanden, dem ich so gut wäre, wie Jan, Lady Werner."

Lady Werner zuckte die Achseln, was wahrscheinlich so viel sagen wollte, als daß sie Beide, Jan und Miß Lucy für verloren und unverbesserlich halte.

„Sie wüßten Niemanden, dem Sie so gut wären, als Jan? Sagten Sie nicht so, Miß Lucy?" sprach Lionel in vorwurfsvollem Tone zu Lucy gewendet.

Arme Lucy! Wenn Lionels Blick, dem sie kurz zuvor begegnete, im Stande war, ihr die Röthe in's Gesicht zu treiben, welche unheilvolle Verwirrung müssen erst die Worte dieses direkten Vorwurfes hervorgebracht haben?

Gewiß, Nichts konnte mit dem Purpurroth, das plötzlich auf ihrem ganzen Gesichte ausgegossen lag, verglichen werden.

Die Arme! als sie von Jan gesprochen, da hatte sie in der Einfalt ihres Herzens gar keine Ahnung gehabt, daß diese Worte noch eine andere Bedeutung zuließen.

Verstand sich Lionel auch auf die Zeichen, die sich so wunderbar auf ihrem Gesichte abspiegelten?

Sehr wahrscheinlich. Ein wohlgefälliges, zufriedenes Lächeln glitt über seine Lippen.

„Ich bin ihm sehr „gut", stammelte Lucy. „Ich glaube ich darf ihm gut sein. Es ist doch nichts Unrechtes darin?"

„Oh! Unrechtes, gewiß nicht,“ sprach Lady Werner mit einem Anfluge von Ironie. „Ich habe nie geglaubt, daß Jan ein Liebling der Damen werden könnte. Und ich kann mir Ihre Sympathie für Jan nur dadurch erklären, weil Ihre Manieren — entschuldigen Sie, Miß Lucy, daß ich mich so ausdrücke — ebenso wie die seinigen des edlen Schliffes noch entbehren.“

Lucy wollte sich schon um Jan's Willen nicht besiegt erklären.

„Und glauben Sie nicht, daß es besser sei, wenn man dem Jan gleicht, als diesem — diesem — Doktor West zum Beispiel?“

„In welcher Hinsicht?“ frug Lady Werner.

„Jan ist so gut, so treuherzig,“ sagte Lucy, auf Lady Werners Frage nicht weiter eingehend.

„Und Doktor West war's vielleicht nicht,“ versetzte Lady Werner. „Verschrieb er vielleicht falsche Recepte, oder ordinirte er unrechte Medikamente?“

Lucy blickte sie ein wenig kindisch an und sprach:

„Ich werde Ihnen den Unterschied zwischen Jan und gewissen andern Leuten, so wie ich ihn auffasse, erklären. Jan ist wie ein roher Diamant, von innen wahr und echt, von außen ungeschliffen, im Ganzen aber doch ein echter Diamant, während gewisse andere den unechten Steinen gleichen, die von außen glänzen, von innen aber falsch sind.“

Lionel war über diesen genialen Vergleich höchlich entzückt.

„Bin ich Einer von den falschen, Miß Lucy?“ frug Lionel.

„Nein, Sie sind echt und treu,“ antwortete Lucy allen Ernstes.

„Liebe Lucy, ich an Ihrer Stelle würde Jan's Sache nicht so warm vertreten. Es könnte doch anders gedeutet werden,“ sagte Lady Werner.

„Wie denn?“ frug Lucy.

„Es könnte gedeutet werden, als ob Sie, entschuldigen Sie, daß ich mich so gemein ausdrücke, in Jan verliebt wären."

„In Jan verliebt —" Lucy mußte innehalten, denn sie konnte vor heftigem Lachen einige Augenblicke lang kein Wort hervorbringen. „Ah, Lady Werner, ich kann mir gar nicht denken, daß sich Jemand in Jan verliebte. Er wüßte auch nicht, wie er sich in diesem Falle benehmen sollte."

„Ich glaube kaum, daß er es wüßte," bemerkte Lady Werner.

Plötzlich hielt ein Wagen im Hofraume still, man hörte die Wagentritte herablassen.

Gäste steigen aus, sie werden in den Empfangssalon geführt, und der Diener tritt ein.

„Die Gräfin Elmsley und Lady Clary wünschen Mylady zu sprechen."

Lady Werner erhob sich, sehr heiter gestimmt. Es waren ihre besten Freundinnen, und die Einzigen, mit denen sie in ihrer Zurückgezogenheit verkehrte.

„Lucy, Sie dürfen es nicht wagen, in den Salon zu kommen, es ist dort viel zu kalt für Sie. Kommt!"

Dieses „Kommt" war an Sohn und Tochter gerichtet. Decima folgte dem Rufe, Lionel hingegen blieb wo er war.

„Das kalte Zimmer würde mir nichts gemacht haben, aber ich bin doch froh nicht hineingehen zu müssen," fing Lucy an, die sich von dem Zwange, die Lady Werner's Gegenwart ihr auferlegte, frei fühlte. „Ein Morgenbesuch ist gewiß die größte Zeitverschwendung! Ich möchte wissen, wer diesen erfunden hat?"

„Gewiß Jemand, der die Zeit tödten wollte," antwortete Lionel.

„So ein Morgenbesuch geschieht gewiß nicht in der Absicht, um sich zu besprechen oder zu unterhalten, wie es unter wahren Freunden üblich ist, sondern es ist eine eitle

Formsache. Ich weiß nur so viel, daß bei mir wenn ich meine eigene Frau sein werde, so etwas nicht vorkommen wird."

„Und wann wird das sein?" frug Lionel lächelnd.

„Ach, ich weiß es nicht," antwortete Lucy in ihrer zauberischen Einfachheit. „Vielleicht bis der Papa kommt."

Lionel näherte sich ihrem Sitze.

„Lucy, ich danke Ihnen dafür, daß Sie für meinen Bruder so warme Partei genommen haben," sagte Lionel. „Ich glaube kaum, daß es Jemanden gibt, der Jan's innern Kern so richtig zu würdigen versteht."

„Ja doch, und dieser Jemand bin ich," antwortete Lucy mit freudig schimmernden Augen.

„Geben Sie nur Acht, daß Sie ihm nicht — wie Lady Werner bemerkte — zu gut werden," sagte Lionel, sich gewissermaßen über seine eigenen Worte lustig machend.

„Ich bitte, doch nicht so kindisch zu sein," antwortete Lucy, abermals tief erröthend.

„Es müßte denn sonst ein gewißer Ort, von dem schon heute in diesem Kreise die Rede war, allen Ernstes die so nöthige Gebieterin entbehren!" flüsterte Lionel.

Was veranlaßte Lionel so etwas zu sagen? Es ist allerdings wahr, ihre Conversation hatte einen leichten, flüchtigen Charakter angenommen und Lionel hat vielleicht auch diese Bemerkung scherzweise fallen lassen. Aber wir finden es noch immer nicht gerechtfertigt, daß Lionel's Worte, an deren Erfüllung er gar nicht dachte, so leichtfertig hingeworfen hätte. Lionel dachte aber allen Ernstes darau, das was er jetzt in Scherz gesprochen, in Zukunft thatsächlich zu erfüllen.

Indeß kam Decima mit der gemessenen Weisung Lady Werner's, Lionel zu entführen.

„Ich komme augenblicklich," antwortete Lionel, und Decima zog sich wieder zurück.

„Sie sollten Jan mit sich auf Wernerskron nehmen,"

sagte Lucy. „Wenn er mein Bruder wäre, so dürfte er mir nicht ein ewiger Sklave seines Berufes sein.“

„Wenn er Ihr Bruder wäre, Lucy, so würden Sie finden, daß er, wenn Sie es auch nicht zugeben wollten, doch bei seinem Berufe bliebe. Wenn Jan heute oder morgen in Folge meines Todes in den Besitz von Wernerskron kommen sollte, so bin ich fest überzeugt, daß er das schöne Gut fahren lassen, und gerade so wie jetzt bis an sein Lebensende fortdoktern würde.“

„Wird Wernerskron nach Ihnen an Jan übergehen?“

„Es hängt eben von Umständen ab. Wenn ich als lediger Mann sterbe, dann gewiß. Aber er ist ja auch möglich, daß ich Frau und Kinder bekomme, Lucy.“

„Das werden Sie auch,“ sagte Lucy, indem sie den Becher wieder frisch gefüllt hatte. „Ich bitte, gehen Sie doch jetzt in den Salon. Lady Werner könnte beleidigt sein. Clary Elmsley ist auch da. Sie wissen's doch,“ setzte Lucy mit einem schelmischen Lächeln hinzu.

„Wer hat Ihnen, meine junge Lady, diese Aufklärung gegeben?“

„Lady Werner,“ antwortete Lucy in vertraulichem Tone. „Sie sagt mir und Decima alles, was auf Clary Elmsley Bezug hat. Sie soll die Gebieterin von Wernerskron werden.“

„Wirklich,“ sagte Lionel ironisch. „Wird sie — soll ich Ihnen etwas sagen, Lucy?“

„Was denn?“

„Wenn sie je Gebieterin von Wernerskron werden sollte, dann müßt ich erst aufgehört haben, der Gebieter desselben zu sein.“

Lucy sah ihn mit befriedigter Miene an.

„Das sagte auch Decima, sie sagte es zu Lady Werner. Sie sollten doch schon hineingehen,“ begann Lucy abermals.

„Das will ich auch. Adieu, Lucy, ich werde nicht hieher zurückkommen, ich habe noch hunderte von Anordnungen zu besorgen.“

Er ergriff ihre Hand und hielt sie fest. Obgleich ungekünstelt, doch immer höflich, stand Lucy von ihrem Sitze auf und blickte mit ihren schönen Augen zu ihm empor.

Lionel wahrscheinlich in der Betrachtung dieses reizumflossenen Engelsköpfchen vertieft, vergaß sich wieder, wie er früher schon bei einer ähnlichen Attitude sich vergessen hatte. Er preßte das holde Gesicht leidenschaftlich an sich, und ließ einige heiße Küsse darauf fallen.

„Schonen Sie sich, meine liebe theure Lucy,“ lauteten seine ihr leise in's Ohr geflüsterten Worte.

Sie ihren stillen Selbstbetrachtungen überlassend, verließ sie Lionel und begab sich in den Empfangssalon, wo er wenige Minuten verweilte und dringende Geschäfte vorschützend von den Damen Abschied nahm, und sich von dem Hause seiner Mutter entfernte.

Sechstes Capitel

Verbesserungen.

Auch nach Außen hin hatten die Dinge eine ganz andere Gestaltung angenommen. Man hörte nichts mehr von Beschwerden oder sonstiger Unzufriedenheit. Roy ward seiner Willkürherrschaft entsetzt, und alle Welt bis auf Mr. Peckaby zufrieden gestellt. Mr. Peckaby's Kaufladen ging mit jedem Tage mehr dem gänzlichen Verfalle entgegen, so daß er endlich gezwungen war, das Geschäft aufzugeben, und eine in Chuff's Schmiede vakant gewordene Stelle anzunehmen.

Einige werthlose Artikel so wie die Ladentische blieben, wahrscheinlich nur zur Schau, im Laden zurück.

Mrs. Peckaby konnte, von der ihr liebgewordenen Gewohnheit mit Kunden zu verkehren, nicht auf einmal brechen. Sie hatte aber kaum zwei Kunden die Woche, und auch diese zwei konnten nicht bedient werden, denn so oft sie in den Laden kamen, war Mrs. Peckaby auf einer Klatschvisite abwesend.

Der armen Mrs. Peckaby behagte diese Situation nicht. Sie hatte zwar gegen die Verringerung der Geschäfte nichts einzuwenden, weil ihr dann mehr Zeit zum Klatschen übrig blieb, wohl aber gegen die Schmälerung ihres Einkommens. Ob jetzt der Kaufladen ihr oder Roy's Eigenthum gewesen war, so viel stand fest, daß der Nutzen, den die beiden Eheleute davon zogen, ausreichen mußte, eine ganz komfortable

Haushaltung und nebstbei Mrs. Peckaby's Privatpassion für elegante Hauben vollkommen bestreiten und befriedigen zu können. Mit dieser Quelle war's nun aus und sie mußten sich mit dem spärlichen Einkommen von vierzehn Schillinge die Woche — Peckaby's Lohn — begnügen.

Die öffentliche Meinnng in Clay Lane sprach sich zwar dahin aus, daß Peckaby kein besseres Loos verdient, und er es noch seinem guten Genius Dank wissen sollte, daß der junge Jon Chuff, des Schmied's Bruder, durch seinen frühzeitigen Tod ihm in der Schmiede einen vortheilhaften Platz eingeräumt.

Mrs. Peckaby hingegen war ganz anderer Meinung. Sie grollte und haderte mit ihrem Geschick. Das Fatalste für sie war, daß sie nicht wußte, auf wen sie die Schuld schieben, oder was für einen Ausweg sie suchen sollte, und weil sie keinen fand, so verfiel auch sie in Dinah's Roy's Manie, sie fluchte und winselte den ganzen Tag, und klagte Jedem, dem sie begegnete, ihr Leid.

Lionel hatte den Arbeitern weder den Befehl noch die leiseste Andeutung gegeben, Peckaby's Laden zu meiden, sondern, nachdem der Zwang, den Roy auf die Arbeiter ausübte, beseitigt ward, so vermieden diese von selbst den verhaßten Peckaby.

„Kein Roy, kein Peckaby, keine Bedrückung mehr. Hurrah! Hurrah!" jauchzten sie, und suchten ihre alten beliebten Kaufplätze auf.

Lionel hatte verschiedene Verbesserungen begonnen, das heißt, nicht thatsächlich begonnen, sondern im Geiste ausgesonnen. Neue geräumige Wohnstätten für die Arbeiter sollten erbaut, und die alten reparirt und mit Abzugskanälen versehen werden.

Abzugsgräben, Dämme, Hecken, kurz alles, was dem Gesundheitszustande der armen Bevölkerung förderlich sein könnte, sollte errichtet werden.

„Man soll nicht von mir sagen,“ sagte er eines Tages zu Mr. Bitterworth, „daß meine Arbeiter, während ich in einem Schloße wohne, in Schweinsställen wohnen müssen. Ich will alles Mögliche anwenden, um dieses periodisch wiederkehrende Krankheitsübel für immer zu beseitigen.“

Lionel, der sich mit solch’ edlen Absichten herumtrug und dem das Wohl seiner Untergebenen so sehr am Herzen lag, mußte über Roy’s unverantwortliches Treiben, über sein schmähliches und gewinnsüchtiges Verfahren, von welchem ihm haarsträubende Geschichten erzählt wurden, auf’s Tiefste erbittert und entrüstet gewesen sein.

Er schämte sich für sich und für seinen Onkel, daß in Wernerskron eine solche Tyrannei verübt werden konnte, und wunderte sich, daß die erbitterten Arbeiter nicht längst schon Lynchjustiz an Roy geübt hatten.

Roy war zwar nur als gewöhnlicher Arbeiter im Ziegelhof beschäftigt; nichts desto weniger aber hatte Lionel in dem Momente als seine Entrüstung auf’s höchste gegipfelt war, den Entschluß gefaßt, Roy sofort aus dem Gutsgebiete zu weisen, was er auch gewiß ausgeführt haben würde, wenn es ihm nicht um sein gegebenes Versprechen und um Mrs. Roy’s kränkliches und gebrechliches Wesen zu thun gewesen wäre. Roy hatte es daher einzig und allein Lionel’s edelmüthigem und mitleidsvollem Herzen zu verdanken, daß es ihm noch fernerhin gestattet wurde, sein elendes Dasein auf Wernerskron fristen zu dürfen.

Diese und ähnliche Gedanken mochten an jenem Tage, an welchem er ein so interessantes Gespräch mit Lucy geführt, und dann im Salon ein dringendes Geschäft vorgeschützt, seine rege Phantasie beschäftigt haben. Er hatte sich nämlich auf dem Rückwege von Deerham Court nach Wernerskron Zeit und Muße gegönnt, um über die Inangriffnahme seines projektirten Lieblingsplanes reiflich nachzudenken.

Hier war ein stagnirendes Wasser zu beseitigen, da ein entsprechender Platz für die neuen Arbeiterwohnungen, dort ein passender Punkt zur Errichtung einer öffentlichen Leihbibliothek und eines Lesezimmers zu finden. So schweifte sein geistiges Auge umher, überall schaffend und bildend, als er plötzlich durch die Erscheinung einer etwas fremdartigen Menschengestalt in seinen stillen Betrachtungen gestört wurde.

In der Nähe von Mrs. Duff's Laden angelangt, erblickte Lionel ein kleines Männchen, in einem stark abgenutzten schwarzen Anzuge, weißer Kravate, mit blassem Gesichte und rothem Schnurbarte in entgegengesetzter Richtung auf ihn zuwackeln.

Lionel erinnerte sich diesen Mann schon vor einigen Tagen flüchtig bemerkt zu haben, der ihm aber jetzt um so mehr auffiel, weil Lionel bemerkt hatte, daß der Mann ihm auszuweichen suchte, indem er in dem Momente, als er Lionel erblickte, schnell Umkehr machte und in die Belvederstraße einbog.

„Das sieht aus, als wenn er mir ausweichen wollte. Möchte wohl wissen, wer dieser Kumpan ist,“ sprach Lionel vor sich hin. „Kennen Sie vielleicht jenen Mann dort, Mrs. Duff?“ frug Lionel ganz laut.

Denn Mrs. Duff, die vor der Thüre stand, schien mehr auf die Bewegungen des fremden Mannes als auf Mr. Lionels Gegenwart zu achten.

„Ich kann keine Auskunft geben, gnädiger Herr. Er ist erst vor zwei oder drei Tagen hier angelangt. Wie haben sie ihn nur genannt?“ frug Mrs. Duff sich selbst, indem sie mit der Hand ihre Schläfe anfühlte und ihr Denkvermögen aufrüttelte. „Ja — Jarrum glaub' ich, ja, Bruder Jarrum nannten sie ihn, gnädiger Herr.“

„Bruder Jarrum?“ wiederholte Lionel.

„Er ist ein Missionär oder etwas dergleichen aus dem Auslande, und ist gekommen uns einigermassen zu bekehren.“

„Wirklich,“ bemerkte Lionel ironisch. „Ich glaube, ehrliche Missionäre laufen nicht davon, wenn sie ehrlichen Leuten begegnen. Was meinen Sie, Mrs. Duff?“

„Er hat vielleicht einen scheuen Blick, gnädiger Herr.“

„Von wo kommt er her?“

„Ich hab's wohl gehört, gnädiger Herr, und sollt's auch wissen. Es war der Name eines Ortes der in der Bibel oft vorkommt. Jericho, nein, der war's nicht, aber mit einem J fings an. Hab's schon, gnädiger Herr, Jerusalem heißt der Ort. Ja, er kommt direkt von Jerusalem her.“ —

„Wo ist er einlogirt?“

„Er hat früher „im Drachen“ gewohnt, hat aber heute von Mrs. Peckaby, die, seitdem sie die Kunden verloren hat, einen andern Verdienst suchen muß, ein Wohnzimmer in Miethe genommen.“

„Der Mann gedenkt also hier zu bleiben?“

„Ja, es sieht so aus. Susanna Peckaby die erst vor einer halben Stunde da war, und ein schönes Band für ihre neue Haube kaufte, konnte nicht genug von ihm erzählen und hat mich schon sehr neugierig gemacht. Ich sage, gnädiger Herr, es wird sich nicht schlecht machen. Unsere Männer werden doch ein Bischen von den Bierhäusern fern gehalten werden.“

Lionel lachte im Weggehen, und dachte, daß diese ephemere Erscheinung nach einem Tage spurlos verschwinden werde.

Lionel setzte wohlgemuth und in fröhlicher Stimmung seinen Weg fort. Er fühlte seine Glieder von dem wonnigen Gefühle der Elasticität der Jugend und Gesundheit wieder frisch belebt. Selbst die Natur schien ihm freundlicher und lieblicher als sonst, und er fühlte sich viel glücklicher als er es seit Monaten gewesen war. Hat vielleicht das ihm überall vorschwebende Bild von Lucy Tempest diese Umstimmung hervorgezaubert?

Nein, gewiß nicht, Lionels Liebe zu Lucy hatte bei weitem noch nicht jenen Grad der abgötterischen Verehrung erreicht, als daß ihn ihr Bild stets hätte umschweben sollen. Er dachte vielmehr an die wunderbar schnelle und glückliche Wendung seines Geschickes. Rechts und links, überall wohin sein Auge schaute, lagen die prachtvollsten Ländereien vor ihm. Ländereien, die ihm eine zeitlang entrissen wurden, und nun durch Gottes Fügung wieder in seinen Besitz kamen. Es überströmte ihm das Herz, und unter den vielen Regungen, die Lionel in diesem erhebenden Momente beseelten, war die des stillen frommen Gefühles der Dankbarkeit gegen den Spender alles Guten gewiß nicht die Allerletzte gewesen.

Unweit Wernerskron bemerkte er Mr. Bitterworth an ein fremdes Hausthor gelehnt, stehen. Mr. Bitterworth hatte, wie er selbst sagte, ein Schwindel erfaßt, und er bat Lionel, ihm den Arm zu reichen.

Lionel machte ihm den Vorschlag, mit ihm nach Wernerskron zu gehen und dort etwas auszuruhen. Mr. Bitterworth wollte aber nicht darauf eingehen, und Lionel begleitete ihn nach Hause.

In Mr. Bitterworth's Wohnung glücklich angelangt, verweilte Lionel dort eine ziemlich lange Zeit und sprach von seinem Verbesserungsprojekt, welches er sofort zu realisiren wünschte.

Es war dieses überhaupt Lionels Lieblingsthema über das er nicht genugsam denken und nicht erschöpfend genug sprechen konnte.

Siebentes Capitel.

Wieder zurück.

Als Lionel nach Wernerskron zurückkam war's schon ziemlich spät und bereits Nacht geworden. Das Essen erwartete ihn schon lange.

Er machte sich sogleich daran und brachte es mit einer großen Schnelligkeit hinunter, so wie er überhaupt, wenn er allein speis'te, so schnell aß, als ob er froh wäre, es nur rasch hinunterzubringen.

Tynn servirte. Tynn, ein treuer Diener der Familie, hatte jetzt seine Freude daran, wieder einen jungen Werner bedienen zu können.

Auch Mrs. Tynn war in ihrem Elemente. Sie vertrat die Stelle einer Hausfrau, die auf Wernerskron noch immer fehlte, und beherrschte das ganze Hauswesen, ihren Ehegemahl Tynn nicht ausgenommen.

Nachdem das Mittagsmahl überstanden, und der Nachtisch aufgetragen wurde, rückte Lionel mit seinem Sessel näher zum Kamin und überließ sich dem behaglichen Fluge seiner Gedanken.

Er mochte wohl eine halbe Stunde im stillen Nachdenken gesessen haben, ohne den Wein berührt zu haben, als er durch Tynn's Hereintreten aus seinen stillen Träumereien geweckt wurde. Er griff mechanisch nach der Flasche, schenkte sich ein Glas schäumenden Weines ein, und setzte es an die Lippen, als Tynn ihm auf einer silbernen Tasse eine Brief überreichte.

„Mattiß Junge hat diesen Brief gebracht und läßt fragen, ob er auf Antwort warten solle, Sir.“

Lionel öffnete den Brief und las ihn durch, als plötzlich das Gerassel eines Wagens vernehmbar wurde. Das Getöse kam immer näher. Der Wagen rollte an der Terrasse und an den Fenstern vorüber und blieb im Einfahrtsthore stehen.

„Wer sollte mir denn in so später Stunde noch einen Besuch machen?“ frug Lionel erstaunt. „Gehen Sie hinaus, und schauen Sie nach, Tynn.“

„Nach dem Trabe zu urtheilen, scheint's ein Einspänner von der Eisenbahnstation zu sein,“ bemerkte Tynn halblaut im Hinausgehen.

Aber wer es auch gewesen sein mochte, so war es doch sonderbar, daß seine Ankunft im Salon sehr lange auf sich warten ließ.

Lionel konnte in seiner gespannten Aufmerksamkeit das geräuschvolle Abladen des Reisegepäckes und das Transportiren desselben an den geeigneten Ort ganz deutlich hören. Darüber in noch größeres Staunen versetzt, war er gerade im Begriff selbst hinauszugehen, als mit einem Male die Thür aufging und eine liebliche Erscheinung hereinhuschte.

Eine junge, schöne, edle Gestalt, in tiefe Trauer gehüllt, mit einem zauberisch anmuthigen Gesichte und dicht herabwallenden, goldhaarigen Locken, stand plötzlich vor ihm.

Einen Augenblick nur schien Lionel über diese bezaubernde Erscheinung in Ungewißheit gewesen zu sein, im nächsten Augenblicke aber hatte er sie lange noch bevor Tynn seine pflichtschuldige Meldung gemacht, wieder erkannt, und sein Herz pochte so gewaltig, daß es zu springen drohte.

„Mrs. Massingbird, Sir,“ meldete Tynn.

Das Herz pochte ihm, seine Pulse schlugen gewaltig, und das ab- und zuströmende Blut spiegelte sich auf seinem Gesichte bald in wunderbarer Röthe, bald in todtenbleicher Blässe ab. Nie im Leben hatte er solch' stürmische Regun-

gen empfunden. Und wenn er sich auch seit Monden schon mit dem tröstenden Gedanken herumtrug, sie ganz und gar vergessen zu haben, so überzeugte ihn doch schon dieser eine Moment, daß er sich nur einer Täuschung hingegeben hatte.

Tynn entfernte sich und ließ sie im Speisesaal allein zurück. Bei all seiner Aufregung ließ sich Lionel doch keinen Verstoß gegen die gewöhnlichen Höflichkeitsformen zu Schulden kommen. Er schüttelte ihr herzlich die Hand und in dem ersten Momente entfuhr ihm sogar das so vertrauliche Sybille, er biß sich schnell in die Lippen, um diesen Fehler wieder gut zu machen.

Als er nun so, ihre Hand festhaltend, ihr gegenüberstand, ruhte ihr schmachtender, flehender Blick auf ihm, und rief in bittendem Tone:

„Sie werden mir doch eine Unterkunft nicht versagen? Nicht wahr, Lionel?“

Was sollte er ihr sagen? Er konnte doch nicht es ihr gleich rundweg abschlagen. Er wollte und konnte ihr Zartgefühl nicht verletzen.

„Setzen Sie sich nieder, Mrs. Massingbird,“ sagte er ganz artig zu ihr, indem er einen Fauteuil zum Kamin schob. „Sie haben mich sehr überrascht. Wann sind Sie gelandet?“

Sie legte ihren Hut ab, schob die goldig schimmernden Locken aus dem Gesichte zurück und setzte sich, die Schulter mit einem schweren Shwal bedeckt, in den für sie bestimmten Armsessel.

„Ich kann den Shwal noch nicht ablegen,“ sagte sie, „mich friert's noch.“

Sie zitterte in der That vor Kälte. Lionel rückte ihren Sessel näher zum Kamin, und stellte einen Schemmel zu ihren Füßen und wiederholte seine frühere Frage.

„Wir landeten gestern spät Abends in Liverpol und ich machte mich heute Morgens sogleich auf die Reise hieher,“ sagte sie, als sie mit den noch thränenfeuchten Wimpern in die Ofenglut starrte. „Welch' eine elende Reise! Die Reise

hinaus und wieder zurück. Und welch' unglückliches Ende!"

„Sind Ihnen die Veränderungen, die während Ihrer Abwesenheit hier stattgefunden haben, bekannt?" frug Lionel. „Ihre Tante ist gestorben."

„Ja, ich weiß es," antwortete sie. „Ich hab's im Bahnhof erfahren. Der krumme Portier, der mich sogleich erkannte, kam auf mich zu und erzählte mir die Neuigkeit. Ein schöner Empfang! Ich kam in der Absicht, bei ihr zu bleiben."

„Sie konnten meinen Brief, den ich Ihnen auf Mrs. Werners Ansuchen geschrieben habe, noch nicht empfangen haben."

„Was enthielt dieser Brief?" frug sie neugierig. „Ich habe von Ihnen keinen Brief erhalten."

„Er enthielt Rimessen, die ich Ihnen zur Bestreitung Ihrer Reisekosten geschickt habe. Und wie es scheint, haben Sie diese gar nicht abgewartet?"

„Ich war des Wartens schon überdrüßig. Ich hatte Heimweh, und als ich eines Tages mehr als gewöhnlich jammerte, da sagte Mrs. Eyres zu mir, wenn ich gar so sehr wünschte nach Hause zu reisen, so sollte ich mir wegen des Reisegeldes nicht viel Schwierigkeiten machen, indem sie mit Vergnügen bereit sei, mir jede beliebige Summe vorzuschießen. Ich nahm diesen Antrag mit Entzücken an und benützte gleich das erste beste Schiff zur Hierherreise."

„Und warum zeigten Sie Ihre Ankunft nicht früher an?"

„Ich dachte, es kümmere sich Niemand darum, und dann, weil ich wußte, daß ich hier auf jeden Fall eine Unterkunft finden würde. Ja, wenn ich in meine frühere Heimat zum Papa hätte zurückgehen wollen, so hätte ich früher geschrieben, weil ich sonst als unwillkommener, unerwarteter Gast eine schlechte Aufnahme gefunden hätte."

„Haben Sie Mr. Werner's Tod noch in Australien vernommen?"

„Gerade als ich einschiffen wollte, hörte ich, daß Mr. Werner gestorben sei und meinen Mann zum Erben von Wernerskron eingesetzt hatte. Natürlich bestärkte mich dieß in der Meinung, daß ich ein Recht hatte, nach dieser meiner Heimat zurückzugehen ...."

„Gehört das Alles jetzt Ihnen?"

„Ja."

„Wer wohnt hier?"

„Ich allein."

„Habe ich ein Recht, hier zu bleiben — als Fritz's Witwe?" frug sie, indem sie ihre großen blauen Augen auf Lionel richtete. „Ich meine, ob ich einen Rechtsanspruch darauf habe?"

„Nein," antwortete er halblaut.

Er fühlte, daß es am Besten sei, auf diese für ihn sehr peinliche Frage ganz bestimmt und ohne jeglichen Rückhalt zu antworten.

„Ist mir oder meinem Manne irgend ein Legat an baarem Gelde ausgeworfen worden?"

„Ihnen gar nichts, Ihrem Manne ist Wernerskron zugefallen. Nachdem er aber gestorben ist, ging es auf mich über."

„Hat meine Tante mir gar nichts vermacht?"

„Mrs. Werner konnte nichts vererben, weil sie kein eigenes Vermögen hatte. Sie hatte laut dem mit Mr. Werner eingegangenen Ehevertrag blos das Recht, eine lebenslängliche Versorgung anzusprechen; nach ihrem Tode mußte ihr Einkommen in die Revenuen von Wernerskron zurückfließen."

„Also stehe ich ohne einen Schilling da und bin blos auf das Mitleid der Welt angewiesen!"

So verlassen war sie denn doch nicht, denn Lionel fühlte für sie wärmer vielleicht als es gerade ersprießlich für ihn war. Er begann im Stillen darüber nachzudenken, wie er ihr aus den Revenüen von Wernerskron ein Einkom-

men sichern könnte, ohne daß sie die Quelle desselben erfahren würde.

Fritz Massingbird war nun einmal drei oder vier Monathe der Erbe von Wernerskron gewesen und es widerstrebte Lionels Rechtlichkeitsgefühl, seine Witwe, die, wie sie sich selbst ausdrückte, in die Welt hinausgestoßen wurde, ohne auch nur einen Schilling ihr eigen nennen zu können, hilflos zu lassen.

„Das Einkommen, welches Wernerskron in der Zwischenzeit, von Mr. Werners Ableben bis zum Tode ihres Mannes gerechnet, abgeworfen, gehörte unstreitig Ihnen, Mrs. Massingbird,“ sagte er. „Ich werde mit Mr. Mattiß darüber sprechen, damit der Betrag Ihnen pünktlich ausbezahlt werde.“

„Wie lange wird das dauern?“

„Einige Tage vielleicht nur. Mr. Mattiß zeigt mir in einem Schreiben an, das ich soeben erhalten habe, daß er auf einige Tage nach London verreisen werde. Sobald er wieder eintrifft, werde ich schon das Nöthige veranlassen.“

„Ich danke Ihnen. Aber bis dahin kann ich wohl da bleiben?“

Lionel war in größter Verlegenheit. Einer Dame sagen zu müssen, daß sie unser Haus in dem sie gleich einem verirrten Lamme, Schutz und Unterkunft gesucht, verlassen sollte, wenn es auch um ihrer selbst Willen dringend geboten scheint, ist für einen Mann gewiß sehr peinlich.

„Ich bin ganz allein hier,“ sagte Lionel nach einer äußerst peinlichen Pause. „Sie würden besser thun, Ihren zeitweiligen Aufenthalt bei ihren Schwestern zu nehmen.“

„Nein, das werde ich nie,“ antwortete Sybille hastig. „Ich werde nie zu ihnen gehen. Noch dazu jetzt, wo der Papa nicht da ist.“

„Warum ist er weggereis't?“

„Man sagte mir auf der Bahnstation, daß er abgereist und daß Jan jetzt der Doktor sei.“

„Doktor West reist auf dem Continent, als Arzt und Begleiter eines jungen Edelmannes. Ich hörte es wenigstens so, daß es ein Edelmann sein soll, verbürgen kann ich's nicht."

„Und Sie könnten es zugeben, daß ich zu diesen zwei zuwidern, klatschsüchtigen Schwestern zurückkehren sollte," begann sie wieder von Neuem. „Sie würden mich den ganzen Tag quälen und mit Vorwürfen überhäufen, als ob es meine Schuld wäre, daß ich so arm und verlassen dastehe! Ach Lionel! Verstoßen Sie mich nicht. Lassen Sie mich so lange bei Ihnen hier bleiben, bis ich irgend einen passenden Ausweg finde. Ich werde Sie nicht stören. Erwägen Sie doch, daß dies Alles hier mein gewesen wäre, wenn Fritz am Leben geblieben."

Er wußte wirklich nicht, was er anfangen sollte. Die Aussicht, daß sie das Haus verlassen werde, verringerte sich mit jedem Augenblick, während seine Verlegenheit immer zunahm.

Ein lichter Gedanke schoß ihm plötzlich durch den Kopf. Er könnte ja seine Mutter oder Decima ersuchen, ihm einstweilig Gesellschaft leisten zu wollen.

„Was möchten Sie nehmen?" frug er, „Mrs. Thynn wird Ihren Wünschen in Allem und Jedem nachkommen. Ich —"

„Jetzt nehme ich gar nichts," unterbrach sie ihn. „Ich könnte auch nichts essen, ich bin zu unglücklich. Ich werde vielleicht etwas Thee nehmen, aber nicht eher, bis ich mich etwas wärmer fühle. Mir ist sehr kalt."

Wie von Fieberfrost gebeutelt, zitterte ihr ganzer Körper, und sie kauerte sich über die Ofengluth.

Lionel nahm an einem etwas entfernt stehenden Tische Platz, um, wie er ihr sagte, einen dringenden Brief zu schreiben. Er warf schnell einige Zeilen auf's Papier, in welchem er seiner Mutter anzeigte, daß Mrs. Massingbird angelangt, und in der Voraussetzung, daß Mrs. Werner

noch lebe, in Wernerskron eingekehrt sei, und da er sie in dem kläglichen Zustande, in welchem er sie gefunden, doch nicht vor die Thür stoßen könnte, so ersuchte er seine Mutter, diesen dringenden Fall zu berücksichtigen, und entweder selbst zu kommen, oder im Verhinderungsfalle seine Schwester Decima zu schicken, um ihm auf ein oder zwei Tage Gesellschaft zu leisten."

Zwar machte sich gleich hinterher das Bedenken geltend, daß Lady Werner schwerlich auf diesen Vorschlag eingehen, und weder selbst kommen, noch zugeben würde, daß Decima ihre Stelle vertrete; nichts destoweniger aber blieb Lionel bei seinem erst gefaßten Entschlusse.

Er nahm das fertige Billet, entfernte sich aus dem Speisesaal und schickte es durch einen berittenen Groom nach Deerham Court. Auf seinem Rückweg in den Salon begegnete er Mrs. Tynn.

„Ich höre, daß Mrs. Massingbird angelangt ist, Sir."

„Ja wohl," antwortete Lionel, „Sie wird vielleicht einen Thee nehmen, sie scheint sehr ermüdet zu sein."

„Soll das Gepäck heraufgetragen werden, Sir?" frug Mrs. Tynn, indem sie auf die zu einem kleinen Thurm aufgehäuften Effekten hinwies. „Wird sie hier bleiben?"

Lionel wußte wirklich nicht, was er antworten sollte.

„Sie kam wohl in der Absicht, hier zu bleiben," sagte er nach einer kleinen Pause. „Sie glaubte ihre Tante noch hier zu finden. Sollte Sie da bleiben, so wird wohl Lady Werner oder meine Schwester ihr Gesellschaft leisten. Sind Betten in Bereitschaft?"

„Mehr als genug und in Zeit von fünf Minuten in Ordnung."

Als Lionel in den Speisesaal zurückkam, fand er Sybille in derselben Stelle am Kamin sitzend und fröstelnd. Es schien ihr unnatürlich kalt zu sein, während ihre Wangen heiß und wie von Fieberhitze geröthet waren.

„Ich fürchte, Sie haben sich heute auf der Hieherreise ein Fieber zugezogen,“ sagte er mit bekümmerter Miene.

„Ich glaube kaum.“ antwortete sie. „Es ist mehr ein nervöses Zittern. Ich war, als ich im Bahnhof abstieg, etwas leichter gekleidet, dort erfuhr ich die traurige Nachricht von dem Tode meiner Tante, und fuhr vor Schreck zusammen, und seitdem habe ich dieses Zittern. Sorgen Sie sich nicht um mich, es wird bald vorübergehen.“

Lionel nahm ihr gegenüber am Kamin Platz und betrachtete sie mitleidsvoll. Hätte er dem Zuge seines Herzens folgen dürfen, er würde sie am liebsten in seine Arme geschlossen, und sie mit seinen heißen Küssen erwärmt haben.

„Was war denn an der Geschichte mit dem Codicill?“ frug sie plötzlich.

„Als meine Tante mir von Mr. Werners Tod schrieb, da erwähnte sie auch eines verlorenen Codicills und meinte, wenn es nicht verloren gegangen wäre, so würde Alles Ihnen gehören.“

Lionel gab ihr die gewünschte Aufklärung, ohne auch nur den kleinsten Umstand zu verschweigen.

„Wenn das Codicill sich also vorgefunden, wäre Fritzen's Erbantheil im Ganzen nicht mehr als fünfhundert Pfund gewesen?“

„In der That blutwenig für ihn,“ fügte sie mit nachdenkender Miene hinzu.“

„Und mir hat er gar nichts hinterlassen; es war das in Anbetracht meiner näheren Verwandtschaft und meines größern Anspruchs sehr ärgerlich.

„Nachdem das Codicill nicht aufgefunden werden konnte, so blieb das Testament aufrecht und in Folge dessen mein Erbantheil auf fünfhundert Pfund reduzirt.“

„Und ist das Codicill seitdem nicht wieder zum Vorschein gekommen?“

„Nie mehr.“

„Sonderbar. Haben Sie keine Vermuthung, was damit geschehen?“

„Sie begreifen, daß ich's selbst gern wüßte,“ erwiederte Lionel. „Obwohl Wernerskron mir seitdem, auch ohne Codicill zugefallen, würde ich doch Vieles darum geben, wenn das geheimnißvolle Dunkel, das dieses Schriftstück umgibt, aufgeklärt würde.“

Sybille blickte vorsichtig umher, und sprach dann mit gedämpfter Stimme: „Steckt vielleicht Tynn oder seine Frau, die, wie Sie so eben sagten, bei der Fertigung des Codicills zugegen waren, hinter diesem Geheimniß?“

„Entschieden nicht,“ antwortete Lionel. „Sie hatten ein viel zu großes Interesse daran, daß ich und kein anderer in den Besitz des Gutes komme.“

„Es ist doch sonderbar, daß ein Papier, das man in eine Mappe verschließt, von selbst verschwinden sollte! Die Motten werden's doch nicht aufgezehrt haben?“

„Kaum,“ antwortete Lionel lächelnd. „Einen Tag vor ihrem Tode, wollte Ihre Tante .... —“

„Ich bitte Sie, sprechen Sie nicht davon,“ unterbrach ihn schnell Mrs. Massingbird. „Ich habe heute vollauf des Jammers gehabt, ich würde Sie lieber ein andersmal bitten, mir von ihrem Tode zu erzählen.“

Sie versank in tiefes Stillschweigen, Lionel wagte nicht, es zu unterbrechen. Mittlerweile vernahm sein aufmerksam lauhendes Ohr den schnellen Trab, mit welchem der Groom allem Anscheine nach, dem Stalle zuritt. Gleich darauf erschien Tynn mit einem Billet in der Hand. Es war die Antwort, von Lady Werner, und enthielt nur einige mit Bleistift hingeworfene Zeilen:

„Ich verstehe Dein Verlangen nicht, und weiß auch nicht, was Dich dazu veranlaßt, Lionel. Was immer meine Meinung von Mrs. Fritz Massingbirds fortan sein mag, so muß ich ihr doch so viel Schicklichkeitsgefühl zumuthen, daß sie, nachdem ihre Tante todt ist, Wernerskron nicht zu

ihrem Aufenthalte wählen wird. Absurd ist es aber geradezu von Dir, Lionel, wenn Du mir zumuthest, daß ich ihr zu Liebe hinkommen sollte; weder ich, noch Decima werden diesem Rufe Folge leisten. Wenn ich und Decima bei Dir wohnen würden, dann müßte sie erst recht weichen. Sybille hat ihre eigene Behausung, und braucht sich nicht anderswo einzudrängen."

Das Billet war mit keiner Unterschrift versehen. Trotzdem erkannte er doch Lady Werners eigenhändige Schrift. Das war so ziemlich die Antwort, welche er von ihr erwartet hatte.

Lionel's Verlegenheit steigerte sich auf's höchste und er wußte in der That nicht mehr, was er beginnen sollte.

Währenddem war Sybille aus ihrem stillen Hinbrüten wieder wach geworden.

„Ich fühle mich jetzt schon so ziemlich warm," sagte sie. „Ich möchte hinaufgehen, und meinen schweren Shwal ablegen."

Lionel zog die Glocke, Mrs. Tynn trat ein und verließ allsogleich mit Sybillen den Spesesaal.

„Ich werde ihre Schwestern hierher bringen," sprach Lionel, erfreut über den glücklichen Einfall, vor sich hin. „Die werden ihr am besten das Unschickliche ihres Verlangens auseinandersetzen. Armes Mädchen! Sie ist in ihrem tiefen Schmerz unfähig, selbst darüber nachzudenken!"

Lionel zauderte nicht länger, griff schnell nach seinem Hut, und ging mit Riesenschritten nach Doktor West's Wohnung zu.

Dort angelangt, trat er ohne vorhergehende Ceremonie allsogleich in das gemeinschaftliche Sitzzimmer, wo Master Quark ganz allein beim Nachtmahl saß und sich nach Herzenslust mit einem Apfelkuchen regalirte.

„Wo sind die Fräulein West?" frug Lionel hastig.

„Sie sind in Gesellschaft," antwortete der vollauf beschäftigte junge Mann.

„Wo denn?"

„In Heartberg, gnädiger Herr. Es ist heute ein Ball bei Doktor Thin. Sie haben ein graues Gazekleid angezogen, und ihre Locken mit ganzen Zweigen von weißen Blumen behangen. Und das nennen sie Trauer! Der Wagen ist auf zwei Uhr Morgens bestellt, um sie abzuholen.

Sie haben zwar diesen Apfelkuchen für mich und Jan bestimmt. Jan aber sagte, daß er keinen Kuchen mag und lieber Fleisch essen würde, und so habe ich jetzt seinen und meinen Theil bekommen."

Master Quark schien sich wirklich beide Theile wohlschmecken zu lassen, Lionel wollte ihn nicht weiter in dem Genusse seines Kuchens stören, und machte sich wieder auf den Weg nach Wernerskron zurück.

Achtes Capitel.

Ein Moment in Delirium.

Der Speisesalon in Wernerskron lieferte an diesem Abend ein vollständiges Bild des Komforts. Lionel fühlte dieß auch bei seinem Wiedereintritt. Ein ganzer Strahl von Licht und Wärme strömte ihm wohlthuend entgegen. In einer Ecke des Zimmers stand ein reichbesetzter Theetisch mit kaltem Braten, Wild und allem Zubehör.

Vor dem lustig prasselnden Kaminfeuer stand Sybille, ihre schlanke Form in ein schwarzes Kleid gehüllt. Niemand hätte sie theils wegen ihrer Jugend, theils weil sie keine Witwenhaube trug, für eine Witwe gehalten. Ihr Kopf war unbedeckt und die reichen Locken beschatteten den rosigen Teint ihres anmuthigen Gesichtes.

Wir haben schon einmal erwähnt, daß Sybillen's unwiderstehlicher Zauber zumeist in ihrem wunderbaren Teint lag. Man denke sich nun diesen, von innerer Aufregung rosig angehauchten Alabasterteint noch dazu durch den von brennenden Kerzen verbreiteten Lichtstrahl erhöht und man wird ermessen können, welch' gefährliche Stunde, welch' verlockende Situation dieß für Lionel Werner's noch nicht vollends geheiltes Herz gewesen sein mußte.

Indeß war die glühende Röthe auf ihren Wangen, die an diesem Abend so viel zur Erhöhung ihrer Schönheit beitrug, keineswegs eine natürliche, sondern vielmehr die Folge ihrer aufgeregten Gemüthsstimmung. Versetzen wir uns einen Augenblick in ihre Lage und wir müssen zugeben,

daß auch sie eine Stunde der schwersten Prüfung durchzumachen hatte.

Als sie in einem fremden Lande, Tausende Meilen von ihrer Heimat entfernt, mit vielem Ungemach zu kämpfen, und als das böse Geschick sie zuletzt mit dem härtesten Schlag, dem Tode ihres Mannes heimgesucht hatte, da ragte aus weiter Ferne Wernerskron wie ein Leuchtthurm empor, dem der verirrte Seemann auf sturmbewegtem Meere mit hoffnungsvollen Blicken entgegensteuert.

Wernerskron war der einzige Lichtpunkt am trüben Horizont ihres finstern Geschickes.

Während der ganzen Zeit ihrer Rückreise hatte sie sich mit dem tröstenden Gedanken vertraut gemacht, daß sie bei ihrer Tante eine wohlwollende Aufnahme und eine zweite Heimat finden werde.

Wäre ihr Mann am Leben geblieben, so wäre sie unumschränkte Gebieterin von Wernerskron gewesen, sie glaubte daher ihre Ansprüche schon auf den kleinsten Bruchtheil reducirt zu haben, wenn sie blos ein Asyl zu finden hoffte. Unter diesen, gewiß nicht allzu sanguinischen Auspizien, wurde die langwierige Reise zurückgelegt und endlich der heimatliche Boden betreten.

Aber welche Ueberraschung erwartete sie nicht zu Hause! Sie fand Mrs. Werner todt und ihren Vater abwesend. Sie erfuhr auch ferner, daß Mr. Werner sie in in seinem Testamente gar nicht bedacht, und daß ihr Mann nun, wo er die Erbschaft von Wernerskron antreten sollte, sein Legat von fünfhundert Pfund gänzlich eingebüßt hatte. Sie konnte daher außer dem kleinen Revenüeantheil, der ihr von Lionel zugesichert wurde, nicht einmal die kurze Spanne Erde, worauf sie stand, ihr eigen nennen.

Ermüdet und in gedrückter Stimmung, konnte sie keine Pläne in die Zukunft machen. Sie hatte nur die traurige Gegenwart vor sich und ihre einzige Hoffnung bestand vielleicht darin, in diesem Hause so lange verweilen zu können,

bis in irgend einer Weise etwas für sie geschehen könnte. Und besaß sie wirklich so wenig Schicklichkeitsgefühl, um nicht einzusehen, daß es, gelinde gesagt, unpassend wäre, wenn sie als Gast von Lionel Werner auf Wernerskron bliebe?

Auch hierin müssen wir gerecht gegen sie sein. Von Natur sorglos und in gewissen Dingen nicht allzu delikat, wie Sybille von jeher war, mußte die Reise hinaus, der Aufenthalt in Melbourne, der hartnäckige Kampf mit so viel Ungemach und Entbehrung, und endlich die Rückreise, ihre Neigung zur Unabhängigkeit im Denken und Handeln dermaßen ausgebildet haben, daß es ihr ein Leichtes war, sich über die Förmlichkeiten und Convenienzen des socialen Lebens hinwegzusetzen, und die streng normirten Gesetze der Etiquette — diese von der ganzen civilisirten Welt genehmigten Statuten — als eine Ausgeburt der Pedanterie zu betrachten und mit stiller Verachtung von sich zu weisen. Daher mochte sie auch in dem Vorsatze, mit Lionel allein zu bleiben, keine Anstandsverletzung oder Verhöhnung der weiblichen Delikatesse erblickt haben.

Als Lionel hereintrat, und sie ihren wehmüthigen Blick zu ihm emporhob, da glitzerten im hellen Kerzenschein ihre noch thränenfeuchten Augen, wie der thaugeträufelte Grashalm im Morgensonnenstrahl.

„Haben Sie schon etwas genommen?“

„Nein.“

„Sie hätten es aber thun sollen,“ sprach Lionel in theilnehmendem Tone.

„Ich habe nicht bemerkt, daß der Thee aufgetragen ist,“ antwortete sie, indem ihr der gedeckte Tisch zum erstenmal auffiel. „Ich war nachdenkend.“

Er stellte einen Sessel für sie vor den Theetisch, und sie setzte sich nieder.

„Soll ich vortheilen?“ frug sie.

„Wenn Sie wollen, und Sie sich nicht zu müde fühlen.“

„Wer bereitet gewöhlich den Thee für Sie?“

„Man bringt ihn schon ganz fertig herein.“

Sybille beschäftigte sich nun selbst mit der Bereitung des Thee's. Vergebens drang Lionel in sie, einen Imbiß zu nehmen, sie wollte nichts berühren. Eine Butterschnitte, die sie schon zum Munde geführt hatte, legte sie wieder unverkostet zurück.

„Sie müssen unterwegs wohl gegessen haben, Mrs. Massingbird?“ frug Lionel lächelnd.

„Ich? Ich habe den ganzen Tag nichts zu mir genommen. Ich dachte, ich werde noch zeitlich genug zum Speisen bei meiner Tante in Wernerskron anlangen. Indeß hat sich der Train etwas verspätet, und als ich hieher kam, fand ich die Tante nicht mehr.“

Sybille senkte ihr Köpfchen und spielte zerstreut mit den Theelöffel. Es galt nur die hervorquillenden Thränen zu verbergen, und doch blieben sie von Lionel nicht unbemerkt.

„Wunderten Sie sich nicht darüber, daß ich Sie kurz zuvor verlassen habe?“

„Ich wußte nicht, daß Sie abwesend waren,“ antwortete Sybille.

„Ich ging zu Ihren Schwestern. Ich dachte, es wäre besser, wenn ich sie hieherbrächte. Unglücklicher Weise fand ich sie nicht zu Hause; der junge Quark sagte, sie werden erst gegen zwei Uhr Morgens nach Hause kommen.“

„Warum? wohin sollten sie denn gegangen sein?“ frug Sybille, die das späte Ausbleiben ihren Schwestern sehr überraschte.

„Sie sind zu einer Tanzunterhaltung nach Heartberg gegangen. Quark saß allein bei Tische und verzehrte einen riesigen Apfelkuchen mit beneidenswerthem Apetit.“

Die drollige Apfelkuchengeschichte entlockte Sybillens ernstem Gesichte ein schwaches Lächeln. Sie schob ihren Sessel zurück und näherte sich wieder dem Kamine.

„Sie sind doch noch nicht fertig, Mrs. Massingbird?“

„Ja, ich danke Ihnen. Meinen Thee habe ich ausgetrunken, und essen kann ich nicht.“

Lionel schellte, und der Tisch wurde allsogleich abgeräumt. Sybille stand am Kamingesimse und warf unwillkürlich einen Blick in den Spiegel. Lionel war ganz in ihrer Nähe.

„Ich habe noch keine Witwenhaube bekommen können,“ sagte sie, zu Lionel sich wendend. „Ich habe mir wohl zwei oder drei solche Dinge, die Witwenhauben vorstellen sollten, in Melbourne gekauft, sie sind aber von der langen Reise abgetragen und ganz unbrauchbar geworden.“

„Sie haben seit Ihrer Abwesenheit von hier Vieles durchzumachen gehabt,“ bemerkte Lionel.

„Ja, gewiß Vieles. Es war eine unglückliche Reise, vom Anfang bis zum Ende von einem Unstern begleitet.“

„Ist es Ihnen gelungen, über John's trauriges Schicksal etwas Näheres zu erfahren?“

„Nein. Kapitän Cannonby versprach wohl die Nachforschungen unausgesetzt zu betreiben, wir haben aber zur Zeit als ich Melbourne verließ, nichts Weiteres vernommen. Ich wollte, wir hätten Lukas Roy auffinden können.“

„Haben Sie ihn nicht gefunden?“

„Die Familie Eyre, bei der ich wohnte, hat mir von ihm erzählt. Es ist ganz sonderbar,“ setzte Sybille in einer etwas animirten Stimmung fort. „Lukas Roy kam nach Melbourne, nachdem John getödtet worden war, und wurde zufällig mit den Eyres bekannt. Er erzählte ihnen von John und seinem Mißgeschicke, und mochte wenig geahnt haben, daß ich und Fritz später mit derselben Familie zusammentreffen werden. John ist durch einen Flintenschuß getödtet worden.“

„Durch einen Schuß!“ rief Lionel unwillkürlich aus.

„Er und Lukas waren auf dem Wege nach Melbourne von — von wo denn? — Ich glaube, von Bendigo. Ich

habe so viele Namen nennen hören, daß ich nun einen mit den andern verwechsle. John hatte viel Gold bei sich, das er in einem großen Gürtel um den Leib verborgen hielt. Lukas glaubte, daß es verrathen worden wäre. In der Nacht, als sie auf offener Straße schliefen, wurde John angegriffen, geprügelt und mittelst eines Flintenschusses niedergebrannt."

„Armer Teufel!" rief Lionel aus, starr vor sich hinschauend, als sähe er im Geiste John Massingbird vor sich stehen. „Und sie raubten ihn dann aus!"

„Sie raubten ihn ganz aus, und ließen auch nicht ein Stäubchen Goldes zurück. Das von Lukas verbreitete Gerücht, daß man den Räubern sammt dem Golde auf der Spur sei, erwies sich nur all zu bald als ein falsches. Lukas kam später selbst nach Melbourne, aber auch da konnte er nichts ausfindig machen. Bei dieser Gelegenheit war es, wo Lukas mit der Famile Eyre bekannt wurde. Als ich und Fritz später nach Melbourne kamen, und mit der Eyre bekannt wurden, wendeten sie alles Mögliche an, um Lukas aufzufinden, doch blieben alle ihre Bemühungen fruchtlos."

„Was ist aus ihm geworden?"

„Als Mr. Eyre das letzte Mal mit ihm zusammen war, da sagte Lukas, daß er auf einer frischen, und wie er glaubte, auch auf der rechten Spur sei. Er hoffte ihm schon den nächstfolgenden Tag etwas Bestimmtes darüber sagen zu können. Doch er kam nicht mehr und wurde auch nicht weiter gesehen. Mrs. Eyre hatte seinethalben viel Angst ausgestanden, sie fürchtete, es sei ihm auch etwas Arges widerfahren!"

„Arges, in wiefern?" frug Lionel.

„Sie dachte daß Lukas vielleicht mit den Mördern zusammen getroffen, und so unvorsichtig gewesen war, es anmerken zu lassen, daß er sie erkannt, und von ihnen mißhandelt oder gar getödtet worden sein mag."

Sybille sprach die letzteren Worte in einem leisen,

kaum vernehmbaren Tone aus, und ließ gleichsam von der Mattigkeit überwältigt ihre Hände schlaff herabhängen.

Wie Lionels Herz gepocht haben mag, als er jeden Athemzug in ihr belauschend, unausgesetzt seine Blicke auf ihr ruhen ließ, das wird er wohl allein gewußt haben!

Sie war wieder die Sybille aus allen Zeiten. Er vergaß, daß sie die Witwe eines Andern und ihn freiwillig verlassen hatte.

Er verbannte jeden Groll, jeden Argwohn aus seinem Herzen und ließ das beseligende Gefühl der Liebe allein unbeirrt und ungetrübt herrschen. Vor ihm stand nicht mehr die tadelns- und vergessenswerthe Frau Fritz Massingbirds, sondern Sybille in ihrer bezaubernden Schönheit.

„Sie scheinen etwas magerer geworden zu sein," bemerkte Lionel.

„Ja, ich bin vor Leid und Kummer stark abgemagert. Er hätte mich nicht mitnehmen sollen."

„Wer hätte sie nicht mitnehmen sollen? Und wohin?" frug Lionel, der den Sinn ihrer Worte nicht verstanden hatte.

„Fritz Massingbird. Er hätte wissen sollen, daß Melbourne nicht der Ort ist, der sich für eine Dame paßt. Wir wohnten in einem hölzernen Gebäude in der Nähe dieses miserablen und bis zur Pestilenz überfüllten Fleckens, welches sie Canvas Town zu nennen belieben."

„Es werden gewiß auch anständige Hotels dort zu haben sein?"

„Ich weiß nur so viel, daß er mich in keinem anständiges Hotel untergebracht hat. Die wenigen die da sind, hieß es, wären übervoll, und Fritz ließ sich darauf ein, eine Privatwohnung zu nehmen. Er hätte dies nicht thun sollen, und bedenken mögen, daß er mich mitgenommen. Sie wissen doch, daß er sein Portefeuille verloren hat."

„Ja ich habe davon gehört," antwortete Lionel.

„Das glaub' ich, war auch die Ursache, warum er gar

so ängstlich und verzagt war. Bis auf einige Banknoten, die er im Notizbuche zurück behielt, war alles Geld sammt den Creditbriefen, in dem Portefeuille, das nimmer wieder zum Vorschein gekommen ist. Ich mußte das Reisegeld zu meiner Rückfahrt borgen, und wenn ich nicht irre, hat Kapitän Cannonby ihm auch Etwas vorgeschossen, das natürlich zurück erstattet werden sollte. In der letzten Zeit hat er sich sogar dem Trunke ergeben. Wissen Sie davon?"

„Ich bin sehr erstaunt darüber."

„Dann überfiel ihm eine Art Wechselfieber. Manchen Tag war er ganz darnieder. Dann überließ er sich dem ungestörten Genusse des Brandweins. Sie können sich nun meine Lage denken," fügte sie mit einem schmerzlichen Seufzer hinzu. „Er, nicht mehr das was er früher war, und ich, ganz allein in diesem elenden, eckelhaften Platze. Eines Tages, als mich dieses Jammerbild so sehr gequält und geängstigt hatte, fiel ich erschöpft zu seinen Füßen nieder, bat und beschwor ihn, mich nach England zurückzuschicken.

„Sybille!"

Wieder entfuhr ihm, unbewußt ihr Familienname. So schmerzlich auch diese Schilderung der Vergangenheit für sie gewesen sein mag, so war sie für ihn noch peinlicher. Wie gerne hätte er sie vor allem Kummer und Ungemach geschützt.

„Einige Zeit darauf kamen wir mit Kapitän Cannonby zusammen. Ich konnte ihm nicht gut leiden, aber er war nichts destoweniger sehr freundlich gegen mich. Er veranlaßte uns die erbärmliche Wohnung mit einem ziemlich anständigen Logis im Hotel zu vertauschen und stellte uns dann der Familie Eyre vor. Später als er mit Fritz Melbourne verließ, übersiedelte ich zu den Eyre's."

Lionel unterbrach die kleine Pause, während welcher Sybille inne hielt, und in die Gluth starrte, mit keinem Worte.

„Ein oder zwei Tage darauf kam Capitän Cannonby

allein zurück und sagte, daß mein Mann gestorben sein. Ich war sehr überrascht darüber. Ich ahnte, daß er seine Reise nicht überdauern werde, denn der Tod war in unverkennbaren Zügen in seinem Gesichte eingegraben. Und so stehe ich jetzt ganz allein in der Welt."

Die großen blauen, in Thränen schwimmenden Augen, welche die jetzt stillschweigende Sybille auf Lionel ruhen ließ, schienen ihm vollends entwaffnet zu haben. Er ließ alle seine Klugheit und Vorsicht bei Seite. Er vergaß Dinge, deren Vergegenwärtigung ihn eine Pflicht war.

Und wie viele andere, ältere und vielleicht gescheitere Leute es vor ihm schon gemacht haben, ließ auch Lionel sich von dem leidenschaftlichen Impulse eines Momentes, der über sein ganzes Leben entscheiden sollte, hinreißen.

„Von nun an nicht mehr allein, Sybilla!" stammelte er, vor Aufregung fast athemlos, und bis über die Stirne erröthend.

„Lassen Sie mich Ihr Beschützer sein. Ich liebe Sie zärtlicher und inniger, als ich Sie je geliebt habe."

Sybilla war auf ein solch' offenes Geständniß ganz unvorbereitet, und es ist leicht möglich, daß sie in dem ersten Augenblick der Ueberraschung wirklich nicht gewußt haben mochte, was sie damit anfangen sollte. Ihr Gesicht erbleichte zusehends, und sie wich einige Schritte zurück, doch behielt sie ihn mit ihrem forschenden Blicke fest im Auge. Lionel streckte seine Arme aus, umfaßte ihren schlanken Leib, zog sie an sich, und drückte sie an seine Brust, als wollte er jedes Uebel und alles Ungemach für ewig von ihr abwenden.

„Werde mein Weib," rief er mit vor Zärtlichkeit und Rührung überwältigter Stimme plötzlich aus. „Meine theure geliebte Seele, laß Wernerskron fortan Deine Heimat sein. Nichts, nichts soll uns mehr trennen."

Sie brach in heftige Thränen aus, entwand sich seinem Arme, und blickte ihn an.

„Sie können es nicht ernst meinen. Sollten Sie mich, nachdem ich mich so erbärmlich gegen Sie benommen habe, dennoch lieben?"

„Ich liebe Dich mehr denn je," sprach er mit vor Aufregung erstickter Stimme. „Ich war die ganze Zeit hindurch eifrig bestrebt, Dich zu vergessen, und für immer aus meinem Herzen zu verbannen, und erst jetzt erfahre ich wie eitel und thöricht mein Streben war. Du wirst mich jetzt ungehindert lieben und mir helfen, die trübselige Erinnerung an die jüngste Vergangenheit für immer zu verscheuchen."

Sie stieß einen tiefen Seufzer aus, wie jemand, der sich plötzlich von einer drückenden Last befreit fühlt, und legte ihr Gesicht an jener Stelle, wo Lionel sie kurz zuvor so stürmisch an sich drückte, wieder sanft nieder.

„Ich kann Dich mehr lieben, als ich ihn liebte," flüsterte sie kaum hörbar.

„Sybille, warum hast Du mich aber verlassen? Warum hast Du ihn geheiratet?"

„O Lionel, mach' mir keine Vorwürfe!" antwortete sie in Thränen ausbrechend. „Ich verdiene diese Vorwürfe nicht. Nicht ich, sondern der Papa war die Veranlassung dazu, ja gewiß nur er.

„Doktor West veranlaßte mich dazu. Ich mochte Fritz ein wenig gut leiden das ist wahr, ich kann's nicht leugnen. Und ach, wie liebte er mich! Während Du wie ein stiller Schatten mich umschwebtest, und von Deiner Liebe keine Erwähnung machtest, sprach er immer und ewig von seiner heißen Liebe zu mir."

„Halt Sybille, Du konntest mich unmöglich mißverstanden haben!"

„Gewiß, Deine Liebe war eine stille Liebe, seine eine stürmische und überzeugende. Als es dann zu einem Entschluße kommen sollte, und er um meine Hand anhielt, da trat Papa zu seinen Gunsten in's Mittel. Er hielt mich

und Dich im Verdachte einer gegenseitigen Neigung zu einander, und er — er —"

Sybilla stockte und zögerte ein wenig.

„Muß ich Dir Alles sagen?" frug sie. „Wirst Du es Papa nicht wieder sagen, oder ihm deshalb einen Vorwurf machen? Wirst Du es als ein Geheimniß aufbewahren?"

„Ja, das werde ich Sybille. Ich werde nie über diesen Punkt mit Doktor West sprechen."

„Papa sagte, daß ich Fritz Massingbird wählen müsse, weil er zum Erben von Wernerskron bestimmt worden, und befahl mir, ihn zu heiraten.

„Er sagte mir zwar nicht, auf welche Weise er zu dieser Nachricht gelangt sei, sondern erklärte bloß, daß sich die Sache so verhalte. Er bestätigte auch, daß Du nur mit Nichts oder mit einer Kleinigkeit abgefertigt worden, und daß Du daher nach Jahren erst oder vielleicht gar nie heiraten können würdest. Und ich, ich war so schwach, und gab nach. — —"

Lionel's Gesicht nahm schnell einen ernsten finstern Ausdruck an.

Als Sybille diese plötzliche Veränderung wahrnahm, schlug sie die Hände zusammen und rief:

„O, tadle mich nicht! verdamme mich nicht! Ich weiß, daß es Schwäche und vielleicht auch Unrecht von mir war. Aber Du mußt bedenken, daß wir von jeher gewohnt waren, unserm Vater unbedingt zu gehorchen."

„Doktor West hat zufällig in Erfahrung gebracht, daß ich testamentarisch so viel als enterbt werde," entgegnete Lionel mit spöttischem Lächeln, das er mit seinem besten Willen nicht ganz unterdrücken konnte. „Und wie es scheint, verstand er es auch, aus dieser Nachricht den besten Gebrauch zu machen."

„Tadele m i c h nicht," wiederholte Sybille. „Es war nicht meine Schuld."

„Ich tadle nicht Dich, meine Theure.“

„Es ist mir nach Recht vergolten worden,“ sprach Sybille mit thränenden Augen, „ich heiratete ihn, weil mein Vater, mich in der Absicht, daß ich mich in den Besitz von Wernerskron theilen könnte, dazu gezwungen und bevor noch die Nachricht von unserer Erbschaft in Melbourne anlangte, war er, der eingesetzte Erbe, todt, und Wernerskron im Besitze des Mannes, den ich verschmäht hatte. Lionel, ich hätte mir nicht träumen lassen, daß Du noch ein zweites Mal um meine Hand anhalten würdest, wohl aber habe ich oft gewünscht, mich Dir zu Füßen werfen zu können, um Deine Verzeihung zu erbitten.“

Er neigte sich zu ihr und drückte einen zärtlichen Kuß auf ihre Lippen.

„Vergessen wir die Vergangenheit,“ flüsterte er ihr zu.

Diese plötzliche Neugestaltung ihrer Lage regte bei Sybillen einen Gedanken an, vor dem sie, als sie zufällig Lionels Blicken begegnete, erröthen mußte.

„Kann ich jetzt noch hier bleiben?“ frug sie ihn verschämt in's Gesicht blickend.

„Du kannst in dieser späten Stunde nichts anderes mehr thun,“ antwortete er, „Wernerskron soll Dich so lange beherbergen, bis Du wegen Deines zeitweiligen Aufenthaltes die nöthigen Anordnungen getroffen haben wirst. Mrs, Tynn wird Dir's hier bequem machen. Ich werde während dieser Zeit meiner Mutter Gast sein.“

„Wie spät ist es denn jetzt?“ frug Sybille.

„Nahe an zehn. Du wirst gewiß müde sein, und es wäre eine Selbstsucht von mir, wenn ich Dich noch länger aufhielte. Gute Nacht, meine Theure!“

Sybillens nie versiegender Thränenstrom mußte noch einmal herhalten.

„Ich werde nun,“ sagte sie, indem sie Lionels Hand festhielt, „wo Du fort bist, glauben müssen, das Ganze sei

nur ein schöner Traum gewesen, Du wirst doch gewiß morgen wieder kommen?"

„Wiederkommen!" wiederholte er lächelnd, „Wernerskron besitzt jetzt einen Magnet für mich, den es früher nie besessen hat."

Er ertheilte noch an Mrs. Tynn und der übrigen Dienerschaft die nöthigen Befehle und verließ allsogleich Wernerskron.

Lionel der die Menschen in ihren nächtlichen Streifzügen, als Diebe oder Gespenster wenig oder gar nicht fürchtete, zog den Feldweg, an den Weidensumpf vorbei, dem Andern durchs Dorf vor.

Es war eine frische, ziemlich helle Nacht. Und als Lionel in schnellen Schritten den Weidensumpf vorbei passirte, bemerkte er eine kauernde Gestalt, die in den Sumpf etwas zu suchen, oder vielleicht gar sich hineinzustürzen beabsichtigte. Er erinnerte sich an Rachels Mißgeschick, und da er diese unglückselige Katastrophe auf seinen Gutsgebiete nicht wiederholt wissen wollte, so ging er auf die Gestalt los und packte sie am Arme. Durch diese etwas unsanfte Berührung flog der Kopf in die Höhe, und Lionel erkannte Robin Frost.

„Robin! Was macht Ihr hier?" frng Lionel in strengem doch nicht ganz unfreundlichem Tone.

„Nichts Arges," antwortete der Angeredete. „Es gibt Zeiten, Mr. Lionel, wo ich gezwungen werde hierher zu kommen. Wenn ich mich des Nachts schlaflos im Bette herumwälze, und mir plötzlich der Gedanke kommt, daß ich sie sehen könnte, wenn ich am Rande des Wassers, an der Selle wo sie verunglückte, geduldig ausharren wollte, da läßt es mich nicht ruhen. Und ich habe schon viele Nächte von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang hier an dieser geheimnißvollen Stelle zugebracht."

„Aber Ihr habt sie nie zu sehen bekommen?" entgegnete Lionel.

„Nein, niemals. Aber daraus folgt noch nicht, daß ich sie nicht doch einmal zu sehen bekomme. Die Leute sagen, daß die Todten, zwar nicht alle zu einer gewissen Zeit wiederkehren."

„Und wenn Ihr sie sehen möchtet, wozu soll das führen?"

„Sie könnte mir dann sagen, wer der Niederträchtige gewesen, der sie in's Wasser gestoßen hat," entgegnete Robin in einem etwas unheimlichem Tone. „Sehr oft, fast überall und zu jeder Stunde, bei Tageshelle und im Dunkel der Nacht, höre ich die Stimme, die mir zuflüstert, „Robin! Robin!" und sonst weiter nichts.

Lionel legte seine Hand auf Robin's Schultern, und zog ihn sanft mit sich fort. „Robin ich gehe einen Weg mit Euch, laßt uns zusammen gehen." Robin leistete keinen Wiederstand, und ging gebeugten Hauptes mit Lionel fort.

„Ich hörte heute etwas dergleichen, daß Miß Sibylle oder Mrs. Massingbird wollte ich sagen," verbesserte sich Robin, „zurückgekommen ist. Es hat sie Jemand am Bahnhof gesehen. Haben Sie sie auch gesehen Sir?"

„Ja, ich habe sie gesehen," antwortete Lionel.

„Weiß sie etwas von John Massingbird?" setzte der Mann in fieberischer Aufregung fort. „Ist er wirklich todt, oder noch am Leben?"

„Er ist todt, Robin, darüber hat von der Minute, als die Nachricht hieherkam, nie ein Zweifel obgewaltet. Er ist eines gewaltthätigen Todes gestorben."

„Dann ist ihm auch Recht vergolten worden," entgegnete Robin, seine Hand in die Höhe streckend, wie dies immer, so oft er über diesen Gegenstand sprach, seine Gewohnheit war. „Und was ist mit Lukas Roy?

„Ich erwarte ihn, Sir."

„Mrs. Massingbird weiß gar nichts von ihm, nichtsdestoweniger aber glaube ich, daß er bald kommen wird."

„Der Himmel sende ihn uns!“ rief Robin aus.

Lionel überzeugte sich nur noch, daß Robin wirklich in seine Wohnung zurückging, und bald darauf war auch er in Deerham Court angelangt. Lady Werner hatte sich schon zur Ruhe begeben, Decima und Lucy waren noch wach. Sie waren gerade von ihren Sitzen aufgestanden, und Decima mit der Beseitigung des Feuers vom Kaminrost, das sie vorsichtshalber den Dienstboten nie überließ, beschäftigt gewesen.

Sie sahen sich gegenseitig verwundert an, als Lionel in so später Stunde zu ihnen hereintrat.

„Ich bin auf Besuch gekommen,“ begann Lionel in heiterer Stimmung. „Kannst Du mich noch aufnehmen?“

Sie verstand ihn nicht, und Lionel entnahm aus ihrer fragenden Miene, daß Lady Werner ihr den Inhalt seines Schreibens nicht mitgetheilt habe. Decima und Lucy hatten daher von Sybillen's Rückkunft noch keine Ahnung. Diese Ueberzeugung belebte wie erfrischender Thau seinen etwas gedrückten Geist. Warum sie diese Wirkung in ihm hervorbrachte, wollte er nicht weiter untersuchen. Und wahrscheinlich wird er gegründete Ursache gehabt haben, warum er diese Prüfung seines Herzens gar so sehr scheute.

„Ein Freund, der unvermuthet zu mir auf Besuch kam, hat Wernerskron in Beschlag genommen. Ich hab's ihm einstweilen überlassen.“

„Ueberlassen?“ rief Decima erstaunt aus.

„Ja, ganz überlassen, Du wirst so gut sein und mir ein Zimmer einräumen. Nicht wahr?“

„O, gewiß!“ sagte sie über alle Massen erstaunt. „Bleibt denn gar kein Platz für Dich übrig?“

„Nein.“

„Was muß das für ein rücksichtsloses Volk sein, das so gleich in Massen auf Besuch heranstürmt. Du kannst Dein früheres Zimmer haben, Lionel, mußt aber ein bischen Geduld haben. Ich werde Katharinen den Auftrag geben, es früher herzurichten.“

Sie huschte aus dem Zimmer.

Lionel stand am Kamin und hatte der Lucy absichtlich seinen Rücken zugewendet. Hatte er vielleicht schon Gewissensbisse?

Lucy, die im Begriffe war auf ihr Schlafzimmer zu gehen, und die eine brennende Kerze in der Hand hatte, ging auf ihn zu und reichte ihm ihre andere Hand.

„Darf ich Ihnen gute Nacht wünschen?“ fragte sie in ihrer lieblichen Einfachheit.

„Gute Nacht,“ antwortete er, die ihm dargereichte Hand schüttelnd. „Wie steht's mit ihrem Fieber?“

„O, bedeutend besser!“ antwortete sie etwas animirt. „Die bedrohlichen Symptome sind verschwunden und von Brustschmerzen keine Spur mehr. Ich hoffe morgen wieder ganz wohl zu sein. Lady Werner wollte mich heute durchaus zeitlich im Bette haben, aber ich fühlte mich hier ganz behaglich. Ich wußte es ja, daß Jan's Mittel von unfehlbarer Wirkung sind.“

Sie verließ ihn.

Lionel stand in seiner Lieblingsstellung am Ofen gelehnt. Doch die heitere Miene, mit der er in's Zimmer trat, war mit einem Male von seinem Gesichte verschwunden. Er zog die Augenbrauen zusammen und runzelte die Stirne, wie Jemand, der über einen trüben Gedanken brütet.

Neuntes Capitel.

Schöne Neuigkeiten für Lady Werner und für Lucy.

Wenn er sich auch vorher nicht an die Liebesscene vom heutigen Morgen erinnerte, so lastete dieselbe darum nicht minder schwer auf seinem Gewissen, als er sich schlaflos im Bette hin und herwälzte und die Ereignisse des heutigen Tages überdachte. Ja das Gewissen drückte ihn aus mehr, als einem Grunde. Von der Erregung des Momentes hingerissen, hatte er an diesen Abend in der Hitze der Leidenschaft Worte gesprochen, die er selbst, wo er Muße fand, darüber reiflich nachzudenken, als zu übereilt finden mußte. Lionel Werner war streng gewissenhaft. Als Knabe schon, wenn seine Heftigkeit ihn zu einem Fehltritt verleitete, was doch wohl nach dem Sprichwort: „Jugend hat keine Tugend," gewiß verzeihlich ist, legte er eine viel aufrichtigere und herzlichere Reue, als die ganze Geschichte werth war, ab. Und auch selbst, wo er zum Manne gereift, ging er viel strenger mit sich zu Gerichte, als jeder andere junge Mann es gethan hätte. Er liebte Sybille; darüber waltete kein Zweifel, aber eben so gewiß ist es, daß das unvermuthete Zusammentreffen mit ihr, die mannigfache Entfaltung aller ihrer Reize, die in lebhaften Farben geschilderte Leidensgeschichte, ihre verwaiste Lebensstellung, alles zusammen auf Lionels Herz und Sinn eine solche Macht ausübte, daß er seiner Liebe eine Stärke beilegte, die sie faktisch nicht besaß.

Wenn er auch in der leidenschaftlichen Aufregung des Momentes sich selber glauben machen wollte, daß er Sy-

billen eben so und vielleicht noch mehr liebte, als in früherer Zeit, so war es doch nur Selbsttäuschung, denn sonst hätte ihn Lucy Tempest's Bild nicht zu solchen melancholischen Empfindungen angeregt.

Es ist uns vielleicht eben so unangenehm, diesen heikligen Punkt zu berühren, als es Lionel war daran zu denken; allein Thatsachen, wenn sie noch so mißliebig sind, können und dürfen nicht ignorirt werden.

Er liebte Sybillen, aber nichts desto weniger schlich sich der unliebsame Gedanke in sein Herz, daß er mit seinem Heiratsantrag mindestens zu voreilig gewesen war, und daß eine reifliche Ueberlegung denn doch nicht geschadet hätte. Ja, seine Skrupel gingen noch weiter. Er stellte Vergleiche an und da wollte es ihm bedünken, als wenn Lucy Tempest, die er zwar noch nicht so liebte, die aber in jeder andern Beziehung seinem persönlichen Charakter mehr zusagte, dieser Wahl würdiger gewesen wäre. Und was das Fatalste bei der Geschichte ist, daß er mit sich selbst nicht im Reinen war, ob er Lucy gegenüber nicht stillschweigend Verpflichtungen eingegangen war, die ihm seine Ehre zu erfüllen gebot.

Die Reue und die Gewissensbisse waren nun einmal da, da half kein Drehen und kein Wenden. Der nächtliche Vorfall konnte nicht mehr ungeschehen gemacht werden.

Es blieb unter den bewandten Umständen für Lionel nichts Anderes übrig, als das auszuführen, was er begonnen, und er suchte sein unruhiges Gewissen mit der schwachen Hoffnung zu beschwichtigen, daß Lucy Tempest in ihrer kindlicher Unschuld, seine Anspielungen auf eine Heirat gar nicht verstanden, und daß sie seine Liebkosungen nicht im ersten Sinne, sondern als bloße Tändelei betrachtet hätte. Es ist wahr, Lionel mußte über diese nicht sehr ehrenhafte Bemäntelung selbst erröthen, und er verwarf sie, als eben so ungenügend, wie unzurechtfertigend. Woran er aber glaubte, fest glaubte, und das so zu sagen mitten in diesem Gedankenschiffbruch sein Rettungsanker war, das war die

Hoffnung, daß Lucy ihn nicht liebte. Er wußte, daß sie ihn gut leiden, ihm alles anvertrauen konnte, hoffte aber, daß ihrer Neigung zu ihm, nicht tiefer wurzelte.

Sonderbare Sophisterei, mit der wir das menschliche Herz zu bethören wähnen! Wie eitel, wie verwerflich ist dieß von uns! Jetzt, wo ihm diese Hoffnung zweckdienlich sein sollte, war er ehrlich genug, es offen zu gestehen, und vor einigen Stunden noch da hätschelte er sein Herz mit der süßen Täuschung, und schmeichelte seinem Eitelkeitsgelüste mit dem Wahn, daß Lucy ihn über alles liebte. —

Gegen Tagesanbruch verfiel er endlich in einen kurzen unbehaglichen Schlaf, der noch dazu von einem unheimlichen Traume begleitet, war. Er träumte von Fritz Massingbrid. Träume spielen uns zuweilen lose Streiche. Lionel's Traum vergegenwärtigte ihm jenen Abend, der Fritz's Vermälungstag voranging, und an welchem Lionel den letzten Versuch machte, Fritz von der Verbindung mit Sybillen zu warnen.

Er schien sich in diese Unterredung wieder hineingelebt zu haben, und die ersten Worte, die ihm bei seinem Erwachen so lebhaft im Gedächtniß blieben und deren Erinnerung ihn gerade jetzt so sehr frappirten, waren die Aeußerungen, die er damals in Bezug auf Sybille gemacht hatte.

„Wäre sie in diesem Moment so frei, wie die Luft," hatte er damals gesagt, „und läge sie zu meinen Füßen und spräche: Laß mich Dein Weib werden! Ich würde ihr sagen, daß sie auf der ganzen Erdenrunde jeden, nur mich nicht wählen dürfte. Sie kann nie und wird nimmer mehr mein Weib werden."

Schöne, tapfere Worte, fürwahr! Und zur Zeit als sie gesprochen waren, auch innig und wahr empfunden. Aber was dachte Lionel jetzt davon?

Als er zum Frühstück herabkam, fand er schon Alle versammelt.

Lady Werner, welche Lionel's Anwesenheit im Hause

erst vor einigen Augenblicken erfuhr, machte aus dem Inhalt der von Lionel empfangenen Note kein Geheimniß mehr. Decima und Lucy wußten sonach, daß Mrs. Massingbird eine großartige „Invasion" auf Wernerskron unternommen und daß dieser rücksichtslose Gast sei, der Lionel aus dem Hause getrieben.

Lady Werner gönnte sich kaum die Zeit zu Lionel's Empfange und schritt alsogleich zur Sache. Sie hatte keine Ursache mit ihrer Ansicht über Sybillen und ihre Handlungsweise hinter den Bergen zu halten. Und Lionel hatte sonach das Privatvergnügen, von seiner künftigen Braut in einer Weise sprechen zu hören, die im Ganzen nicht sehr schmeichelhaft zu sein schien.

Er konnte es nicht aufhalten. Er durfte auch nicht als Sybillen's Vertheidiger auftreten und zu seiner Mutter sagen: „Wissen Sie, daß Sie von meiner zukünftigen Frau sprechen?"

Nein, das durfte er nicht, denn Lucy Tempest war zugegen. Er hatte in ihrer Gegenwart nicht den Muth, sich selbst der Ehrlosigkeit anzuklagen,indem er gestehen sollte, daß er, nachdem er des Morgens um sie gefreit — oder so viel als gefreit — am Abend wieder andern Sinnes geworden, und um die Hand einer Andern angehalten habe.

Die Morgensonne sendete ihre Strahlen in's Zimmer hinein und beleuchtete das schweeweiße Tischtuch, das glänzende Silberservice, die prachtvoll gemalten Porzellainschalen und die um den Tisch gruppirten Personen in einer magischen Weise. Decima saß Lady Werner und Lucy Lionel gegenüber.

„Wie konnte sie überhaupt nur auf die Idee kommen, in Wernerskron eine Unterkunft suchen zu wollen?" frug Lady Werner, sich an Lionel wendend.

„Sie glaubte zu ihrer Tante zu kommen. Sie erfuhr

erst hier auf der Eisenbahnstation, daß Mrs. Werner gestorben sei."

„Sie erfuhr es erst hier?"

„Ja."

„Und kam aber dennoch nach Wernerskron? Obgleich sie nun wußte, daß Du — Du ganz allein der Besitzer seiest?"

Lionel tändelte mit dem Kaffeelöffel in seiner Hand. Er wünschte, seine Mutter hätte ihm diese Bemerkung erspart.

„Sie war so verändert, erschöpft und niedergeschlagen, daß sie sich ihres Vorhabens kaum bewußt war," begann Mr. Lionel sein Plaidoyer für seine in ihrer Ehre angegriffene Klientin. „Ich bin fest überzeugt, daß sie in dem Momente nicht die entfernteste Ahnung davon hatte, daß sie dadurch eine Unschicklichkeit begehe."

Lady Werner hüllte sich dichter in ihren Shawl, und machte dabei eine eigenthümliche Bewegung, welche den Groll sprechend auszudrücken schien, den ihr Sybillen's Person, ihr Betragen und Lionel's Leichtgläubigkeit einflößte.

Lionel schien die volle Bedeutung desselben genau aufgefaßt zu haben. Und als er zufällig über den Tisch hinunterblickte, da begegnete er Lucy Tempest's Augen, die mit dem lebhaftesten Ausdruck der Verwunderung auf ihm ruhten. Verwunderung, über was? Lionel's Vertheidigung vielleicht? Sehr wahrscheinlich. Denn bei all' der primitiven Naivität, die Lucy in so hohem Grade besaß, würde sie doch die Allerletzte gewesen sein, die Lionel's einsame Häuslichkeit mit ihrem Besuche gestört, und Zuflucht bei ihm gesucht hätte. Lionel mußte wegen dieses Blickes eine Erwiederung, die zu Sybillen's Rechtfertigung ihm schon auf der Zunge lag, schnell wieder unterdrücken.

„Wie lange gedenkt sie Wernerskron mit ihrer Gegenwart zu beehren, und Dich davon fern zu halten?" begann Lady Werner wieder.

„Ich weiß nicht, was sie für die Zukunft vor hat,“ antwortete Lionel verlegen.

Das Frühstück war vorüber, und Lionel entfernte sich. Er war ein wahrer Feigling. Ja wohl, war er ein Feigling, in so fern er zurückschrack, ein Geständniß abzulegen. Er war sich dessen bewußt, und fühlte, daß es gemessen gewesen wäre, es gleich zu thun. Allein er entschuldigte sich mit Decima's und Lucy Tempest's Gegenwart, in deren Anwesenheit er sich doch wohl dieser unliebsamen Aufgabe nicht allsogleich entledigen konnte.

Aus dem kurzen Selbstgespräche, welches Lionel nur einige Schritte von der Thür entfernt mit sich selbst führte, schien jedoch er hervorzugehen, daß sein besseres, edleres Selbst über die Feigheit den Sieg davontrug.

„Ein Werner sollte vor der Erfüllung seiner Pflicht nicht zurückschrecken! Oder bin ich ein Renegat geworden?“

Und Lionel machte eine schnelle Wendung ging in das Zimmer zurück und ersuchte Lady Werner um eine allsogleiche geheime Unterredung. Das Zimmer, worin sie frühstückten, bildete gewissermaßen das Vorzimmer zu dem anstoßenden Empfangssalon.

Lady Werner zeigte sich dem Verlangen ihres Sohnes in so weit willfährig, als sie sich ohne ein Wort zu sprechen, in den Salon begab und ihn bedeutete, ihr zu folgen.

Lionel folgte ihr und schloß die Thür hinter sich zu. Das Feuer im Kamin war noch sehr schwach und hatte noch nicht die gehörige Wärme im Zimmer verbreitet. Lady Werner fühlte ein leichtes Frösteln, und ersuchte Lionel, die Glut ein wenig zu schüren. Er entledigte sich dieser Aufgabe in einer äußerst zerstreuten Weise. Alle seine Gedanken konzentrirten sich in der Willenskraft seiner Mutter, die er über Alles liebte und verehrte, eine Mittheilung zu machen, von welcher er schon aus früherer Zeit die Ueberzeugung hatte, daß sie von entsetzlicher Wirkung sein werde.

„Mutter, ich habe Ihnen eine Mittheilung zu machen,“

begann er mit verzweifelter Energie. „Aber ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll. Es wird Sie sehr schmerzen, und ich wüßte wahrlich nicht, was im Stande wäre, Sie so zu kränken, als der Gegenstand, den ich Ihnen jetzt mitzutheilen habe.“

Lady Werner saß in ihrem violetsammtenen Sessel und hörte ihn ruhig und gelassen an. Sie hatte keine Angst vor irgend einer Mittheilung. Er war nun sicher Besitzer von Wernerskron und was konnte sie sonst erschrecken? An alles Andere hätte sie aber eher denken mögen, als an die Möglichkeit, daß er Fritz Massingbird's Witwe heiraten wollte. Geborgen und geschützt vor jedem Ungemach, wie Lady Werner sich in diesem Momente fühlte, mußte sie dieser harte Schlag noch empfindlicher treffen.

„Ich bin entschlossen zu heiraten,“ platzte er auf einmal hervor. „Und ich fürchte, daß Sie meine Wahl nicht billigen werden. Ja, ich bin sogar im Voraus überzeugt, daß Sie sie mißbilligen.“

Plötzlich durchzuckte sie ein Gedanken, sie ahnte halb und halb die Möglichkeit dieser schrecklichen Wahrheit und wurde todtenbleich.

Sie machte eine ablehnende Bewegung mit ihren Händen, als wollte sie diesen drohenden Schlag pariren.

„O Lionel, sprich es nicht aus! Ich bitte Dich, sprich es nicht aus! Ich werde sie nie als meine Schwiegertochter empfangen.“

„Ja, Sie werden, Mutter,“ flüsterte er in bittendem Tone, „Sie werden sie meinethalben empfangen.“

„Ist — sie es.“

Die Abneigung gegen den absichtlich vermiedenen Namen war zu deutlich und Lionel mußte sich darauf beschränken, es durch eine bejahende Kopfbewegung zu bestätigen.

„Hast Du Dich ihr selbst angetragen?“

„Ja, vergangenen Abend.“

„Warst Du bei Sinnen?“

„Sachte, Mutter. Als Sie sich beim Frühstück gegen Sybillen aussprachen, mußte ich mich jeder Entgegnung enthalten, weil Sie noch nicht gewußt haben, daß es meine Pflicht sei, sie zu vertheidigen. Entschuldigen Sie daher, wenn ich mir die Bemerkung erlaube, daß ich von nun an selbst Ihnen nicht gestatten werde in dieser Weise fortzufahren.“

„Du scheinst aber zu vergessen, daß dies keine ehrenhafte Verbindung für Dich ist,“ fuhr Lady Werner fort, „Gewiß keine ehrenhafte —“

„Ich kann das nicht anhören. Ich bitte Sie, liebe Mutter, hören Sie doch auf,“ sprach Lionel, indem eine Zornesröthe sein Gesicht überflog. „Haben Sie vergessen Mutter, von wem Sie so etwas sagen? Nicht ehrenhaft!“

„Ich sage noch einmal, diese Verbindung ist nicht ehrenhaft für Dich, Lionel, die Tochter eines obscuren Chirurgen, dessen Character auch nicht im Rufe der Unbescholtenheit steht, eine Person, die bis an's Ende der Welt gelaufen und ganz allein zurückkömmt. Noch dazu eine Witwe; ist das vielleicht eine wünschenswerthe Parthie für einen Werner? Es wäre selbst für Jan nicht wünschenswerth, vielweniger für Dich? Für Dich Lionel ist es eine entsetzliche Wahl.“

„Wir werden über diesen Punkt nicht einig werden,“ sagte Lionel, indem er sich zum Fortgehen anschickte. „Ich habe sie davon verständigt, Mutter, und habe Ihnen sonst nichts weiter zu sagen als Sie dringend zu bitten, sich daran zu gewöhnen mit Sybille höflich umzugehen, indem Sie sich stets vor Augen halten sollten, daß sie in kürzester Zeit meine Frau werden wird.“

Als er sich zurückziehen wollte, faßte ihn Lady Werner bei der Hand.

„Lionel, mein Sohn, sag' mir, was Dich zu diesem Schritte veranlassen konnte,“ jammerte sie. „Du kannst sie doch nicht lieben, Sie die Frau, die Witwe eines andern

Mannes! Es muß das Werk eines thörichten Momentes gewesen sein. Vielleicht zog sie Dich mit List in ihre Schlingen."

Der Zusatz „das Werk eines thörichten Momentes", war eine so wahrheitsgetreue Darstellung von dem was es wirklich war und was auch Lionel allmälig einzusehen anfing, daß ihm jedes andere Wort auf den Lippen erstarb, und in dem nachhallenden Echo dieser einen Sentenz zu verklingen schien.

„Sie wird meine Frau werden, geehrt und geachtet von aller Welt," war Alles, was er noch hervorstottern konnte und gleich darauf stürzte er zur Thüre hinaus.

Lady Werner, die ihm auf dem Fuße nachgefolgt war und ihm lange nachsah, rang verzweiflungsvoll die Hände, brach in einen Strom von Thränen aus und schien Decima's und Lucy Tempest's Gegenwart gar nicht zu beachten.

„Ich wünschte, sie hätte ihn eher durchbohrt, als —!"

Diese Worte erschreckten die beiden Mädchen, sie sahen sich um, und fanden Lady Werner in einer furchtbar erregten Gemüthsstimmung.

„Mama, von wem sprechen Sie denn?" frug Decima.

Lady Werner zeigte auf Lionel, der eben das Hauptthor passirt hatte.

„Ich spreche von ihm," sagte sie mit wehklagender Stimme; „meinem Liebling, meinem Stolze, von meinem innigst geliebten Sohn. Dieses Weib hat seinen Ruin herbeigeführt."

Decima glaubte wirklich, daß der Verstand ihrer Mutter zu wanken begonnen habe; und auch Lucy konnte nichts Anderes als höchst verwundert darein schauen.

„Welches Weib?" frug Decima.

„Sie, sie, die Lionels Verderben war. Sie die vorigen Abend hier ankam und sich auf die unanständigste Weise in seine friedliche Behausung eindrang. Was zwischen ihnen vorgegangen ist, weiß der Himmel. Aber sie hat ihm mit ihren Zauberkünsten ein Heiratsversprechen entlockt.“

Decima's blasse Wangen wurden plötzlich feuerroth und sie konnte vor Beklemmung kaum mehr sprechen.

„O, Mama! Es kann nicht sein!“ das war alles, was sie noch hervorbringen konnte.

„Es ist so, Decima. Ich sagte ihm, daß er sie, das Weib eines andern Mannes nicht lieben könne, und er widersprach es nicht. Ich sagte ihm, daß sie ihn gewaltsam in ihre Schlingen gezogen hätte, und auch hierauf antwortete er nichts. Er sagte nur, daß sie seine Frau werden würde, und als solche geehrt und geachtet werden müsse. Gezwungen sie zu heiraten! Eine Person, die seiner ganz und gar unwürdig ist! Die er nicht einmal liebt! O Lionel, mein Sohn! mein Sohn!“

Von ihrem eigenen Schmerzesgefühl so sehr in Anspruch genommen hatte sie Miß Lucy Tempest's Gesicht, und das was darauf zu lesen war, gar nicht beachtet.

Zehntes Capitel.

Die beiden Fräulein West „en papillotes."

Lionel ging direkt nach Dr. West's Wohnung. Es war noch ziemlich früh, und die Fräuleins West von der Abendunterhaltung noch ermüdet, schliefen etwas länger als gewöhnlich in den Morgen hinein. Erst gegen die Frühe gelang es ihnen, sich Morpheus fesselnden Armen gänzlich zu entwinden.

Unter solch' bewandten Umständen konnte von einer ordnungsmäßigen Morgentoilette keine Rede sein. Dazu kam noch der Umstand, daß Jan zu einem Patienten auf's Land geholt wurde, und somit keine auswärtigen Besuche zu befürchten waren.

Dieß Alles veranlaßte die Fräulein West's dießmal mit ausnahmsweise den jungen Quark im Früsstückzimmer im Negligé und den Haaren „en papillotes" zu überraschen.

Master Quark theilte seine Zeit zwischen Essen und Gaffen. Doch als der Speisenvorrath verzehrt war, erlosch auch die Flamme seiner Bewunderung, und unser junger Gentleman zog sich geräuschlos zurück, während die Damen in ungewohnter Müssigkeit sich der behaglichen Wärme des lustig prasselnden Kaminfeuers und den süßen Erinnerungen an die genossene Unterhaltung überließen.

Als nun mit einem Male Lionel in's Zimmer trat, schrieen beide laut auf, und Miß Emilie machte eine schnelle Handbewegung und bedeckte ihren Kopf mit dem Sacktuch.

„Es macht nichts," sagte Lionel herzlich lachend, „ich

habe in meinem Leben genug Haarwickel gesehen. Der Umstand, daß Sie noch so ruhig hier sitzen, zeigt, daß Sie von dem, was vorgefallen, noch gar nichts wissen."

„Was ist denn vorgefallen?" unterbrach ihn Deborah. „Vielleicht schlechte Nachrichten vom Papa?"

„Nein, nein. Ihre Schwester ist aus Australien zurückgekommen. Ich wundere mich, wie so eine wichtige Nachricht in unserem klatschsüchtigen Orte so lange unentdeckt bleiben konnte."

„Zurück aus Australien!" rief Deborah in Verwunderung aus. „Und wo ist sie denn, daß sie nicht in ihres Vaters Behausung gekommen?"

„Sie kam zu mir in's Herrenhaus," antwortete Lionel. „Sie dachte Mrs. Werner wäre noch am Leben. Ich war vergangenen Abend hier, um Sie Beide zu mir zu bitten, fand Sie aber nicht zu Hause, weil Sie, wie ich hörte, nach Heartberg gegangen waren."

„Aber — sie — bleibt doch nicht dort?" frug Deborah, über den ausgesprochenen Zweifel selbst erröthend.

„Ich habe ihr einstweilen, bis die nöthigen Arrangements für sie getroffen sein werden, meine Wohnung ganz überlassen," antwortete Lionel. „Ich bin einstweilen als Gast bei Lady Werner einlogirt. Sie werden doch zu Sybillen gehen, nicht wahr?"

„Zu Sybillen gehen? Ja, gewiß."

Sie rissen das Papier aus den Haaren, setzten Hüte auf, warfen den Shawl um und machten sich auf den Weg nach Wernerskron. Das war das Werk eines Momentes.

„Sagen Sie ihr, daß ich sie noch im Laufe des Vormittags besuchen werde," sprach Lionel.

Als sie so in aller Hast davoneilten, begegneten sie Mr. Jan.

Deborah blieb stehen, um wegen des Frühstückes die nöthigen Weisungen zu geben.

„Ja, ich sehne mich schon nach dem Frühstück," er-

klärte Jan, als sie fragte, ob er hungerig sei. „Ich sag' Ihnen, Miß Deborah, es wird doch nicht ohne Assistenten gehen; denn lange kann ich das nicht aushalten. Die letzten warmen Tage habe ich fast ohne Schlaf und ohne Nahrung zugebracht."

„Ja, gewiß, das haben Sie auch, Mr. Jan. Ich sag's immer zur Schwester, daß das nicht von Dauer sein kann. Sie laufen sich Ihre Füße wund. Haben Sie schon die fröhliche Nachricht gehört? Sybille ist zurückgekommen! Wir sind eben auf dem Wege zu ihr nach Wernerskron."

„Ich hab's schon gehört," antwortete Jan. „Aber was führte sie nach Wernerskron?"

„Wir sollen es eben erst erfahren. Sie wissen doch Mr. Jan, daß Sibylle nicht eine von denjenigen ist, die erst überlegen und dann handeln."

Sie trippelten weiter, und Jan war kaum einige Schritte vorwärts gekommen, als er wieder mit seinem Bruder Lionel zusammenstieß. Jan besaß nicht die geringste Finesse; wenn er etwas sagen wollte, machte er nicht viel Umschweife, sondern sagte es rund heraus.

Welches Unheil würde Jan angerichtet haben, wenn er zufällig dem diplomatischen Körper angehört hätte!

„Ich frage Lionel," begann er. „Ist es wahr, daß Du die Absicht hast, Sibylle West zu heiraten?"

„Ja, ich werde Sibylle Massingbird heiraten," erwiederte er kurz.

„Du weißt, die alten Namen sind dem Munde viel geläufiger," antwortete Jan. „Wie hat sich das so schnell gemacht?"

„Darf ich Dich vor allem fragen, woher Du die Nachricht hast?" entgegnete Lionel, der sich wunderte, daß Jan schon davon wußte.

„Ich habe es in Deerham Court erfahren. Ich bin im Vorübergehen zu Miß Lucy hereingerufen worden. Die Mutter ist entsetzt darüber. Lionel, wenn dem wirklich so

wäre, wie sie sagte, daß Sibylle gegen Deinen Willen Dich in's Netz gezogen hat; so geh' nicht darauf ein. Ich wenigstens würde es nicht thun. Ich würde mich auch nicht so leicht verstricken lassen."

„Meine Mutter hat das gesagt? Sei so gut Jan und wiederhole es vor Niemandem. Ich heirate Sibylle weil ich sie liebe; ich heirate sie aus eigenem freien Willen, und wenn Jemand — außer meiner Mutter — was dagegen einzuwenden haben sollte, so soll er es nur mir sagen."

„Ach! Ist es so?" antwortete Jan. „Da brauchst nicht so in Hitze zu kommen Lionel. Das ist nicht meine Sache, Du kannst heiraten wen Du willst. Und wenn es dem Bräutigam beliebt, so will ich sogar Brautführer sein."

„Lady Werner war von jeher gegen sie eingenommen," bemerkte Lionel, „Du wirst das schon bemerkt haben, Jan."

„Ja ich hab's bemerkt," sagte Jan. „Obwohl ich glauben möchte, daß alles was sie bezüglich Sibyllens sagte auch wirklich wahr sei. Sieh'st Du Lionel, ich gestehe es, daß ich in der letzten Zeit auf falscher Spur war. Ich glaubte immer, Du hättest eine Neigung zu Lucy Tempest gefaßt, wenigstens hatte es so den Anschein."

Lionel murmelte einige unverständliche Worte, und empfahl sich allsogleich von seinem Bruder, um seine sichtliche Verlegenheit nicht noch mehr zu verrathen.

Mittlerweile war Sibylle wohl schon aufgestanden, aber noch nicht aus dem Schlafgemache gekommen.

Mrs. Tynn hatte den Auftrag von ihr, das Frühstück auf's Zimmer zu bringen. Sibylle stand am Fenster und schauete hinaus. Ihre Blicke schweiften aber nicht so sehr in die ferne, und vom Horizonte begrenzte Aussicht, als auf die zunächst liegende reizende Landschaft, mit einem Worte auf das Gebiet von Wernerskron.

„Das alles sein," murmelte sie vor sich hin. „Und ich werde seine Frau werden!"

Die allzulange Nüchternheit hatte ein gewisses Gefühl

der Mattigkeit in ihr rege gemacht, und schien ihr daher auch das Geräusch mit dem die Thür geöffnet wurde, sehr erwünscht zu kommen. Sie drehete sich rasch um. Aber anstatt des sehnlichst erwarteten Frühstückes hatte sie zwei heftig aufgeregte kleine Geschöpfe am Hals hängen.

„Aber, ich bitt Dich, Emilie!"

„Um Gotteswillen Deborah! Erwürgt mich nicht mit Eurer Zärtlichkeit!" rief Sybille erschreckt.

Nachdem die obligaten Küsse und die zärtlichen Umarmungen vorüber waren, gingen sie um sie herum und betrachteten sie von allen Seiten mit Zärtlichkeit und sichtlichem Wohlgefallen.

„Sie hat zwar an Umfang etwas verloren, daher aber an Anmuth gewonnen."

Emilie gab ihr Urtheil dahin ab, daß sie Sybillen's wundervollen, zarten Teint etwas mehr gefärbt, als in früherer Zeit fände.

„Das finde ich ganz natürlich," entgegnete Sybille. „Ihr habt mich ja mit Euren Küssen fieberisch aufgeregt."

„Und von dieser langen Reise nicht im Geringsten gebräunt!" rief Deborah in unerkünstelter Bewunderung aus. „Aber Sybillen's Teint konnte von jeher kein Wetter was anhaben. Kind," sagte sie zu Sybillen sich neigend, und in ihrem Tone etwas ernster werdend. „Wie kömmst Du auf den Gedanken nach Wernerskron zu gehen. Das war nicht recht. Du hättest nach Hause kommen sollen."

„Ich dachte, Mrs. Werner wäre noch am Leben."

„Und wenn sie's auch gewesen wäre? Das ist Mr. Lionel's und nicht ihr Haus. Gewiß, Du hättest lieber nach Hause gehen sollen. Nicht wahr, liebe Sybille, Du gehst jetzt mit uns. Willst Du?"

„Ich denke, Ihr werdet mir erlauben, früher noch mein Frühstück zu nehmen," antwortete Sybille, die in ihrer Position sich sicher fühlend, keinen Anstand nahm, einstweilen

zu ihren Schwestern zu gehen. „Warum ist der Papa weggereist, Deborah?"

„Er wird vielleicht bald wiederkommen," war Deborah's etwas ausweichende Antwort. „Erzähl' uns doch lieber von Deinen Erlebnissen, Sybille. Wann ist der arme Fritz —"

„Heute nicht," unterbrach sie Sybille mit einer abwehrenden Handbewegung. „Ich werde Euch ein andermal davon erzählen. Es war eine unglückliche Reise."

„Hast Du das Vermögen, das John hinterlassen — verloren wollte ich sagen — zurückbekommen?"

„Vermögen habe ich keines bekommen, dafür aber Unglück nnd Kummer in Hülle und Fülle," antwortete Sybille. „Wir konnten außer einigen geringen Details über seinen Tod nichts weiteres erfahren. Wir haben bis heute nichts von seinem vielen Golde gesehen. Und dann hat mein Mann am Landungsplatze sein Portefeuille mit all' seinem Gelde verloren. Ich hatte keinen Schilling in der Tasche."

Dieses reichhaltige Leidensregister trug wesentlich dazu bei, daß die Damen plötzlich in eine andere Stimmung verfielen. Sie, die selbst an Lebensgütern keinen allzugroßen Ueberfluß hatten, sollten nun noch eine Last, Sybillen zu erhalten, auf sich nehmen. Mit der Kost ging's noch an, denn sie mußten ja ohnehin wegen Jan und dem genäschigen Master Quark einen ziemlich guten Tisch führen. Aber mit der Kleidung! Wovon sollten sie so viel ersparen, um die kostspielige Toilette für sie bestreiten zu können? Sybille sah dieses selbst ein, und sie konnte sich die plötzliche Muthlosigkeit ihrer Schwester sehr leicht erklären.

„Sei unbekümmert, Deborah! Sei getrost, Emilie! Es ist so nur auf kurze Zeit. Es dauert gar nicht lange, und ich bin wieder fort von Euch."

„Aber doch nicht wieder nach Australien?" entgegnete Deborah über diese Andeutung etwas überrascht.

„Nach Australien? das glaube ich kaum," antwortete Sybille in einem etwas boshaften Ton.

Die heitere Aussicht in die Zukunft, welche sich Sybillen jetzt darbot, machte sie ihre vergangenen und gegenwärtigen Leiden ganz vergessen. Sie gab das auch auf eine jedes Zartgefühl verletzende Weise kund. Und auch ihre Schwester war nicht wenig darüber entsetzt, als Sybille plötzlich wie von einer Tarantel gestochen, mit ausgelassener Freude einige Mal um das Zimmer herumtanzte.

Eilftes Capitel.

Bruder Jarrum.

Beim Lichte einer einzigen Talgkerze, die auf einem Brettergestelle in der nun fast leeren Krambude Peckaby's flackerte, saß eine kleine Versammlung dichtgedrängt bei einander und starrte mit verwunderten Blicken auf einen Mann, dessen Worte ihr besonderes Interesse zu erregen schien.

In dem äußerst kleinen Raume mochten ungefähr dreißig Menschen zusammengepfercht sein, die theils auf dem Ladentische saßen, theils an die Mauer gelehnt standen. Das Auditorium bestand, mit Ausnahme von zwei, drei Männern, nur aus Weibern und horchte mit gespannter Erwartung auf die Worte, die Bruder Jarrum, der Missionär aus Jerusalem, wie ihn die gute Mrs. Duff bezeichnete, an sie richtete.

Bruder Jarrum stand mit dem Rücken an das Hinterstübchen gelehnt und hatte also seine gläubigen Zuhörer sich gerade gegenüber.

Seitdem er in Peckaby's Häuschen seinen Aufenthalt genommen, hielt er fleißig öffentliche Vorträge, deren Ruf

bald weit und breit Aufsehen erregten. Weiber aus der ganzen Umgegend strömten herbei, um ihn zu hören. Männer, die in der Regel weniger neugierig sind, als die Damen, fanden sich nur spärlich ein, und wenn hie und da einer kam, so geschah es wohl bloß, um sich hinten drein im Branntweinladen über den neuen Propheten lustig zu machen.

Wäre Bruder Jarrum wirklich ein Missionär aus Jerusalem gewesen — obgleich meines Wissens aus der heiligen Stadt keine Missionäre ausgeschickt werden — und hätte er sich bestrebt, die guten Leute auf den Gnadenweg zu bringen, so würde sich sein Zuhörerkreis schon nach der ersten Nacht bedeutend vermindert haben. Allein gerade eben, weil dieser würdige Missionär seinen Zuhörerkreis erweitern und festhalten wollte, so nahmen seine Verheißungen einen mehr weltlichen Character an. Thatsache ist übrigens, daß Bruder Jarrum kein Missionär aus Jerusalem, sondern ein Mormonenbruder von der Salzseestadt war, die von diesen Schwärmern Neu-Jerusalem genannt wird.

Einzelne Theile Englands werden von den Sendlingen der Mormonen häufiger heimgesucht, als das Festland und liefern die Opfer für die Lüsternheit dieser scheinheiligen Frommen.

Es ist hier nicht meine Sache die Doktrinen der Mormonen auseinander zu setzen und ich begnüge mich daher lieber mit einigen Brocken aus der phrasenreichen Rede Bruder Jarrums.

Dieser begann damit — allen Mädchen und Witwen Männer zu versprechen. Alte oder junge, verheiratete oder ledige Frauenzimmer, alle erhielten sie das Versprechen, sofort bei ihrer Ankunft in der heiligen Stadt das Weib eines dieser Heiligen zu werden.

Es ist begreiflich, daß ein solches Versprechen auf die Weiber, die ihre Vierzig hinter sich hatten und noch nicht Witwe geworden waren, einen besondern Reiz üben mußte.

Sie strömten daher mit größten Eifer in Peckaby's Laden, starrten den Bruder Jarrum mit gierigen Augen an, horchten mit Bedacht auf jedes seiner Worte und warfen einander bewundernde Blicke zu, als ob jede einzelne seiner Verheißungen ihr höchstes Interesse erregten.

Bruder Jarrum, dessen Beredsamkeit weniger elegant als auffallend war, sagte unter anderen:

„Sternen und Schlangen! Nichts wundert mich mehr, als daß nicht der ganze Pack Engländer seine Bündel schnürt und in die geheiligte Stadt, in das gelobte Land — in das neue Zion der Berge hinausziehet. Ihr hockt hier, rackert und schindet Euch, zankt miteinander und laßt Eure Kinder verhungern, weil Ihr für sie nichts zu brocken und zu beißen habt, während es nur von Euch abhängt, hinaus zu gehen, wo Euch Liebe, Frieden, Ueberfluß und Wohlstand erwarten! Es ist eine entzückend schöne Stadt; würde es denn sonst die Stadt der Heiligen genannt werden. Um die Häuser laufen schattige Veranda's und üppige Gebüsche und schneeweiße Polster zum Ausruhen. Je stärker ein Haushalt ist, desto mehr Zimmer werden ihm zur Verfügung gestellt und wenn auch hundert Frauen in einer Familie sind, so hat doch jede von ihnen ihr Sitzzimmer und ihr Schlafzimmer, das Niemand, ohne um Erlaubniß zu bitten, betreten darf.

„In der Umgebung dieser Häuser sind lauter Obsttragende Gärten mit Bäumen und Blumen zum Aufputz, und Obst und Grünzeug zum Essen. Darunter sind Bäume, die man Baumwollenbäume nennt, und Tannen, Acacien und Pappeln, von denen die meisten in vollster Blüthe prangen. Von dem Ertrage ihres Grundes und Bodens kann eine Familie recht behaglich leben. Gemüse braucht man nur abzuschneiden, um so viel davon zu haben, als man wünscht. Die eigenen Kühe geben vortreffliche Milch und Butter, die weit besser ist, als in diesem ärmlichen Neste hier, wo die Kühe kein so wohlriechendes gutes Gras bekommen, als bei

uns. Weintrauben und Pfirsiche hängen haufenweise von den Bänmen herab und brauchen nur gepflückt zu werden. Mein Mund wässert mir wahrhaftig darnach und . . ."

„Bitte Herr, halten zu Gnaden, wie heißt der Ort, von dem Sie so viel schönes erzählen," unterbrach ihn plötzlich eine Frauenstimme.

„Neu-Jerusalem. Es liegt im Staate Utah. Auf der Landkarte und für diejenigen, denen das Licht der Wahrheit noch nicht aufgegangen ist, heißt es die große Salzseestadt. Für die Frommen des Herrn aber ist es Neu-Jerusalem, ein Zion, ein Paradies, kurz Alles, womit man den schönsten Punkt auf Gottes weitem Erdboden bezeichnet. Es ist auch ein Ballsaal dort."

„Ein Ballsaal!" wiederholten einige der Weiber mit weitaufgesperrten Mäulern.

„Ja wohl ein Ballsaal," erwiederte Bruder Jarrum ganz ernst. „Ein öffentlicher Ballsaal, der beinahe hundert Fuß lang ist. Wir haben auch ein Theater, in welchem schöne Stücke aufgeführt werden, und im Winter fahren wir sogar in Schlitten. Glaubt Ihr, daß es bei uns dort so geht, wie bei Euch hier in der alten Welt, wo man arbeiten muß wie ein Pferd, und zuletzt nicht einmal Brod genug zu essen hat, und man den hungernden Kindern nicht einmal die Mäuler stopfen kann. Wir sind große Freunde eines unschuldigen Unterhaltes, und können es auch bestreiten. Besonders aber lieben wir den Tanz. Selbst unsere großen Propheten tanzen, auch alle Apostel und Bischöfe machen ihr Tänzchen."

Die Weiber sperrten die Mäuler weit auf. Mit jedem Augenblicke wurden ihnen neue Wunder enthüllt. Einige jüngere Weiber begannen bereits die Füße zu bewegen und schienen nicht übel Lust zu haben, gleichfalls ihr Tänzchen zu machen.

„Das Tanzen," fuhr Bruder Jarrum fort, „ist ein Theil unserer religiösen Gebräuche. Warum sollten wir

aber auch nicht tanzen? Hat denn David nicht getanzt? Hat Jephta nicht getanzt? Oder hat etwa der verlorene Sohn nicht getanzt? Ihr werdet gewiß alle mittanzen, wenn Ihr zu uns herauskommt.

„Altersschwache Füße sind bei uns ganz unbekannt, denn so wie das Klima die Weiber schön erhält, so verhindert es auch, daß die Füße vor Alter schwach werden.

„Der Ballsalon ist mit grünen Zweigen und Fahnen behängt, und Ihr könnt euch vorstellen, welche Wirkung diese von unzähligen Lampen beleuchteten Bäume hervorbringen, und Ihr werdet nicht müde werden, der Musik zuzuhören, oder auf den reich mit Speisen besetzten Tisch sehnsüchtige Blicke zu werfen.

„Wenn Ihr einmal ein solches Nachtmahl vor dem Schlafe sehen könntet, so würde es Euern Schlaf verderben und Ihr werdet dann gewiß nicht eher ruhen und nicht rasten, bis Ihr euch auf den Weg gemacht, um an diesen Herrlichkeiten Theil zu nehmen.

„Wildenten, Truthühner, Austern, Wildbret, Fische, Fleisch, Senft, Pasteten, Erdäpfel, Gemüse, Gelées, Kaffee, Thee, Kuchen, Getränke und so viele andere Dinge, deren Aufzählung Euch schon ermüden würde; kurz, es fehlt an nichts, und wir haben an Allem Ueberfluß.“ Man konnte es deutlich hören, wie einige lüsterne Zuhörerinnen mit die Lippen schmatzten, und erregte diese Schilderung überhaupt eine recht ungewöhnliche Bewegung unter dem Auditorium Bruder Jarrums.

Der Bericht über das würzige Nachtmahl erwies sich als ein unwiderstehliches Lockmittel. Wäre Bruder Jarrum in diesem Momente aufgebrochen, um nach den Salzseen zu wandern, so hätten ihn wenigstens drei Viertheile der Anwesenden mit Begeisterung begleitet.

„Nun wie sieht's aber mit den Getränken aus?“ fragte Jan Clark, bei dem die appetitliche Schilderung des Essens das Gefühl einer gewissen Leere erzeugt zu haben schien.

„In der Stadt der Heiligen fehlt's nicht an Getränken," entgegnete Bruder Jarrum. „Kornbranntwein gibt's im Ueberfluß. Haben Sie schon vom Pfeffermünzensaft gehört? Der ist köstlich. Pfeffermünze wird hier nicht gebaut, und wir bereiten den Saft aus Sago. Ihr sollet nur einmal die langen Sagofelder sehen. Der Sago wächst wild bei uns."

„Enten sagen Sie, gibt's dort auch?" bemerkte Susan Peckaby, und sich an die geehrte Versammlung wendend, fuhr sie dann fort: „Wo Enten sind, muß es auch Sago im Ueberfluß geben. Was muß das für ein Land sein!"

„Ein Land, mit dem kein anderes den Vergleich aushält. Ein Land, in dem Milch und Honig fließt!" fiel ihr Jarrum begeistert und entzückt in die Rede.

„Enten in Hülle und Fülle, und Sago wächst dort so wild, wie hier zu Land die Brennessel. Sie können nicht einen Fuß in's Feld setzen, ohne darauf zu treten. Die Natur ist immer in Uebereinstimmung mit sich selbst. Wozu würde sie diese Masse von wildem Sago hervorbringen, wenn sie nicht auch gleich an die Enten gedacht, die sich damit füttern sollen."

Es war dies eine Erklärung, gegen die sich auch nicht ein Sterbenswörtchen hervorbringen ließ, und Bruder Jarrums Zuhörer hegten auch keinen andern Wunsch, als sich sofort auf den Weg nach Neu-Jerusalem begeben zu können. Bruder aber Jarrum fuhr fort, ihnen den Mund noch wässeriger zu machen.

„Durch die Straßen," sagte er, „fließt ein Strom glitzernden Wassers, das so klar ist, wie Krystall. An heißen Sommertagen braucht Ihr euch nur mit einer Kanne herabzubengen, um Euern Durst nach Herzenslust mit dem köstlichsten Wasser der Welt löschen zu können. Zur Bequemlichkeit des Publikums fließt das Wasser auf beiden Seiten der Straße, so daß die Leute nur aus dem Hause zu treten brauchen, um es nach Bequemlichkeit ausschöpfen

zu können. Da braucht Ihr dann nicht erst eine halbe Meile weit zu gehen, um einen Krug frischen Wassers zu holen, wie hier. Wenn Euer Auge einmal den Silbersee auf der Antelopeninsel gesehen haben wird, dann werdet Ihr Zeitlebens nicht daran vergessen können."

Das Wort Silber wirkte wie ein elektrischer Funke. Sofort richteten sich die habgierigen Blicke der ganzen Versammlung auf Bruder Jarrum und mit athemloser Stimme frugen mehrere zugleich: „Also wächst dort Silber auch so wild wie Sago?"

„Ich habe dieß nur sinnbildlich verstanden," erwiederte Bruder Jarrum in erläuterndem Tone. „Würde ich Euch denn belügen? Nein, das wollte ich nicht. Der Salzsee glitzert nämlich wie polirtes Silber und fällt den Pilgern, die haufenweise aus diesem Lande hinströmen, meilenweit schon in die Augen."

„Gehen denn von hier auch einige Leute in dieses herrliche Land?" frug Dinah Roy mit fast mädchenhafter Schüchternheit.

„Einige Leute?" erwiederte Bruder Jarrum unwillig. „Was denken Sie denn? Schaarenweise wandern sie hin. An dem Abend, an welchem ich von zu Hause abreiste, kam eine zahlreiche Gesellschaft an. Es war gerade gegen Sonnenuntergang. Die Wolken schienen alle rosenfarbig und mit Purpur und Gold gestreift zu sein. Da lag nun die heilige Stadt in dem lieblichen Thale, von der ich Euch gestern erzählt habe, zu ihren Füßen ausgebreitet und der See von glitzerndem Silber strahlte ihnen aus der Ferne entgegen. Ihr dürft mir's glauben, daß sie sich an diesem Anblick nicht satt sehen konnten. Die regelmäßig gebauten Häuser sind mit Gärten und Wirthschaftsgebäuden umgeben, wie hier die Wohnhäuser reicher Pächter. Und aus diesen Häusern traten die Bewohner mit Geigen und andern Musikinstrumenten hervor, um die Reisenden zu begrüßen. Einige von diesen Pilgern wurden vor Freude ohnmächtig, andere

jubelten; viele tanzten und alle vergossen Freudenthränen und schluchzten laut vor Rührung. Wenn die Reise auch ermüdend gewesen, so hatten sie in dieser Aufnahme und in diesem glorreichen Resultate derselben eine doch genügende Entschädigung für alle Beschwerden gefunden."

„Und dieß Alles sahen Sie?" fragte ein Arbeiter, Namens Davies, in etwas zweifelndem Tone.

„Ja, ich sah es mit diesen beiden Augen hier. Ich sehe es sehr oft. Als wir in der Stadt erfuhren, daß ein ganzer Train neuankommender Engländer auf dem Wege ist, gingen wir ihnen entgegen. Nicht ein Einziger von uns Heiligen, der unter diesen Ankömmlingen einen Freund, einen Bruder, eine Schwester oder einen Schatz erwartet hätte, und doch eilten wir ihnen herzlich entgegen. Endlich kam der Zug in Sicht."

„Also gibt's dort auch Eisenbahnen?" frug ein Arbeiter, der bisher mit dem gespanntesten Interesse zugehört hatte. Es war unser alter, bescheidener Freund Grind.

„Wir haben noch keine Bahnen, aber wir werden sie bald haben," erwiederte Bruder Jarrum. „Der Zug bestand aus Fuhrwerken allerlei Art; einige ritten auf Mauleseln und einige gingen sogar zu Fuß. Doch waren sie sämmtlich anständig gekleidet und sangen Psalmen und geistliche Lieder. Dem Gebrauche gemäß machten sie kurz vor dem Eintritte in die Stadt Halt, um sich zu waschen und sauber anzuziehen, um dann beim Einzuge desto anständiger auszuschauen. War das ein herzlicher Empfang! Das Grüßen und Küssen wollte gar kein Ende nehmen. Der Lärm und der Jubel übertäubte sogar die Musik. Alte Leute und kleine Kinder tanzten voll Jubel über die Ankunft der Fremden. Der Prophet selbst kam heraus, um sie zu begrüßen und jedem Einzelnen die Hände zu schütteln. Er stand in seinem Gallawagen aufrecht, während seine Musikbande voranschritt und die schönsten Arien blies. Ich frage Euch, wo ein Reisender am Ziele seiner Fahrt eine so herzliche Begrüßung

findet, als bei uns? Wohnungen und Freunde, und Ueberfluß an Essen und Trinken erwarten ihn schon im Vorhinein. Auch Herren stehen bereit, um die Frauen, die etwa in den heiligen Stand der Ehe treten wollen, sofort zu ehelichen."

„Ist dort wirklich an Allem Ueberfluß?" fragte der noch immer mißtrauische und ungläubige Davies.

„Es ist ein solcher Ueberfluß an Allem," erwiederte Bruder Jarrum, „das man den Ankömmlingen rathen muß, in den ersten acht, vierzehn Tagen sich nur halb satt, und insbesondere nicht viel Obst zu essen. In der That mußten auch einige, die des Guten zu viel gethan, ihre Unmäßigkeit büßen und Medicin einnehmen. Darum wiederhole ich Euch, daß es im Anfang immer besser ist, etwas mäßiger zu sein."

„Hat er nicht gesagt, daß alle Mormonen hübsch sind?" frug ein bildhübsches junges Mädchen ihren Nachbar. Obgleich das Mädchen nur leise gesprochen, hatte Bruder Jarrum ihre Fragen doch gehört und er erwiederte daher sogleich:

„Allerdings sind die Mormonen sehr schön. Das Clima ihres Landes ist so mild, daß es das Gesicht glättet, die Leute gesund erhält und sie vor dem frühzeitigen Altwerden behütet. Wenn ihr zwei Weiber auf der Straße stehen seht, von welcher die eine das Weib eines Heiligen, die andere eine erst kürzlich zugereiste Fremde ist, so werdet Ihr die eine von der andern auf den ersten Blick unterscheiden können. Das Weib des Heiligen hat eine schlanke Taille, wie eine Dame, mit einer zarten Gesichtsfarbe und seidenweichem Haar, während die neuangekommene Fremde von der Sonne gebräunt, dick und plump ist. Wenn Ihr mir nicht glaubt, so fragt nur die Leute, die draußen gewesen sind. Auch in ihrem Anzuge ist etwas, was sie vortheilhaft hervorhebt. Keine Frauensperson geht ohne Schleier aus, doch hängt dieser von rückwärts herab, denn wahrhaftig, sie brauchen ihre schönen Gesichter nicht zu verbergen."

Mary Green, das junge, hübsche Mädchen, die vorher eine Bemerkung über die Schönheit der Mormonen gewagt, wurde feuerroth vor Freude, als sie daran dachte, daß auch sie einmal so wie Miß Decima in einem weißen Spitzenschleier, der ihrem reizenden Gesichte gewiß vortrefflich stehen müßte, stolziren könnte, wenn sie nur in's Mormonenland gehen wollte.

„Wie es aber kommt," fuhr Bruder Jarrum fort, „daß die Frauen bei uns so lieblich anzusehen sind und die Männer gar nicht alt zu werden scheinen, weiß ich wirklich selbst nicht, allein es ist so und das mag Euch genügen; Leute, die in solchen Dingen bewandert sind, werden Euch das expliziren, ich aber bin dazu nicht gelehrt genug. Manche behaupten, es sei das die Wirkung des Clima's von Neu-Jerusalem, während andere dagegen meinen, es sei die Folge des glücklichen und behaglichen Lebens, das wir führen. Nach meinem Dafürhalten wirken beide Gründe darauf ein. Denkt Euch nur, Ihr lieben Leute, ein Mann von sechzig Jahren sieht so kräftig aus, wie ein Mann von vierzig Jahren, das ist ein Segen Gottes!"

Einer von den stets unzufriedenen Dawson's, der sich noch zur rechter Zeit durch die Gewölbthür gedrängt, um einen Theil der Rede des Bruders Jarrum zu hören, hatte sich bei dem überschwänglichen Lobe Neu-Jerusalems anfangs geduldig erhalten, allein der Mormonenapostel schien denn doch zu dick aufzutragen, und er unterbrach ihn daher plötzlich mit den Worten:

„Wenn das Alles so richtig ist, warum reden die Leute so viel Schlechtes von den Mormonen? Ich habe mit einem Manne gesprochen, der draußen gewesen. Der konnte nicht genug Schlechtes von ihnen erzählen."

„Eure Frage, Freund, ist eine ganz natürliche, ich freue mich, sie beantworten zu können," erwiederte Bruder Jarrum mit erheuchelter Gutmüthigkeit. „Diese bösen Nachreden rüh-

ren von unseren Nachbarn her. Auf der andern Seite der Salzseen wohnt ein anderer Volksstamm, die man bei uns den Stamm der Heiden nennt. Diese Heiden nun sind es, die solche unglaubliche Gerüchte über uns aussprengen. Wir möchten ihnen am liebsten die Mäuler zustopfen, oder — wenn sie's lieber haben — zunähen, und hätten große Lust, sie mit zugenähten Maulern zeitlebens herumlaufen zu lassen. Sie sind eifersüchtig auf uns; das ist die ganze Geschichte. Ueberdies sind einzelne von ihren Weibern davongelaufen, um unsere Heiligen zu heiraten. Darüber sind sie nun gewaltig bitterböse, die abscheulichsten und verleumderischesten Sachen, die eine feindliche Zunge erfinden kann, haben sie über uns ausgesprengt. Glaubt ihnen nicht," fuhr er mit gesteigerter Heftigkeit fort; „denn es sträubt sich Alles in mir, wenn ich daran denke, daß Ihr ihnen am Ende denn doch Glauben schenken könnt. Wer meine Beglaubigungsschreiben lesen will, dem können sie vor den Schnabel gelegt werden. Besucht mich, wer Lust hat, morgen früh oder wann immer es Euch gefällig ist, auf meinem Zimmer oben und ich werde Euch meine Zeugnisse vorlegen und Ihr könnt sie mit oder ohne Brillen ansehen

„Sie sind ausgestellt, in unserer großen Salzseestadt und eigenhändig gefertig und gesiegelt von unserem Propheten Mr. Brigham Young und zweien seiner Räthe. Dieses Schriftstück bestätigt, daß ich Selas Jarrum heiße, in meiner Gemeinde als Aeltester fungire und ausgeschickt worden bin, um den Leuten hier, die bisher im Dunkeln geschlummert, die Lehren der ewigen Wahrheit zu predigen, und sie für die Gemeinschaft der „Heiligen vom jüngsten Tag" zu gewinnen. Ich bin kein Betrüger, meine guten Freunde! Nein, das bin ich nicht! Ich wiederhole Euch noch einmal, daß alle diese falschen Gerüchte und Verleumdungen von jenen bösen Heiden herrühren. Anstatt sich um ihre eigenen Angelegenheiten zu kümmern, verbringen sie ihre Zeit damit, die Heiligen anzuknurren."

„Aber warum werden sie nicht selbst Heilige?" ließ sich eine eifrige Stimme vernehmen.

„Weil der Teufel sie am Kragen hält und es nicht zugibt, daß sie vom Lichte der Wahrheit erleuchtet werden. Ihr habt wohl schon vom Teufel gehört? Er hat allerorten seine Hände im Spiel, wie Euch Eure Pfaffen gelehrt haben werden. Ich habe nämlich letzten Sonntag Abends, während der Predigt, meinen Kopf durch die Kirchenthür gesteckt und habe gehört, wie Euer Geistlicher sagte, daß Satan der Urquell alles Bösen ist, das in Euch steckt. Er hat in diesem Punkte ganz Recht gehabt, obgleich ich eben kein Freund von Euren Geistlichen bin. Satan ist der Kopf und der Schweif aller schlechten Dinge; denn er ist es, der den Heiden den Kopf verdreht und sie gegen uns einnimmt. Es ist dies auch kein Wunder; denn wenn alle häßlichen Seelen „Heilige vom jüngsten Tage" werden und zu uns hier nach Neu-Jerusalem kommen wollten, so hätte das Satansreich ein Ende erreicht und der Teufel müßte seine Arbeit einstellen. Wir, meine Freunde, streben eifrig darnach, uns aus den Klauen Satan's loszumachen und auch Ihr müßt ein Gleiches thun.

„Was würde es auch nützen und frommen, daß wir Brüder hieher kommen, um Euch das reine Wort Gottes zu predigen, wenn Ihr uns nicht auf halbem Weg entgegenkommt. Wozu haben wir Auswanderungsgesellschaften, die den Auswanderern das Geld zur Reise vorschießen, gegründet, wenn Ihr diese wohlthätige Einrichtung nicht dazu benützen wollet, um Euch so bald als möglich auf den Weg zu machen. Für uns haben wir diese schöne Einrichtung wahrlich nicht in's Leben gerufen; denn die „Heiligen vom jüngsten Tage" sind weder selbstsüchtig, noch interessirt. An Großmuth in guten Werken sind die „Heiligen" die reichsten Leute der Welt."

„Ist es bei Euch dort einem Dienstboten gestattet, in Hut und Schleier auszugehen?" frug Marie Green wäh-

rend einer Pause, die der Bruder eintreten ließ, um seinem Zuhörerkreise Zeit zu gönnen, sich die Uneigennützigkeit der Heiligen zu Gemüthe zu führen.

„Sie kann Hut und Schleier und selbst Federn, wenn es ihr beliebt, tragen," lautete Bruder Jarrum's Antwort, die für Marie Greens eitle Ohren besonders wohllautend klingen mußte. Sie begann sogleich den Bruder Jarrum neuerdings zu interpelliren.

„Dürfen Dienstmädchen in Neu-Jerusalem ausgehen?" Marie Green hatte wegen ihrer Putzsucht gerade ihren Platz verloren, und hatte darum nicht übel Lust, ihre etwas precären Verhältnisse durch einen Scenenwechsel zu verbessern.

Bruder Jarrum der sie in dieser guten Meinung für die „Heiligen" erhalten wollte, gab ihr sogleich die folgende befriedigende Antwort:

„Viele Dienstmädchen gehen hinaus, doch sind diejenigen, die hier dienen müssen, dort gleich bei ihrer Ankunft keine Dienstmädchen mehr. Aber welches Mädchen wird Lust haben, eine Dienerin zu sein, wenn es ihr freisteht, eine Herrin zu werden? Wird ein hübsches junges Mädchen nicht lieber die Frau des Herrn vom Hause, als seine Dienstmagd sein wollen?"

Marie Green kicherte. Diese Fragen waren offenbar deshalb gestellt worden, um alle ihre Skrupel zu beseitigen. Bruder Jarrum fuhr fort: „Wenn eine weibliche Person Dienstbote bleiben will, so steht es ihr natürlich frei. Und bekommt sie dann auch einen famosen Lohn; nicht weniger als achtzig Pfund jährlich."

Diese Worte erregten die gespannteste Aufmerksamkeit von Bruder Jarrum's Zuhörerschaft. Er fuhr fort: „Trotz des hohen Lohnes, weiß ich nicht, ob viele Dienstmädchen in ihrer dienenden Stellung verblieben sind. Mein Gedächtniß hat nicht die Namen einer einzigen behalten. In der Regel haben sie dort geheiratet, und sind recht glück-

liche Hausfrauen geworden, und haben sich das Paradies auf Erden gesichert.“

Diese letzte zarte Andeutung, welche zu besagen schien, daß die verheirateten Menschen alle Himmelsfreuden auf Erden genießen, fand bei dem Auditorium des Bruder Jarrum nicht die gebührende Anerkennung, und begannen einige unzufriedene Ehegatten sogar laut zu murren. Bruder Jarrum fand es nöthig, sich deutlicher zu erklären.

„Die Weiber, sagte er, werden bei uns nicht auf die Dauer des Lebens, sondern, wie ich es Euch schon gestern einzubläuen versucht, für die Ewigkeit angetrauet. Ist sie nun einmal das Weib eines Heiligen, so ist ihre Aufnahme im Paradiese eine ausgemachte Sache. Wir haben darum auch keine einzige alte Jungfer unter uns; wahrhaftig nicht eine einzige alte Jungfrau!“

Nun muß man wissen, daß Deerham weit und breit wegen der großen Anzahl seiner alten Jungfrauen berühmt war, und es läßt sich daher auch begreifen, welches Aufsehen gerade diese letzten Worte Bruder Jarrum's unter seinen Zuhörern erregten.

„Keine alten Jungfern und keine Witwen,“ fuhr Bruder Jarrum fort, und trocknete die in der Hitze der Rede schweißtriefend gewordene Stirne mit seinem Tuche ab. „Wir achten unsere Weiber, und suchen ihnen das Leben so angenehm als möglich zu machen.“

„Ja aber, wenn der Mann stirbt, muß sie doch Witwe werden?“ frug ein Arbeiter, dem diese Schilderung des ehelichen Glückes denn doch zu überschwänglich vorkam.

„Nein, sie wird keine Witwe, denn der Nachfolger des Mannes ist verpflichtet, die Witwe zu heiraten. Mr. Jon Smith, unser voriges Oberhaupt und Prophet, erschien seinem Nachfolger im Traume, und zeigte ihm die Stelle, wo der neue Tempel gebaut werden sollte. Mr. Jon Smith starb als Märtyrer, eine Beute feiger Mörder, die ihm das Leben nahmen. Glaubt Ihr vielleicht, daß man seine

Witwen in Trauer versinken ließ, und sie zum Absterben bestimmte? Gott bewahre Mr. Beigham, der Nachfolger seiner Ehren und Würden, heiratete auch seine Witwen."

Auch diese Mittheilung wurde mit einigem Mißtrauen angenommen, und schienen die Zuhörer offenbar nicht mit sich einig, ob sie derselben ihre Zustimmung ertheilen oder sich darüber lustig machen sollten. Bruder Jarrum, der den üblen Eindruck dieser Worte merkte, fügte gleichsam erklärend hinzu: „Mr. Brigham nahm die Witwen seines Vorgängers in seinem Hause nicht etwa als seine Frauen auf, sondern so zu sagen als leitende Matronen seines Haushaltes, und es war bestimmt, daß sie ihre eigenen separaten Zimmer haben, und ihr Leben in ruhiger Beschaulichkeit hinbringen sollen. Sie — —"

„So ein ganzer Rudel Weiber beisammen! Na das muß ein schöner Spektakel sein," ließ sich plötzlich eine unzufriedene Stimme vernehmen.

Bruder Jarrum ereiferte sich mit aller Energie gegen diese Zweifel, und es gelang ihm endlich auch, die Leute davon zu überzeugen, daß es sich mit den Witwen wirklich so verhalte, wie er erzählt. Willige Gemüther glauben ja so gern, was man ihnen weiß machen will.

„Was sagt Euch mehr zu?" begann er endlich wieder, „das Weib eines reichen Heiligen zu werden, dessen Weiber alle geehrt, geachtet und gut gekleidet sind, oder zu arbeiten zu hungern, und halb nackt zu gehen, wie es hier das Los der Weiber des armen Arbeiters ist? Ich für meinen Theil weiß, was ich wählen wollte, wenn es mir überlassen bliebe, eine Wahl zu treffen.

„Ein Weib kann das himmlische Königreich nicht betreten, wenn sie nicht einen Mann findet, der seine Hand auf ihr legt und sie hineinzieht. Die Weiber der Heiligen sind sicher; das Paradies steht ihnen immer offen, und das ist auch der Grund, warum die Weiber jener Heiden, die sich über uns so sehr lustig machen, ihren Männern davon-

laufen, und zu uns kommen, um unsere Heiligen heiraten zu können."

„Laufen auch die Weiber der Heiligen auf und davon, um die Männer jener Dingsda — Heiden heißt Ihr Sie — zu heiraten?" fragte der stürmische Davies.

Bruder Jarrum schüttelte mit feierlichem Ernste den Kopf und sagte:

„Solche Fälle sind allerdings vorgekommen. Die Weiber haben der Strafe getrotzt und sind weggelaufen. Doch ist dies Gottlob nur selten der Fall gewesen."

„Welche Strafe ist denn auf das Davonlaufen gesetzt?" frug eine Arbeitersfrau.

„Wenn eine Frauensperson, die den „Heiligen des jüngsten Tages" gehört, ob sie nun ledig oder verheiratet ist, vom Wege der Gnade abfällt und zu den Heiden übergeht, und einen von ihnen heiratet, so wird sie verdammt, tausend Jahre lang von Satan geohrfeigt und gepufft zu werden."

Hier entstand eine lange Pause.

Die Weiber blickten einander bestürzt an.

Endlich erkühnte sich eine Frau, die mehr Muth besaß, als die anderen, die Frage an Bruder Jarrum zu stellen, wer den eigentlich so viel Macht besitze, die abtrünnigen Weiber zu einer so gräßlichen Strafe zu verdammen.

Bruder Jarrum erwiederte:

„Es gibt Geheimnisse in unserem Glauben, die selbst Euch nicht enthüllt werden können. Die abtrünnigen Weiber werden verurtheilt und damit ist's genug. Es ist nicht Jedermanns Sache der Wahrheit auf den Grund zu sehen. Neunundneunzig können es vielleicht durchschauen, der hundertste aber nicht."

„Das ist wahr, sehr wahr," murmelten viele Stimmen zustimmend.

„Im Geiste sehe ich eben die vielen Wägen und die zahlreichen andern Fuhrwerke ankommen!" rief Bruder Jar-

rum, indem er in stürmischer Verzuckung die Augen verdrehte und mit den Händen gestikulirte. „Die Reisenden sind, obgleich von der langen Fahrt ermüdet und erschöpft, doch gewaschen und glatt abrasirt, während die Weiber mit gesalbten Haaren, von Wohlgerüchen duftend und wahnsinnig vor Freude, jubelnd herumspringen. Alle aber singen und tanzen bei den Melodien der voranmarschirenden Geiger. Ich glaube sogar den großen Propheten selbst zu sehen, wie er, umgeben von seiner Leibgarde und mit der Musikbande voran, den Reisenden entgegen geht und jedem Einzelnen die Hände schüttelt. Ich sehe auch die Freunde der Weiber und der schönen jungen Mädchen, wenn sie von den Heiligen, die ein Auge auf sie geworfen, zu Hymens Altar in unsern Tempel geführt werden, um mit Sicherheit für das Paradies vorbereitet zu werden. Glücklich diejenigen, die der Prophet selbst zu seiner Gesponsin wählt. Während nun die armen verführten Geschöpfe ihre schwere Strafe abbüßen, herrschen die Weiber der gebenedeiten Heiligen des tausendjährigen Reiches . . ."

Hier wurde Bruder Jarrum im Fluße seiner Rede durch den Eintritt Peckaby's etwas unsanft unterbrochen und die entzückten Zuhörer, die dem begeisterten Redner noch stundenlang zugehorcht hätten, waren über diese Störung nicht wenig erbittert.

Während Susan Peckaby zu den Füßen des Heiligen als willige Schülerin seiner Lehren saß, war ihr Herr und Meister auf keine Weise zu bewegen, sein Ohr den Gnadenworten des beredten Apostels zu öffnen.

Allen Aufforderungen Bruder Jarrums trotzend, blieb er störrisch und mochte weder von dem Propheten noch seinen Lehren etwas hören.

Wenn auch bei Tag ruhiger, war sein Widerstand gegen Abend immer etwas demonstrativer Natur.

Peckaby, wenn nüchtern, ein ruhiger, höflicher Mensch, war im betrunkenen Zustande das Gegentheil und seitdem

er bei dem Schmiede in Arbeit stand, war er Abends ein fleißiger Stammgast des besuchtesten Bierhauses von Deerham geworden.

Wenn er dann etwas benebelt aus dem Wirthshause zu kommen pflegte, sprach er sich häufig sehr ungenirt über die Lehren der Heiligen vom jüngsten Gericht aus. Einmal warf er sogar das ganze Auditorium sammt dem Heiligen aus dem Laden hinaus und zwang den hochwürdigen Bruder Jarrum, sich in sein Stübchen zu verkriechen.

So zerknirscht er auch am nächsten Morgen über einen derartigen Vorfall sein mochte, so wünschte doch kein Mensch die Wiederholung einer solchen Scene herbeizuführen.

Als nun Peckaby mit unsichern Schritten und mit herausfordernden Blicken in den Laden trat, liefen die Zuhörer des Bruder Jarrum freiwillig aus demselben, während der würdige Heilige selbst die flackernde Kerze vom Gesimse herunternahm und damit verschwand.

Da wir hier nicht die Absicht gehabt haben, die Lehre, die der Mormonenapostel predigte, ausführlich zu erörtern, so konnten wir uns nur damit begnügen, eine kleine Blumenlese der verführerischen Lehren zu sammeln, die er unter die ungläubige Menge ausstreute.

Es ist daher auch begreiflich, daß dieser Apostel bald viele Schüler zählte und in der Folge viel Unheil über das Dorf brachte; doch streute er vorläufig nur den Samen aus, der erst später zur üppigen Frucht in die Höhe schießen sollte.

Zwölftes Capitel.

Eine Staatsvisite.

Wie auch Lionel über seine übereilte Wahl einer Gattin denken mochte, und ob er das voreilige Geschäft bereuete oder nicht, — Thatsache ist es jedenfalls, daß ihm auch nicht ein leises Wörtchen der Unzufriedenheit über den jedenfalls allzurasch gefaßten Entschluß entschlüpfte.

Sybille hatte nun ihren Aufenthalt bei ihren Schwestern genommen, und Lionel besuchte sie so oft wie jeder andere junge Mann das Mädchen besuchen würde, das er an den Altar führen will.

Die Dienerschaft in Wernerskron wurde verständigt, daß ihnen die baldige Ankunft einer neuen Gebieterin in Aussicht stehe, um die nöthigen Vorbereitungen zum Empfange derselben zu treffen.

Die Hochzeit sollte aber erst im nächsten Sommer, genau zwölf Monate nach dem Ableben ihres ersten Mannes stattfinden.

Die Kaffeeschwestern Deerham's hatten lange Zeit an dieser fetten Geschichte zu zehren. Im Allgemeinen jedoch wurde Lionel bemitleidet, daß er in die Schlingen Sybillen's, an der die Leute kein gutes Haar ließen, gefallen war.

Der Erbe von Wernerskron mit seiner schönen, stattlichen Figur und seinen vielseitigen Vorzügen galt weit und breit als eine gute Partie, auf den es gar viele mit Töchtern gesegnete Mütter abgesehen hatten. Und er vergaß sich

so weit, die Witwe eines solchen Menschen, wie Fritz Massingbird, zu heiraten!

Hätte er übrigens eine im Range höher, als er stehende Braut an den Altar geführt, so würden die guten Leute nicht minder viel dagegen auszusetzen gewußt haben. Es ist dieß immer so gewesen und wird auch nie anders werden.

Wir wollen übrigens nicht in Abrede stellen, daß Lionel's Wahl mit größerer Schärfe getadelt wurde, als dies sonst in ähnlichen Fällen zu geschehen pflegt. Allgemein hieß es, daß er sich an eine seiner unwürdige, hinterlistige und schlaue Person weggeworfen habe und es schon bereuen werde.

Alle diese Aeußerungen waren Wasser auf Lady Werner's Mühle.

Im ersten Momente der bittern Enttäuschung ließ sie ihrem Unwillen den freiesten Lauf und ließ gar manche scharfe Aeußerung von sich hören. Es schmerzte sie dieser übereilte Entschluß vorzugsweise wegen Lionel, der ihrem Herzen so theuer war, und dessen Glück durch dieses Band sicherlich nicht begründet werden konnte.

Wenn sie sich auch leicht darüber hinweggesetzt hätte, — was ihr aber unmöglich schien, weil sie jeden Augenblick daran gemahnt wurde — daß Sybille schon das Weib eines andern Mannes gewesen und in ihrer äußern Lebensstellung eine tief unter ihm stehende einnahm, so gründete sich ihr stärkster Einwand auf die Ueberzeugung, daß Sybille gar nicht für ihren Sohn passe und ihn nur unglücklich machen werde.

Kurz und heftig war der Sturm, den Lionel von seiner Mutter zu überstehen hatte. Nach ein oder zwei Wochen wurde Lady Werner jedoch etwas ruhiger und trug wenigstens ihren Groll und ihr Herzleid nicht so offen zur Schau wie früher.

„Mutter, Sie werden Sybillen bald besuchen!“ sagte eines Tages Lionel zu Lady Werner.

Er ahnte einen Sturm und war daher im Vorhinein sehr aufgeregt. Sein Gesicht glühete und er sprach mit leiser, flehentlicher Stimme.

Lady Werner nahm diese Zumuthung jedoch viel ruhiger auf, als er vermuthete, und sprach mit gezwungener Mäßigung:

„Ich war darauf vorbereitet, daß man diesen Besuch von mir verlangen wird. Wie hasse ich doch diese heuchlerischen Aeußerlichkeiten, die das sociale Leben uns diktirt! Aber wer nun einmal in der Gesellschaft lebt, muß sich ihren Anordnungen und Gebräuchen fügen und kann es nicht hindern, wenn dann auch all' sein Thun und Lassen bekrittelt und bespöttelt wird. Also, Lionel, Du hast erwartet, daß ich diesen Besuch mache?“

„Ja wohl habe ich von Tag zu Tag gehofft, daß Sie sich zu diesem Besuche entschließen werden.“

„Ja, ich werde Dir zu Liebe kommen. Lionel,“ fuhr sie fort und drückte leidenschaftlich seine Hand, „was ich da thue, geschieht nur aus Liebe zu Dir, mein geliebtestes Kind. Es war ein harter Schlag für mich, aber ich will trachten mich so gut, als es eben gehen wird daran zu gewöhnen.“

Er beugte sich zu seiner Mutter herab und küßte sie zärtlich. Es war dies so seine Art, wenn er ihr seinen Dank ausdrücken wollte. Lady Werner fuhr fort:

„Du mußt mich nicht mißverstehen, Lionel, ich werde in dieser mißlichen Geschichte gerade so weit gehen, als nöthig ist, um zu vermeiden, daß man in meinem Benehmen nicht eine öffentliche Mißbilligung Deines Schrittes zu sehen glaubt. Wenn ich demselben scheinbar meine Zustimmung ertheile, so hat die Welt kein Recht mehr, sich über Deine Heirath zu skandalisiren, aber wie gesagt, meine Billigung Deines Schrittes kann nur eine scheinbare sein.

„Ich werde Deine künftige Frau besuchen, aber dieser

Besuch wird nur ein rein formeller, etiquettmäßiger Staatsbesuch sein können, dessen öftere Wiederholung Du nicht erwarten darfst; denn ich werde nie intim mit ihr werden."

„Sie können ja nicht wissen, was die Zukunft in ihrem Schooße birgt," erwiederte Lionel, indem er seiner Mutter mit einem Lächeln zunickte. „Ich hoffe daß die Zeit noch kommt, wo Sie Sibyllen lieben lernen werden."

„Ich für meine Person denke nicht, daß diese Zeit je kömmt," lautete die eiskalte Antwort Lady Werners. Dann plötzlich vom Schmerz überkommen, rief sie kummervoll: „Ach Lionel, welch' eine Scheidewand hat dies Ereigniß zwischen uns aufgerichtet! Welch' ein Riß für alle Ewigkeit."

„Diese Scheidewand besteht nur in ihrer Einbildung Mutter!" rief er mit schmerzlich bewegter Stimme, denn Sibylle wird sich gewiß, als liebende Tochter erweisen, wenn Sie es ihr nur gestatten werden."

Ein stolzes Kopfnicken war die ganze Antwort Lady Werners. Endlich fuhr sie tief bekümmert fort: „Ich habe eine andere Schwiegertochter im Auge gehabt und habe bisher immer gedacht, daß Du Mary Elmsley als Deine Frau an den Altar führen wirst."

„Was diesem Punkt wenigstens betrifft braucht kein Mißverständniß zwischen uns zu herrschen. Glauben Sie mir ein für allemal Mutter, daß ich Mary Elmsley nie und nimmermehr geheiratet hätte. Wäre Sybille nach wie vor durch ein Weltmeer von mir getrennt geblieben, so wäre Mary Elmsley doch nicht die Person gewesen, die ich zur Frau gewählt hätte. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß dann meine Wahl auf ein Mädchen gefallen wäre, das Ihnen vielleicht nicht minder mißfallen hätte."

Das eifersüchtige Ohr Lady Werners glaubte in diesen Worten eine Anspielung auf ihre frühern Aeußerungen in Bezug auf Lucy Tempest zu entdecken und sie erwiederte daher: „Du sprichst so, als ob Du auf irgend Jemanden schon ein Auge geworfen hättest."

Er gab eine ausweichende Antwort. Offenbar war ihm die Erinnerung an Lucy Tempest selbst sehr peinlich und da er das Gespräch über dieses delikate Thema nicht länger fortspinnen mochte, so gab er seiner Mutter auf ihre eingehenden Fragen keine befriedigenden Antworten, so daß sie endlich die Unterredung abbrach und ihn entließ.

Lionel verließ das Haus; während Lady Werner in Decimas Zimmer hinaufging, in welchem Lionel während seiner Reconvalescenz so viele angenehme Stunden in Lucy Tempest's Gesellschaft verlebt hatte.

Lady Werner traf die beiden Mädchen mit ihrer Arbeit beschäftigt und befahl ihnen, sich anzukleiden und einen Besuch mit ihr abzustatten.

„Sollen wir uns beide ankleiden?“ frug Decima.

„Ja wohl beide. Es ist ein Staatsbesuch, den ich zu machen habe,“ fügte sie mit ironischem Lächeln hinzu, „und da hätte ich es lieber, wenn Ihr beide mitgeht. Wir müssen doch Lionel's künftiger Frau einmal einen Besuch abstatten.“

Eine heiße Röthe überflog Lucy's liebliches Gesicht und sie wollte schon mit der heftigen Erklärung herausplatzen, daß es ihr nie in den Sinn kommen werde, Lionel's Braut zu besuchen, aber sie drängte die heftigen Worte noch zu rechter Zeit zurück, ging zum offenen Fenster und überließ es der kühlen Morgenluft, ihre Aufregung zu beschwichtigen.

Dann wendete sie sich zu Lady Werner und erklärte, daß sie bereit sei, sie zu jeder beliebigen Stunde zu begleiten.

„Wir gehen sogleich. Ich habe anspannen lassen. Je früher wir diesen Besuch, dem wir nun einmal nicht aus dem Wege gehen können, überstanden haben, desto besser.“

Lucy war in Lionel verliebt. Darüber konnte kein Zweifel obwalten. Wie sie ihn aber liebte, verehrte und schätzte, das wußte Niemand besser, als ihr treues Herz. Sie hatte einen schönen Traum geträumt, und sich die Zukunft so lieblich ausgemalt, aber wie hatte sich dies Alles seit Sybillens Rückkunft aus Australien so ganz verändert!

So lange Lionel's Liebe ihr allein gehörte, schienen die blauen Wolken, die sanft säuselnden Winde und der Wohlgeruch der knospenden Blumen zu ihr zu sagen: „Freue Dich mit uns, denn wir sind lieblich und geliebt!"

Die Wonne, die ihr Herz erfüllte, hatte ihre rosigsten Farben über die ganze Natur ausgestreut und sie empfand daher auch jenes geheimnißvolle Wohlbehagen, das den ersten Liebestraum zu begleiten pflegt, und das insolange als es anhält, weder von einer menschlichen Feder beschrieben, noch von der Zunge eines lebendigen Wesens besprochen werden kann.

Aber wie gesagt, dauert dieses wonnigliche Gefühl nicht lange. Es ist das der einzige Abschnitt im menschlichen Leben, wo wir uns inmitten der Kümmernisse des wirklichen Lebens in überschwenglichen Regionen bewegen, und uns gleichsam von einem vom Himmel geholten heiligen Feuer erwärmt und begeistert glauben.

Ist diese heilige Flamme in dem lieben Leser schon erwacht? Glaube nicht daran; denn es verflüchtigt sich wie eine Wolke am sommerlichen Horizont. Genieße die Liebeswonne, schwelge in der Seligkeit dieses Gefühles, so lange Du es festhalten kannst, es wird Dich in die höchsten Regionen, fern von allen irdischen Sorgen und Kümmernissen erheben, aber glaube nur nicht an die Dauer dieses Gefühles; denn in dem Momente, wo Du hoffst, daß es Dich auf ewig beseligen wird, ist es schon längst verflüchtigt und verschwunden.

Für Lucy war es mit der Liebeswonne gleichfalls zu Ende. Wie glücklich wäre aber Lucy Tempest, gewesen, wenn sie sich jetzt an Sybillen's Stelle befunden, aber es sollte nicht so kommen, wie sie es erwartete. Indem sie den Geliebten verlor, blieb ihr nichts weiter übrig, als ihren Kummer allein auszufechten.

So leidenschaftlich und treu wie Lionel früher Sybillen geliebt, so liebte sie ihn nun ihrerseits.

Zum Glück ist es heutzutag nicht mehr Mode, daß junge Mädchen, wie in den guten alten Zeiten vor Liebesgram sterben. Anfangs glaubte Lucy allerdings, daß der Liebesgram sie tödten werde, aber schließlich raffte sie sich doch wieder auf und gewann allmählig wieder so viel Kraft, um ihr Gefühl in ihrem Busen verheimlichen zu können. Sie nahm sich vor, ihm stets mit gefaßter Miene und ruhig heiterem Lächeln entgegenzugehen und wenn auch ihr Herz darüber brechen sollte, so wollte sie ihm und Andern auch nichts davon merken lassen. Wohl zehnmal des Tages sprach sie leise vor sich hin. „Ja, ich werde ihn vergessen. Es ist ein wahres Glück für mich, daß ich ihn nicht merken ließ, wie sehr ich ihn liebe. Ich hätte ihn auch nie geliebt, wenn ich nicht geglanbt, daß er . . . doch wozu rufe ich diese trüben Erinnerungen in mein Gedächtniß zurück? Ich war wirklich recht einfältig und muß nun sehen, wie ich mich herausfinde.“

Sie gab sich alle erdenkliche Mühe, Lionel zu vergessen. Sie bemeisterte ihr Herz und that ihrem Gesichte Gewalt an, um sich durch keinen Zng zu verrathen.

Auf Lionel warf sie keinen Tadel, vielmehr tadelte sie sich selbst darob, daß sie es gewagt, ihr Auge auf einen Mann wie Lionel zu erheben.

Manchmal bedachte sie, daß sie ohne Sybille's schlaue Verführungskünste das glücklichste Geschöpf auf Gottes weitem Erdboden gewesen, allein obgleich dies auch Lady Werner's Lieblingsthema zu sein pflegte, so verscheuchte sie doch jeden Gedanken an Sybillen's Schuld, und klagte lieber ihre Vermessenheit als Lionel's Verblendung an. — —

Lady Werners Equipage, das schönste Fuhrwerk von ganz Deerham, brachte sie in raschem Fluge in Dr. West's Wohnung. Die schöne Equipage mit den stattlichen Pferden war ein Geschenk Lionel's. Obgleich die Entfernung von ihrer Wohnung nicht sehr groß war, so hätte sie diese kurze Strecke doch um alles in der Welt nicht zu Fuß zu-

rückgelegt. Sie wollte nur in voller Galla bei Sybillen erscheinen.

Obwohl keine gute Fußgängerin, wäre sie doch ohne Bedenken zu Fuß auf Besuch der Gräfin von Elmsley gegangen, aber bei Sybillen wollte sie aus leichtbegreiflichen Ursachen, nur im vollen Staate zu Wagen erscheinen.

Sie kamen zu sehr ungelegener Zeit auf Besuch, denn Lionel war gerade anwesend. Als er das Haus seiner Mutter verlassen hatte, begab er sich nämlich sogleich zu Sybillen, und obgleich es ihn sehr freute, daß Lady Werner seine Bitte so schnell erfüllte, so kam ihm der Besuch in diesem Momente doch etwas ungelegen, und es war ihm besonders unangenehm, daß auch Lucy dieser Einladung Folge geleistet, obgleich dieselbe sicherlich nicht an sie gerichtet war.

Sybille war allein zu Hause. Ihre Schwestern waren ausgegangen. Sybille lehnte sich gerade mit dem Rücken an einen alten halbzerbrochenen Armsessel und lauschte auf die Worte Lionel's, der ihr allerlei unterhaltende Dinge zu erzählen schien, als ein Diener die Thüre aufriß, und Lady Werner anmeldete. Keiner von beiden hatte bemerkt, daß ein Wagen vor dem Hause hielt; denn da es nicht selten geschah, daß Patienten in ihren Wägen vorfuhren, um Jan zu consultiren, so hatte Niemand das Anhalten der neuen Equipage der Lady Werner beachtet, und sie segelte daher sogleich in vollem Glanze in's Empfangszimmer. Um alles in der Welt hätte sie in diesem Momente einen gewissen Stolz nicht verborgen. Sybille sprang ganz verwirrt von ihrem Sessel auf, auch Lionel war etwas verblüfft.

Es war das erste Mal, daß er sich einmal in solcher Nähe vor Lucy befand. Er hatte sich nämlich bestrebt, nicht in ihre Nähe zu kommen, und es war ihm dies auch gelungen. Es war dies allerdings kein Zeichen besonderen

Heldenmuthes, aber was war unter den Umständen anders zu thun!

Einige Minuten verfloßen mit den gewöhnlichen Begrüßungen. Ebenso lange dauerte das Niedersetzen der Damen. Lady Werner und Decima saßen auf einem Sopha der Dame vom Hause gegenüber. Lucy hatte sich auf einen niedrigen Stuhl, den sie sich eigens herausgesucht zu haben schien, niedergelassen, während Lionel sich an den Kamin lehnte, eine Stellung, für welche er eine eben so große Vorliebe hatte, als Lucy für die niedrigen Sessel.

Lady Werners Eintritt hatte Sybillen erschreckt, und ihre Brust pochte daher schier hörbar. Sie wechselte rasch die Farbe, drückte die Hand an den Busen, um ihr heftig pochendes Herz zur Ruhe zu bringen, und lehnte sich im Sessel zurück, um sich aufrecht zu halten. Sie hatte keine Witwenhaube angelegt, sondern ließ das goldblonde Haar in reizenden Locken herabfallen. Trotz ihrer Vorurtheile konnte Lady Werner doch nicht umhin, zu gestehen, daß Sybille sehr hübsch sei, wenn auch die zarte Röthe ihrer Wangen etwas verdächtig war.

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie mich besuchen,“ begann Sybille, indem sie sich in schüchternem Tone an die ihr gegenübersitzende Lady Werner wendete. Diese verneigte sich leichthin, und den Eingebungen ihres Widerwillens Folge leistend, erwiederte sie mit einer gewissen Absichtlichkeit: „Sie sehen nicht stark und kräftig aus. Sind Sie gesund?“

„Ich befinde mich ziemlich wohl, wenn ich auch nicht sehr kräftig bin. Seit meiner Rückkehr regt mich jede Kleinigkeit auf, wie dies auch jetzt der Fall gewesen, als Sie Mylady so unerwartet in's Zimmer traten. Lionel hat mir zwar gesagt, er hoffe, daß Sie mich bald besuchen werden. Ich war auch sehr erfreut über diese Nachricht. Trotzdem aber habe ich doch gefürchtet, daß Sie nicht kommen,

und bin darum auch so erschrocken, als Sie dann so unerwartet in's Zimmer getreten sind."

Das war wenigstens offenherzig gesprochen, und da sie überdieß einen so gewaltigen Respekt vor Lady Werner an den Tag legte, so sah diese keinen Grund dieses Gefühl zu mißbilligen. Doch fühlte sie einen Stich im Herzen, als Sybille von ihrem Sohne so ganz familiär sprach und ihn nur kurzweg Lionel nannte.

Diese Familarität sollte sie während dieses kurzen Besuches noch einige Male empfindlich verletzen. Sybille begann nämlich:

„Lionel sagt, ich hätte mich, seitdem ich von draußen zurückgekommen, so verändert, daß er mich kaum erkannt haben würde. Ich meinerseits glaube kaum, daß ich mich so verändert habe. Ich habe draußen viel Aergerniß und Verdruß gehabt, und bin darum auch etwas mägerer geworden. Aber ich werde mich jetzt bald wieder erholen."

Hier entstand eine kleine Pause.

Lady Werner nahm nun wieder den Faden des Gespräches auf und begann:

„Sie haben, wie ich höre, nichts Gewisses über das Schicksal John Massingbird's erfahren?"

„Durchaus nichts. Ein Herr ist draußen in Australien so gefällig, seine Spur zu verfolgen. Hat Ihnen Lionel nicht erzählt, daß ich bei der Familie, die mich so gastfreundlich aufgenommen, zufällig einige nähere Nachrichten über Lukas Roy und dessen Beziehungen zu John gehört."

Sich dann plötzlich an Lionel wendend, sprach sie:

„Hast Du der Lady Werner nicht mitgetheilt, was mir die Eyre's über Lucas Roy erzählt?"

„Ich glaube nein," erwiederte Lionel, da er doch seiner Braut unmöglich sagen konnte: „Meine Mutter würde in ihrer Gegenwart kein Gespräch gestatten, das in irgend welcher Weise Bezug auf Sie, meine liebe Braut, hätte."

Abermals entstand eine etwas längere Pause.

Um dem Gespräche eine interessantere Wendung zu geben, nahm Lionel eine wunderschöne Korallenschnur vom Tische und überreichte sie seiner Mutter mit den Worten:

„Nicht wahr Mutter, diese Korallen sind prachtvoll? Sybille hat sie aus Australien mitgebracht . . ."

Lady Werner gab zu, daß diese Korallenschnur wunderschön sei und nachdem sie dieselbe mit einigem Interesse betrachtet hatte, sagte sie:

„Lionel, zeig' diese Korallen doch auch Miß Lucy, Lucy, meine Theure, erinnern Sie sich noch an das, was ich Ihnen neulich von den schwarzen Korallen erzählte?"

Sybille stand auf und trat mit Lionel zu Lucy hin und sprach mit besonderer Herzlichkeit.

„Ich bin unendlich erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Sie sind gerade zu der Zeit in Deerham angekommen, wo ich im Begriffe stand, es zu verlassen und ich habe fast gar nie mit Ihnen gesprochen. Lionel ist wohl öfter mit Ihnen zusammen gekommen, obgleich er nichts davon erzählen will. Ich habe ihn erst kürzlich darüber geneckt und gesagt, daß dies sehr verdächtig ausschaute und daß ich auf Sie eifersüchtig sein werde, wenn er sich nicht bessern sollte."

Es war dies jedenfalls ein närrisches Geschwätz, das Sybille hier zum Besten gab, aber sie that dies in aller Harmlosigkeit und hatte sicherlich nicht die mindeste böse Absicht dabei.

Lucy beugte sich auf die Korallenschnur nieder, die ihr Lionel zeigte. Ihre Wangen glühten und zufällig merkte sie, daß auch Lionel feuerroth geworden.

„Auf die arme Lucy eifersüchtig zu sein!" sprach sie kopfschüttelnd vor sich und nachdem sie die Korallen noch einige Augenblicke mit großem Interesse besichtigt, übergab sie dieselben Lionel mit einem herzgewinnenden Lächeln und sprach:

„Ich danke Ihnen, Mr. Werner. Ich bin in der That eine große Freundin von derartigen Merkwürdigkeiten.“

Lionel konnte sich nicht mehr der Zeit erinnern, wo sie ihn „Mr. Werner“ nannte, aber es war ganz billig und und recht, daß sie ihn nicht mehr kurzweg Lionel nannte und er fühlte sich ihr im Herzen für das süße Lächeln verpflichtet, mit dem sie seine Aufmerksamkeit lohnte.

Es schien, als ob sie damit sagen wollte, daß ihr Herz ihm noch immer gehöre und daß sie ihm durchaus keinen Groll nachtrage.

Er glaubte deßhalb auch ohne allen Zwang mit ihr sprechen zu können.

„Da wir schon vom Aussehen sprechen,“ sagte er, „so finde ich, daß Sie, Lucy, nicht gut aussehen!“

„Ich? Ja wohl, denn ich habe, seitdem mich Jan neulich kurirte, wieder einen Fieberanfall gehabt. Ich habe seine Medizin nicht zur rechten Zeit genommen und da hat mich das Fieber geschüttelt. Ich weiß wirklich und wahrhaft nicht, wer mehr mit den Zähnen geklappert hat, ich oder der immer und ewig bellende Growler.“

„Jan will das Thierchen ins Haus herbringen,“ meinte Sybille.

„Nein Sybille,“ fiel ihr Lionel in's Wort, „Jan hat gesagt, er möchte den Hund gern ins Haus nehmen, wenn es sich thun ließe und wenn Lady Werner denselben entbehren könnte. Das Haus aber prakticirender Aerzte ist kein passender Aufenthalt für bellende Hunde, denn er könnte die Leute, die bei Nacht den Arzt holen, in die Waden beißen.“

„Ist es eigentlich Jan's Hund?“ fragte Lucy, ohne eigentlich zu wissen, was sie sprach.

„Ja,“ sagte Lionel, „Ich glaube, Sie wußten es. Erinnern Sie sich vielleicht nicht mehr an den Tag, Lucy, wo . . .“

Welche Erinnerung Lionel hier wach rufen wollte,

blieb ihr ein Geheimniß, denn er hielt mit der Rede inne und versank in gedankenvolles Stillschweigen. Weshalb, das wußte Lucy selbst nicht. Sie fragte auch nicht, an was er zu erinnern gedachte und da auch die übrige Gesellschaft auf diesen Theil der Rede nicht aufgemerkt hatte, so konnte es dabei sein Bewenden haben.

Abermals eine Pause! Wie immer, wo eine Gesellschaft aus den verschiedenartigsten, nicht für einander passenden Elementen zusammengesetzt ist, konnte auch hier das Gespräch nicht in Fluß kommen.

Um der peinlichen Situation ein Ende zu machen, nickte Lady Werner mit dem Kopfe, gleichsam zum Zeichen, daß die Sitzung aufgehoben sei, stand auf, reichte der jungen Braut ihres Sohnes die Fingerspitzen ihrer zartbehandschuhten Hand und segelte mit derselben Grandezza, mit der sie ihren Einzug gehalten, wieder zur Thüre hinaus.

Obgleich Decima während dieses ganzen Besuches keine sechs Worte mit ihrer künftigen Schwägerin gesprochen hatte, so schüttelte sie ihr beim Abschiede doch recht herzlich die Hand, worauf dann Sybille sich zu Lucy wendete, ihre Hand in die ihrige nahm und mit liebenswürdiger Anmuth zu ihr sprach:

„Ich hoffe, wir werden bald intime Freundinnen werden, und ich werde mich freuen, wenn Sie ein fleißiger Gast in Wernerskron sein werden.“

Lucy dankte sehr artig und wäre bei diesem Anerbieten vielleicht minder heftig erröthet, wenn Lionel nicht gerade neben ihr gestanden wäre.

Er machte die Honneurs, nahm dann im Vorzimmer seinen Hut, geleitete die Damen zum Wagen und half ihnen einsteigen.

Lady Werner hatte auf der einen Seite und die beiden Mädchen ihr gegenüber Platz genommen. Lionel stand noch einige Augenblicke vor dem Wagen, um die Abfahrt abzuwarten.

„Wenn Du Dich auf ein halbes Stündchen von diesem Hause da losreißen wolltest, wäre es mir sehr angenehm, wenn Du eine kleine Spazierfahrt mit uns machen möchtest.“

Die stolze Dame sprach dies in einem Tone, der eben so wenig freundlich war, als der Ton ihrer Worte. Obgleich sie sich fest vorgenommen hatte, ihren Groll zu verbergen, so brach das Gefühl der Eifersucht in diesen herben Worten doch schroff genug hervor.

Lionel lächelte und setzte sich in den Wagen, der armen Lucy gerade gegenüber. Er war fest entschlossen, die Gehässigkeiten seiner Mutter gegen Sybillen nicht zum Ausbruch kommen zu lassen, sondern sie lieber durch seine zarte Aufmerksamkeit zu besänftigen.

Er hatte sich von Sybillen nicht verabschiedet und eben, weil er vorhin zu ihr in's Zimmer treten wollte, um ihr Adieu zu sagen, war Lady Werner's Eifersucht zu so heftiger Glut erwacht.

Zum Glück bemerkte er in diesem Augenblicke Sybillen am Fenster, er nickte ihr freundlich zu, lüftete seinen Hut und gab dem Kutscher ein Zeichen, auf und davon zu fahren.

Anfangs war die kleine Gesellschaft im Wagen sehr schweigsam. Lady Werner brach dieses Stillschweigen, indem sie an Lucy die Frage stellte:

„Aber, sagen Sie mir, Lucy, was ist Ihnen denn geschehen? Ihre Wangen glühen ja wie im Fieber.“

Lucy erwiederte lachend:

„Glühen meine Wangen wirklich? Ich will nur hoffen, daß es nicht ein dritter Fieberanfall ist, sonst wird Jan brummen und sagen, daß ich mir den Anfall absichtlich zugezogen habe.“

Als sie zufällig die Augen emporhob, merkte sie, daß Lionel's Blicke in eigenthümlich verlegener Weise auf sie gerichtet waren.

Im nächsten Augenblicke wurde auch Decima feuerroth und schien es fast, als ob ihre Wangen von Lucy angesteckt worden wären.

Auf ihren zarten blassen Wangen war diese Röthe eine seltene Erscheinung. Was war aber die Ursache dieser Röthe? Sollte vielleicht die plötzliche Erscheinung eines stattlichen alten Herrn mit feiner gefältelten weißen Wäsche und hohen Reiterstiefeln, der zum Wagen hintritt, um sich nach Lady Werner's Wohlbefinden zu erkundigen, diese Veränderung in ihrem Wesen hervorgerufen haben?

Der alte Herr sah allerdings nett und schmuck aus, als er sich so in verbindlicher, wenn auch nicht herzlicher Weise, um Lady Werner bemühte, allein seinethalben feuerroth zu werden, mußte denn doch eine eigene Bewandtniß haben.

Und das hatte es auch, wie wir recht bald erfahren werden.

„Es geht so ziemlich, Sir Rufus! Nur habe ich in der letzten Zeit so vielen Verdruß zu überstehen gehabt."

„Es geht Niemandem in dieser Hinsicht besser, Mylady! Jeder von uns hat so seinen Theil Verdruß. Ich komme eben von Wernerskron zurück."

Lionel bedauerte in der verbindlichsten Weise nicht dort gewesen zu sein, worauf Sir Rufus fortfuhr:

„Dieses angenehme Frühlingswetter treibt mich immer hinaus in's Freie, Miß Tempest, Sie sehen ja vorzüglich aus. Guten Morgen, Lady Werner! Guten Morgen!"

Mit diesen Worten machte er zuerst der alten Dame, dann den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft sein Kompliment, setzte den Hut auf und ritt im Trabe davon.

Sein Stallknecht, der hinter ihm ritt, berührte seinen Hut als er den Wagen passirte.

Mit Decima aber hatte der alte Herr kein Wort gesprochen und auch nicht einmal einen Blick auf sie geworfen. Zum Glück wurde dies von Niemandem als von Decima bemerkt. Ihre noch vor wenigen Minuten hochroth ge=

färbten Wangen waren todtenbleich geworden. Sie ließ schweigend den Schleier herabfallen, um ihre heftige Bewegung zu verbergen.

Welches geheimnißvolle Einverständniß bestand denn aber zwischen ihr und dem stattlichen alten Herrn!!

Dreizehntes Capitel.

Mrs. Peckaby empfängt eine Botschaft.

Erst im Hochsommer, wo die Tage am längsten und die Nächte am kürzesten sind, fand die Hochzeit statt. Lady Werner lehnte es ab, bei der Trauung zugegen zu sein. Nicht so Decima und Lucy, die beide anwesend waren. Es war dies, wie es sich von selbst versteht, eine große Feierlichkeit, das heißt, sie wäre grandiös gewesen, wenn nicht ein störender Zwischenfall sie getrübt hätte. Gerade in dem Momente nämlich, als das Brautpaar am Altar stand, und der Bräutigam den Trauring an den Finger seiner Braut steckte, wo alles in feierlicher, athemloser Stille verharrte, und die Brautjungfern im Zweifel waren, ob es nicht angezeigt sei, vor lauter Extase in Ohnmacht zu fallen, da schoß mit einem Male Master Dany Duff in einem rasenden Zustande und zerfetzten Hemdärmeln in die Kirche hinein, theilte rechts und links Rippenstöße aus und verschaffte sich auf diese Weise durch das dicht gedrängte Auditorium einen unfreiwilligen Durchgang, bis er in die Nähe des Altars kam, und aus allen Leibeskräften zu schreien begann:

„Mutter hat die Kolick bekommen, und wenn Mr. Jan nicht schnell macht, so stirbt sie gewiß.“

Jan, der was weltmännische Lebensmanieren und guten Ton anbelangt, dem Dandy Duff nicht im Geringsten nachstand, machte sich auf den Weg, indem er seine langen Beine vor sich hin und her schlenkerte, gleichsam, als ob er sie wie zwei mächtige Ruder benützen wollte, um die hochaufgethürmten Wellen der Crinolinen zu durchschneiden und ließ hie und da die halbverständlichen Worte vernehmen: „Die verdammten giftigen Erdschwämme!“

Und so wurden sie Mann und Weib. Lionel barg aber noch immer in der tiefsten Tiefe seines Herzens den Zweifel ob er nicht besser gethan hätte, Lucy Tempest an jene Stätte hinzuführen, und ihr dort ewige Liebe und Treue zu geloben.

Nachdem sie ein kleines Frühstück in Dr. West's Wohnung eingenommen, wobei Miß Emilie und Miß Deborah die Honneurs machten und — wie sie später selbst gestanden — in Verlegenheit waren, wie sie sich in dieser ungewohnten Situation benehmen sollten, begab sich das junge Ehepaar allsogleich auf die Reise. Das Ziel derselben war Paris, welche Stadt Sybille noch nicht gesehen und wo sie ihre Flitterwochen zubringen wollte.

Ueberlassen wir das junge Ehepaar dem ungestörten Genusse der mannigfachen Zerstreuungen, die in der großen Weltstadt ihrer harren, und denen sich Sybille, dessen sind wir fest überzeugt, mit Leib und Seele hingeben wird, und kehren wir zu unserm eifrigen Missionär, dem Bruder Jarrum zurück.

Die Saat, die Bruder Jarrum in die empfänglichen Herzen seiner andächtigen und gläubigen Zuhörer ausgestreut, hatte während seiner wochenlangen Abwesenheit von Deerham Zeit, aufzuschießen und zur Reife zu gelangen.

Er hatte es der Zeit überlassen, die glänzenden Verheißungen, die er den Leuten gemacht, um sie zur Auswanderung nach dem neuen Jerusalem anzueifern, Wurzel fas-

sen zu lassen, und war für einige Wochen unsichtbar geworden.

Die zeitweilige Absentirung von Deerham war etweder eine kluge Politik oder auch ein Akt der Nothwendigkeit gewesen. Es war nicht leicht anzunehmen, daß so ein erleuchteter und begabter Apostel, wie Bruder Jarrum war, sein segenreiches Wirken auf die engbegränzte Sphäre von Deerham allein beschränken sollte, vielmehr schien es im Interesse der Gläubigen geboten, daß er seinen Wirkungskreis so weit als möglich ausdehnte.

Nachdem wir diese Frage vom Standpunkte der Politik genügend beleuchtet zu haben glauben, wollen wir sie auch von der andern Seite erörtern und nach der dringlichen Nothwendigkeit forschen, die diese Abreise hervorrief.

Diese Dringlichkeit bestand unseres Wissens darin, daß der fromme Bruder Jarrum in Mr. Bitterworth und Mr. Lionel Werner zwei mächtige Gegner und einflußreiche Widersacher gefunden hatte, deren Einfluß seinen längeren Aufenthalt in dieser Gegend erschwerte. Thatsache ist jedenfalls, daß Bruder Jarrum gegen Frühlingsende abreiste und wochenlang von Deerham abwesend blieb, ohne jedoch den geistigen Verkehr mit seinen getreuen Bekehrten, mit denen er im geheimen Briefwechsel stand, ganz aufgegeben zu haben. Mit Ausnahme dieses kleinen Häufleins von Convertiten, glaubte ganz Deerham sich des falschen Propheten für immer entledigt zu haben. Hierin hatte sich Deerham jedoch gewaltig getäuscht.

An Lionel Werners Hochzeitstage hielt Bruder Jarrum zum zweiten Male seinen stillen Einzug in Deerham. Er nahm wieder sein Absteigquartier bei Mrs. Peckaby. Mr. Peckaby oponirte zwar diesmal mit dem ganzen Aufgebote seiner hausherrlichen Autorität gegen diese Einquartirung und so willkommen ihm auch in seinen bedrängten Umständen die vier Schilling wöchentlicher Miethzins sein mochten, sagte er dennoch, daß er lieber darben wollte, als

so einen — — bei sich zu beherbergen, allein Mr. Peckaby besaß zufällig ein Weib, das in gewissen Fällen ihren eigenen Willen hatte und da es ihr Vergnügen machte, diesen lange erwarteten Gast wieder bei sich zu sehen, so blieb Mr. Pekaby auch nichts anders übrig, als zum bösen Spiel gute Miene zu machen, und Bruder Jarrum recht herzlich willkommen zu heißen.

Diesmal aber hielt er keine Vorträge in Peckaby's Laden, und sprach auch nicht öffentlich von den Segnungen Neu-Jerusalems, sondern lebte still und zurückgezogen auf seinem Zimmer, und empfing auch keine Besuche. Am Abend erst, nachdem es recht dunkel war, kamen die Leute einzeln oder auch zu Zweien und Dreien, in sein Zimmer bis auf diese Weise eine kleine Versammlung zusammen kam, die in der Regel von Mrs. Peckaby am Eingange geräuschlos empfangen und „hinauf" gewiesen wurde.

Warum sollte ein Mann, wie Bruder Jarrum nicht auch wie andere große Männer seine Levers abhalten!! Daß übrigens etwas Außergewöhnliches im Zuge sei, darüber konnte derjenige, der die Geheimthuerei da „oben" beobachtete, keinen Augenblick im Zweifel sein. Wäre Mr. Peckaby den Verlockungen des berühmten Bierhauses „zum Pflug" weniger zugänglich gewesen, so würden diese nächtlichen Zusammenkünfte in seinem Hause längst schon seinen Verdacht erregt haben, so aber verlebte der gute Mann seine Abende im Gasthause, und ließ seiner Frau und dem Bruder Jarrum freien Spielraum.

Es mochte ungefähr ein Monat darüber vergangen sein. Mr. Lionel Werner und seine Frau wurden schon zurückerwartet, als eines schönen Morgens ganz Deerham in Aufruhr und Verwirrung gerieth. Es hatte nämlich in der Nacht vorher eine massenhafte Auswanderung stattgefunden. Bruder Jarrum war mit einem zahlreichen Gefolge heimlicher Weise abgefahren.

Jan Werner war einer derjenigen, welche diese Neuig-

keit am frühesten erfuhren, und zwar erfuhr er es von Mrs. Baynton, der Dame des Kalkhauses.

Jan, der wenn er auch noch so spät des Nachts geweckt wurde, doch nicht verabsäumte, mit dem frühesten Morgen in der Offizin zu sein, stand auch an jenem Morgen zwischen sieben und acht Uhr auf seinem Posten, als er von einem Frauenbesuch überrascht wurde. Mrs. Baynton, eine kleine ältliche Frau, mit gutmüthigen Gesichte und grauen Haaren, machte ihren Knix.

Seit Doctor West's Abreise war er der ordinirende Hausarzt ihrer kränklichen Tochter; von daher kannte er Mrs. Baynton, doch hatte er sie nie außer dem Hause gesehen. Ihre beiden Töchter hießen Flora und Betty, die Letztere war schwächlicher Constitution und in steter ärztlicher Behandlung.

Im ersten Augenblicke der Ueberraschung konnte sich Jan diesen frühen Besuch nicht anders erklären, als daß er glaubte, Betty habe ihren Anfall bekommen.

„Ist sie wieder krank?“ frug Jan in seiner gewohnten Manierlosigkeit, ohne die Dame zu Worte kommen zu lassen.

„Sie ist weg,“ keuchte Mrs. Baynton.

„Weg — todt?“ frug Jan mit Verwunderung.

„Sie ist weg — mit den Mormonen.“

Jan stand wie eine Bildsäule an seinem Pult, und starrte Mrs. Baynton an. Er konnte sie nicht begreifen.

„Wer ist mit den Mormonen weg?“ frug er nach einer Weile.

„Betty. O Mr. Jan, bedenken Sie nur ihren leidenden Zustand. Und die beschwerliche Reise nach diesem verwünschten Neu-Jerusalem! Ich habe mir sagen lassen, daß Frauen von ungeschwächter Gesundheit diesen Reisebeschwerden unterliegen müßten.“

„Ist sie von Sinnen?“ frug Jan über alle Maßen erstaunt.

„Sie ist etwas dergleichen seit — doch will ich Sie nicht mit Familienangelegenheiten belästigen."

„Könnten Sie mir nicht die Adresse von Doctor West geben? Sie könnte vielleicht durch ihn zur Rückkehr bewogen werden."

Jan der von dem wandernden Doctor die strengste Weisung bekommen hatte, Niemanden, wer es auch sei, und den Bewohnern vom Kalkhause am allerwenigsten seinen zeitweiligen Aufenthalt zu verrathen, konnte nicht anders als ablehnend antworten.

„Er wandert von einem Ort zum andern," sagte Jan. „Heute ist er in der Schweiz, morgen im Frankreich, und übermorgen vielleicht gar im Monde. Wie läßt sich das im voraus bestimmen? Geben Sie mir einen Brief, und ich will es versuchen, ihn auf irgend eine Weise zu besorgen.

„Brieflich wird es zu spät sein. Ich wollte ihm telegraphiren und er könnte noch zu rechter Zeit in Liverpool eintreffen und ihre Weiterreise verhindern. Binnen zwei bis drei Tagen soll eine massenhafte Auswanderung der Mormonen stattfinden. Liverpool ist ihr Sammelpunkt."

„Gehen Sie selber hin und versuchen Sie es, sie zurückzuhalten."

„Sie wird auf mein Zureden allein nicht zurückkommen," antwortete Mrs. Baynton mit einem unterdrückten Seufzer. „Ich weiß, was ich wegen ihrer schwächlichen Gesundheit und ihres Staarsinnes auszustehen hatte. Doktor West war der Einzige, der — aber ich mag diesen Gegenstand nicht berühren. Flora ist untröstlich. Arme Flora! sie hat mir noch keinen trüben Augenblick verursacht, während Betty mir schon so manche trübe Stunde bereitet hat. Und jetzt ist sie gar fort mit den Mormonen."

„Mit wem ist sie gegangen?"

„Mit dem Haufen, der bei Nacht und Nebel mit diesem Bruder Jarrum aufgebrochen ist. Man spricht von

fünfundzwanzig Personen, die aus Deerham allein mitgezogen."

Jan konnte sich des Lachens nicht enthalten.

„Ist das Thatsache?" frug er.

„Ja wohl ist es Thatsache, daß sie sammt und sonders zu den Mormonen übergegangen sind. Betty hat die Vorträge, welche Bruder Jarrum über die Mormonen und ihre Gebräuche hielt, angehört und ist von diesen seinen Lehren angesteckt worden; trotzdem ich und Flora alles Mögliche angewendet haben, sie von diesen Besuchen zurückzuhalten, hat sie sich doch dieses närrische Zeugs in den Kopf gesetzt. Wollen Sie mir also durchaus nicht Doktor West's Adresse geben?"

„Nein, ich kann nicht," antwortete er, „und selbst wenn ich könnte, so sehe ich auch nicht ein, zu was es nützen sollte; denn von seinem Aufenthalt aus könnte er kaum innerhalb zwei bis drei Tagen in Liverpool eintreffen."

„Vielleicht doch," versetzte Mrs. Baynton. „Ich wollte eigentlich gar nicht hierhergehen; ich dachte gleich, daß es vergebens sei, von dieser Seite etwas hoffen zu dürfen."

Sie ließ ihren Kreppschleier herunter und entfernte sich, während Jan, von Neugierde getrieben, sich sofort auf die Straße begab.

Die Emigranten von Deerham bestanden aus fünfzehn erwachsenen Personen — die Kinder nicht mitgerechnet — von denen wir nur die Nennenswerthen namentlich bezeichnen wollen: die Grind'sche Familie, die mit Sack und Pack ausgewandert war; Davies, Mary Green und Nancy von Wernerskron.

Die böse Welt sagte, daß Dinah Roy auch schon Anstalten zur Mitreise gemacht hätte, später aber etwas wankelmüthig geworden wäre, und wie die Lästerzungen ferner behaupteten, soll der Ehegemal ihr diesen Wankelmuth „eingebläut" haben.

Jan theilte diese Ansicht nicht; er glaubte vielmehr,

Roy hätte sich eher den Tag ihrer Abreise im Kalender roth angezeichnet, als sie mit Gewalt zurückzuhalten.

Mrs. Peckaby, die Hauptperson, war nicht mitgegangen. Nein, sie war zurückgeblieben, weil sich Bruder Jarrum verstohlener Weise aus ihrem Hause davon gemacht hatte. Was seine Motive hierzu gewesen sein mochten, blieb vor der Hand ein Räthsel.

Von all' den vielen Neubekehrten war keiner so eifrig für die Emigration eingenommen, keiner von der anzuhoffenden Seligkeit so ganz durchdrungen, als Susanna Peckaby. Sie hatte schon die Anstalten zur heimlichen Flucht getroffen und sich im Stillen gefreut, ihren ungläubigen Mann seinem traurigen Schicksal allein zu überlassen. Indeß war sie, wie es sich herausstellte, die Gefoppte.

Bruder Jarrum hatte es so einzuleiten gewußt, daß Mrs. Peckaby über die Nacht, die zur Auswanderung bestimmt war, ganz im Dunkeln gehalten wurde. Sie merkte erst seine Abwesenheit, als sie des Morgens auf sein Zimmer kam, und außer dem Nichtvorhandensein seiner theuern Persönlichkeit, auch noch das Abhandensein der blauen Reisetasche, die alle seine Habseligkeiten faßte, gewahrte; aber selbst dann hatte sie noch keine Ahnung von dem verrätherischen Spiel, das mit ihrer Person getrieben wurde. Ihr Vertrauen zu Bruder Jarrum war so unbegrenzt, daß es auch nicht die leiseste Verdächtigung zuließ. Nur der wilde Rumor, der wegen der stattgehabten nächtlichen Auswanderung in ganz Deerham entstand, war im Stande, sie aus dem sichern Hafen ihrer Ruhe in das sturmbewegte Meer banger Zweifel hineinzuschleudern.

Sie dachte über die eigentliche Ursache dieses räthselhaften Vorgehens lange vergebens nach, bis sie endlich zu dem Schluße gelangte, daß ihr Mann der Stein des Anstoßes gewesen sein müsse; denn ein Mann wie Peckaby, der selbst vor den Heiligen keine Scheu hatte, würde, wenn seine Frau mitginge, fähig gewesen sein, der wandernden

Schaar nachzueilen, und die Neubekehrten in ihrem Entschlusse wankend zu machen.

Alle diese Nachrichten über einen Vorfall, der so viel Sensation erregte, hatte sich Jan zu verschaffen gewußt. Seine sonst nicht sehr erregbare Phantasie wurde von dieser Geschichte so angenehm gekitzelt, daß er sich für die allerkleinsten Details interessirte, und so kam es denn auch, daß der Wunsch in ihm rege wurde, den Schauplatz dieser ergötzlichen Komödie, Peckaby's Wohnung nämlich, selbst zu besuchen.

Jan, dem Stolz eben so fremd war, wie alle überflüssigen Complimente, ging dorthin, wohin ihn sein Herz und sein Wille führten.

Die Kleider geschwärzt, eine Eisenstange in der Hand, die lederne Schürze um, und ein boshaftes Grinsen auf seinem Gesichte kam Peckaby gerade aus der Thür, die Jan zu betreten im Begriffe war. Die Geschichte schien auch ihn in gute Laune versetzt zu haben.

Er that etwas dergleichen was einem Gruße ähnlich war.

„Gnädiger Herr! Wollten Sie ihr nicht eine Dosis Jalappa oder sonst ein niederschlagendes Mittel geben?" frug er nach der Schmiedewerkstätte forteilend.

Mrs. Peckaby's Wuth hatte sich indeß in ein stilles Hinbrüten verwandelt. Sie saß in einem Küchenwinkel und winselte.

Mrs. Duff, welche durch Jan's Arzneimittel dem drohenden Tode glücklich entgangen und wieder auf den Beinen war, umgab die Leidende, in Gesellschaft von noch zwei, drei alten Weibern.

Es dauerte nicht lange und es strömten von allen Ecken und Enden Deerham's neugierige und klatschsüchtige Frauen in Peckaby's Wohnung, um sich frischen und pikanten Stoff zur Bereicherung der chronique scandaleuse zu holen.

„Sie hatten keine Idee mitzugehen. Nicht wahr?“ frug Jan.

„Keine Idee mitzugehen!“ sagte Mrs. Peckaby. „Ich hatte ja die Idee mitzugehen, und ich schäme mich gar nicht es offen zu gestehen, gnädiger Herr! Ich glaube, wenn man das Glück hat, daß einem die Aussicht auf ein Paradies geboten wird, so wird wohl jeder mit allen Händen darnach greifen.“

„Ein Paradies? Worin sollte dies bestehen?“ frug Jan.

„In allen erdenklichen Dingen,“ antwortete Susanne Peckaby mit unterdrücktem Seufzer. „Es gibt kaum irgend etwas Wünschenswerthes, was nicht in Neu-Jerusalem in Hülle und Fülle zu haben wäre. Mittagsessen und Abendbrot, eigene Kühe, große Wohnhäuser, Obstgärten mit so vielem Obst, daß die Bäume es nicht tragen können, Schleier zum Ausgehen, Tanzsoireen, wie sie hier nur bei der vornehmen Welt üblich sind. Und die modernsten Hauben und Bänder. Und das Alles ist für mich verloren! Sie sind fort und haben mich zurück gelassen! O! O!“

„Und außerdem noch Männer, für jedes Frauenzimmer ein Mann!“ unterbrach sie ein Mädchen aus der Gesellschaft. „Darauf haben Sie wohl ganz vergessen Mrs. Peckaby?“

„Ja außerdem noch Männer,“ bestätigte Susanna Peckaby in etwas gehobener Stimmung. „Alle Frauen die hinauskommen, sind sicher, daß sie einen Heiligen zum Manne bekommen. Da gibt's keine alten Jungfern und keine Witwen.“

Mrs. Duff stülpte ihre Nase auf und wendete sich mit grimmigen Blicken zu dem Mädchen, welches die Bemerkung zu machen sich erlaubt hatte.

„Ich sag' Ihnen, wenn Sie die Männer auch zu den paradisischen Vergnügungen zählen, da bin ich froh, daß ich nicht dabei bin. Ihr Mädchen seid wie die jungen Bären, — der böse Tanz kommt erst nachher. Versuchen Sie es

einmal Jungfer Beß Dawson mit einem Manne, ob er jetzt ein Heiliger oder ein gewöhnlicher Sünder sei und lassen Sie ihn nur ein Bischen kritischen Temperaments sein und Sie werden sich dann selbst überzeugen können, zu welcher Sorte paradisischer Vergnügungen das Heiraten zu zählen ist. Glauben Sie nicht, daß ich recht habe, gnädiger Herr?"

Jan's Mundwinkel verzogen sich bis zu den Ohren, und er war einer Zwerchfellerschütterung nahe.

„Ich hab's noch nicht versucht," sagte er. „Und Sie waren gewiß für Bruder Jarrum bestimmt?" frug Jan sich zu Susanne wendend.

„Nein, gnädiger Herr, das war ich nicht," antwortete sie etwas indignirt. „Ich habe Bruder Jarrum nicht begünstigt, und hätte mir jedenfalls eine Wahl vorbehalten. Aber wenn ich ihn auch nicht liebte, so achtete ich ihn um so mehr und ich bin stolz darauf, es hier aussprechen zu können. Ich glaube auch nicht, daß mir dieser schmähliche Possen mit seinem Wissen gespielt wurde. Es muß irgend ein unglückliches Mißverständniß obgewaltet haben und wenn er sich überzeugt haben wird, daß ich nicht mit bin, so wird er gewiß nochmals zurückkommen um mich persönlich abholen. Ich möchte sogar keinen Anstand nehmen, ihnen nachzufolgen, wenn Peckaby nicht so auf der Lauer wäre. Ich weiß überhaupt nicht, was mit dem Manne auf einmal vorgegangen ist. Sonst hat er sich immer in meinem Willen fügen müssen und ich habe ihn, wie man zu sagen pflegt, um den kleinen Finger drehen können. Das würde jetzt schwer gehen."

Als sie unter einem Sturm von Seufzern geendigt hatte, machte ihr Jan in seiner überaus heitern Laune den Antrag, ihr einige herzstärkende Mitteln, wenn auch nicht gerade dieselben, welche Peckaby für seine Frau verordnet haben wollte, aus der Offizin zu schicken.

Mrs. Peckaby überzeugt, daß ihr gesunkenes Gemüth

durch kein Labsal mehr aufgerichtet werden könnte, lehnte die dargebotene Hilfe ab, und darauf entfernte sich Jan.

Als Jan schon auf der Straße war, begegnete er einem Fremden, der nach Peckaby's Laden frug. Jan glaubte in dem Fremden einige Aehnlichkeit mit Bruder Jarrum zu erblicken und wies ihn sogleich zu Mrs. Peckaby. Als der Fremde in die Küche kam und die vielen Frauen sah, frug er, welche von ihnen Mrs. Peckaby heiße. Mrs. Peckaby gab ihm durch einen Blick zu verstehen, daß sie es sei.

„Ich habe eine Botschaft von dem Heiligen und Aeltesten, Bruder Jarrum," flüsterte er ihr geheimnißvoll in die Ohren „und kann es Ihnen nur ganz privatim mittheilen."

Mrs. Peckaby auf's Höchste überrascht und vor Freude zitternd, führte den Fremden über den Hof in einen kleinen Schoppen, denn sie zwar nur zu Waschzwecken benützte, der ihr aber in ihrer Aufregung dennoch als der passendste Ort zu einer Privatunterredung schien. Der Fremde der sich durch eine Wust von Wasserkübeln und sonstigen Waschgeräthen durchzuwinden hatte, versucht es mit vielen Umschweifen und nicht allzu klaren Ausdrucksweise, sich der ihm anvertrauten Botschaft zu entledigen. Der langen Rede kurzer Sinn war, daß Bruder Jarrum eine Vision gehabt hätte, in welcher ihm bedeutet wurde, daß Mrs. Peckaby nicht mit der Menge ziehen sollte, indem eine höhere Bestimmung ihrer warte. Sie soll durch einen besondern Traum ausgezeichnet werden, und auf einem vierfüßigen Thiere die heilige Wanderung antreten, und zwar auf einem weißen Esel *).

„Auf einem weißen Esel?" widerhallte es aus dem Munde des in Verzuckung gerathenen Weibes.

„Auf einem weißen Esel," wiederholte der Bruder, denn zweifelsohne war auch er ein Bruder dieser frommen-Gesellschaft."

*) Das ist Thatsache und keine Erdichtung.

„Warum gerade Ihnen diese besondere Ehre widerfahren sollte, bleibt für mich und Bruder Jarrum ein undurchdringliches Geheimniß. Es ist so eben beschlossen worden und es ziemt uns Sterblichen nicht, nach dem weisen Rathschluß zu forschen. Vielleicht sind Sie dazu auserkoren, von unserm großen Propheten selbst gewählt zu werden.“

„Und wann werde ich abgeholt?“

„Das ist nicht geoffenbart worden. Vielleicht nächste Woche schon; vielleicht aber auch erst in einem Jahre. Sie müssen immer auf der Lauer sein, und sich fleißig umschauen. Es wird vielleicht in ein zwei Tagen, ob am Tage oder in der Nacht läßt sich nicht bestimmen, ein weißer Esel vor Ihrer Thüre stehen bleiben, dem können Sie sich getrost überlassen. Der wird Sie bis nach Neu Jerusalem geleiten.“

Wenn Mrs. Peckaby's Sinne noch in den niedern Sphären und nicht schon in den höchsten Regionen schwebten, so hätte sie gewiß die zunächstliegende Frage gestellt: ob der weiße Esel auch die wunderbare Gabe besitzen wird, sie trockenen Fußes über den See hinüber zu bringen. So aber frug sie: „Warum konnte Bruder Jarrum mir das nicht gleich sagen, Herr? Warum mußte er mich erst in Angst und Schrecken bringen? Ich war nahe daran den Verstand zu verlieren, als ich mich allein zurückgelassen sah.“

Der Bruder zwinkerte mit den Augen, so daß man nur das Weiße daran sehen konnte. „Wenn unbekannte Dinge uns geoffenbart und geheimnißvolle Ordres uns ertheilt werden sollen, so erfahren wir dieses auch nicht um eine Minute früher als die That vor sich zu gehen hat,“ faselte der Bruder. „Gerade als der Bruder Jarrum im Begriffe war, von hier aufzubrechen, kam die Erscheinung und enthüllte ihm den unerforschlichen Rathschluß, daß Sie einstweilen zurückbleiben sollen, bis die Bekehrten einige Meilen zurückgelegt haben werden, dann aber sollten Sie durch einen eigenen Boten eine Botschaft empfangen. Nun,

der Bote bin ich, ich bin viele Meilen zu Fuß gewandert, und die Botschaft wissen Sie bereits."

-„Ich und Bruder Jarrum glauben, daß dies nur deshalb geschah, um Ihre Glaubenstreue noch auf die Probe zu stellen."

Eine so klare präcise Antwort hatte Mrs. Pekaby gar nicht erwartet. Nichts war daher natürlicher, als daß sie in dem Glauben an die ihr gewordene Botschaft fest beharrte. Und wenn der weiße Esel zur Stunde gekommen wäre, sie hätte sich seiner weisen Führung überlassen.

„Glauben Sie, daß ich noch lange Zeit warten muß?" frug sie nochmals mit gierigen Blicken.

„Nach meiner und auch Bruder Jarrums Meinung dürfte es nicht lange mehr dauern," antwortete der Bruder. „Jedenfalls aber müssen Sie auf der Lauer stehen, und seiner jeden Augenblick gewärtig sein. Halten Sie daher Ihr schönstes Kleid bereit, und wenn der vierfüßige Freund seine Aufwartung macht, hüllen Sie sich drein, und machen Sie sich auf nach Neu-Jerusalem."

Mrs. Pekaby's Herz überströmte vor Wonne und Entzücken, und sie unterließ es auch nicht, dem Ueberbringer dieser beseligenden Botschaft die besten Erfrischungen, das heiße, die besten die sie besaß, anzubieten. Sie würde ihren Mann eher eine ganze Woche haben darben lassen, als daß sie den frommen Bruder ohne Imbiß davon gehen hätte lassen. Der Bruder lehnte ihr Anerbieten jedoch ab. Er schien Eile gehabt zu haben.

„Ich an Ihrer Stelle würde dies noch vor Jedermann geheim halten," war sein scheidender Gruß. „Wenigstens ein oder zwei Tage, bis ein Theil von dem großen Haufen in Liverpol eingeschifft sein wird. Die Geschichte könnte sonst ruchbar werden, und der eine oder der andere auch die Ambition bekommen, mit Extratrain nach Jerusalem befördert zu werden."

Wenn Bruder Jarrum der guten Mrs. Pekaby be-

fohlen hätte, den Kübel mit Wasser zu füllen, und in gebeugter Stellung den Kopf in das mit Wasser gefüllte Gefäß zu tauchen, sie würde gewiß nicht Anstand genommen haben, sein Geheiß zu befolgen.

Als sie wieder zur Versammlung zurückkehrte, wurde sie mit neugierigen Fragen bestürmt. Und als dann auch Mrs. Duff Chorus mit den übrigen neugierigen Frauen machte, setzte sie dieser Neugierde ein hartnäckiges Schweigen entgegen.

„Nach Ihrer freundlichen Miene zu urtheilen, müssen's gute Nachrichten sein," versuchte Mrs. Duff sie auszuforschen.

„Gute Nachrichten!" wiederholte Susanne Pekaby. „Ach himmlisch! Ich sag' Ihnen Mütterchen Duff nur so viel, daß ich ein neues Kleid und zwar ein feines brauche. Ich werde es Ihnen nach und nach bezahlen. Aber ich darf keine Zeit verlieren, und es wird am besten sein, ich gehe gleich mit Ihnen und suche den Stoff aus."

„Was ist Dir eingefallen?" frug Mrs. Duff mit unbezähmter Neugierde.

„Lassen Sie's jetzt gehen. Bevor noch die Woche zu Ende ist, sollen Sie Alles erfahren."

Sie hielt tapfer Wort. Bevor noch die Woche um war, wußte ganz Deerham die Neuigkeit sammt allen Einzelnheiten. Mrs. Pekaby, in ihrem neuen, rothen glanztaffetenen Kleide, saß in großer Galla volle Tage und Nächte am Fenster und erwartete sehnsuchtsvoll den weißen Esel, der sie in Triumph nach Jerusalem tragen sollte.

Vierzehntes Capitel.

Eine Ueberraschung für Mrs. Tynn.

In dem geräumigen Toilettezimmer von Wernerskron das zu den Appartements der neuen Gebieterin Mrs. Werner gehörte, stand die Haushälterin Tynn, und konnte sich über das Schauspiel das sich vor ihren Augen darbot, nicht genug wundern. Der Leser dürfte sich vielleicht noch jener liebenswürdigen Unordnung erinnern, die in John Massingbird's Zimmer vor dessen Abreise nach Australien geherrscht hatte. Das war aber gar nichts im Vergleiche mit dem Durch- und Uebereinander, das die Haushälterin in dem Ankleidezimmer der jungen Gebieterin gewahrte. Ganze Haufen und Stöße von neben- und aufeinanderliegenden Effecten lagen bunt durcheinander.

Mary Tynn stand wie angeschraubt an die getäfelte Wand. Sie war wohl hineingekommen, aber wo heraus, das war die Frage. Es war nicht eine Fußbreite leerer Raum im Zimmer aufzufinden.

Glänzende Roben von reichstem feinstem Gewebe, prachtvolle Seidenkleider, Speiseanzüge, die an Geschmack und Eleganz ihres Gleichen zu suchen hatten, Ballkleider in allen möglichen Nuancirungen.

Shawls von Cachemir und anderen auserlesenen Stoffen in solchen Massen, daß sie jedem Schauladen Ehre gemacht haben würden; Mantillen in verschiedener Façon, Hüte, deren geniale Form und reicher Aufputz, eine englische Putzmacherin verrückt machen könnte! Schleier, wie sie

das ganze Morgenland nicht kostbarer aufweisen konnte, Spitzen deren Preise fabelhaft waren und die mit Lady Werners Stickereien rivalisiren konnten, Sacktücher, deren zartes Gewebe selbst den Gedanken an den ursprünglichen Gebrauch derselben verscheuchte. Dutzende von zartfärbigen Handschuhen, deren feinsatinirte und mit Bildern reich verzierte Cartons eben so viel als der Inhalt den sie trugen, kosten mochten.

Eine reichhaltige Chaussüre in allen Varietäten, wie sie nur die lebhafteste Phantasie einer eitlen Pariserin für ihr niedliches Füßchen auszuhecken im Stande ist.

Dies Alles lag auf den Sesseln, Tischen, Kästen und überall, wo nur ein faßbarer Raum war in reizender Unordnung aufgestappelt. Und dann die kostbaren Schmuck- und Nippsachen! — Die Auszahlung der Anweisungen die für all' diesen Plunder hergegeben wurden, mußten Lionel Werners Banquiers schwindlig gemacht haben.

Wahrlich, Mary Tynn hatte vollkommen Recht, darüber in Staunen zu gerathen, und vor Verwunderung die Hände zusammen zu schlagen.

Mitten in dieser Fluth ausgekramter Eitelkeiten flatterte eine kokette Gestalt von angenehmen Gesichtszügen, blonden Haaren, und neckischem Stumpfnäschen. Ein graues mit Falbeln reichbesetztes Kleid, umschloß ihren schlanken Leib, und ein niedliches Spitzenhäubchen mit fliegenden Rosabändern saß ihr ganz kokett auf dem Hinterhaupte.

Es war Mademoiselle Benoite, die sich Mrs. Werner während ihres Aufenthaltes in Paris beigelegt hatte.

So mangelhaft auch ihre sonstigen Eigenschaften gewesen sein mochten, so besaß sie doch etwas, was augenblicklich für sie einnahm und Vertrauen einflößte. Sie war kaum noch einige Stunden im Hause gewesen, als sie sich schon eine größere Autorität als die Frau selbst anmaßte.

Mr. und Mrs. Werner waren am Abend vorher angelangt und Mademoiselle Benoite mit dem zahllosen Ge-

päcke, welches auf dem geräumigsten Packwagen in Paris nicht untergebracht werden konnte, bildeten gewissermassen die Arrieregarde.

Phöbe ein einfaches Landmädchen, welches in der Eigenschaft eines Kammermädchens mit Sybillen nach Paris ging, fand durch das Engagement der Mademoiselle Benoite ihre Position in eine Sinecure verwandelt.

Auch sie stand am äußersten Ende des Zimmers Mrs. Thnn gegenüber und harrte ganz demüthig der Befehle der herrschsüchtigen Mademoiselle Benoite.

„Wo um des Himmelswillen werden Sie die Sachen alle unterbringen können?“ schrie Mrs. Thnn, die ihr Staunen nicht mehr bezähmen konnte.

„Wo ich das alles unterbringen werde!“ erwiederte Mademoiselle Benoite im höhnischen Tone, und in einem fließenden aber etwas fremdartigen Englisch. „Ich werde die Sachen dorthin geben, wo es mir beliebt. Merken Sie sich das, Madame Thnn. Par exemple! Dieses château ist doch wohl groß genug.“

„Was hat die Größe damit zu thun?“ entgegnete Mary Thnn, die von französischen Phrasen keinen Dunst hatte.

„Und was gaffen denn Sie und stehen so müssig da?“ herrschte sie die ängstlich zuschauende Phöbe an.

„Wenn Sie mir sagen wollten, was ich zu thun habe, so will ich gerne folgen,“ antwortete das schüchterne Mädchen. „Ich könnte Ihnen helfen die Sachen aufhängen, wenn Sie mir nur zeigen, wie ich es zu machen habe.“

„Das möchte ich sehen, wenn Sie es wagten diese Sachen auch nur zu berühren,“ sprach Mademoiselle Benoite in drohendem Tone. „Beschränken Sie sich darauf für mich zu nähen und mich zu bedienen, und wagen Sie ja nicht, sich in Myladie's Toilette zu mengen, denn ich bin capable augenblicklich meine Stellung aufzugeben, wenn nicht alles so geschieht wie ich's haben will. Gehen Sie hinunter und bestellen Sie mir eine Tasse Chocolade, war-

ten Sie bis sie fertig ist und bringen Sie sie mir dann herauf. Dieses verwünschte Gesöff von heute Morgens, dieser Kaffee hat mich durstig gemacht wie eine panthère.“

Phöbe warf einen verstohlenen Blick auf Mrs. Tynn und entfernte sich sogleich aus dem Zimmer.

Die Haushälterin, die kaum die Hälfte von dem Kauderwälsch verstanden hatte, konnte aber doch so viel daraus entnehmen, daß der Kaffee, den sie in Gesellschaft der Mademoiselle Benoite getrunken, dieser Französin nicht geschmeckt hatte, obgleich er selbst für vornehmere Leute als sie gut genug gewesen wäre.

„Was haben Sie denn an dem Kaffee, den Sie so schrecklich schmähen, auszusetzen?“ frug sie.

„Ciel! Was ich daran auszusetzen habe?! Alles! Es war Alles, nur kein Kaffee, und schmeckte so abscheulich wie Tropfen medecine. Voilà.“

„Ja, gewiß,“ versetzte die Haushälterin höhnisch „zufällig habe ich heute den Kaffee selbst bereitet. Tynn, der was Kaffee anbelangt, gewiß sehr heiklig ist, hat sich delektirt daran, und dann habe ich noch hineingegeben —“

„Meinetwegen geben Sie Kanaster hinein,“ unterbrach sie Mademoiselle Benoite. „Ihr Engländer versteht keinen Kaffee zu bereiten. Die ganzen zwei Jahre, die ich mit Madame la Duchesse in London verlebte, habe ich nicht ein einziges Mal eine Tasse Kaffee bekommen, die mich nicht angeeckelt hätte. Und dabei verfuhren sie noch so verschwenderisch, daß sie ihn gleich pfundweise verbrauchten, obgleich einige Unzen hingereicht hätten. Bah! Ihr versteht Thee zu bereiten, das will ich nicht in Abrede stellen. Aber vom Kaffee habt Ihr keinen blauen Dunst. Nun, jetzt brauche ich einige Bogen Seidenpapier.“

„Seidenpapier?“ wiederholte Mrs. Tynn. „Was ist denn das?“

„Wie! Sie wissen nicht, was Seidenpapier ist?“ entgegnete Mademoiselle Benoite etwas aufgeregt. „Quelle

ignorance!“ rief sie, ohne sich darum zu kümmern, ob sie verstanden werde oder nicht, „Elle ne connait pas ce que c'est papier de soie! Ich muß es haben, und noch dazu sehr viel. Hören Sie! Es ist ja so etwas Gewöhnliches, wie nur irgend etwas papier de soie!“

„Dinge, die in Frankreich ganz gewöhnlich sind, müssen es deßhalb auch bei uns sein,“ versetzte Mrs. Tynn. „Zu was brauchen Sie denn das Dings da?“

„Ich brauche es für diese Artikel hier; wenn ich sie in die Cartons hineinlege, ohne sie erst in Seidenpapier einzuschlagen, so verlieren sie die Farbe.“

„Vielleicht meinen Sie Silberpapier?“ sagte Mary Tynn. „Es ist so ein gewebartiger Stoff. So etwas haben wir hier nicht, Madmiselle Benote.“

„Madmoselle Benote,“ äffte ihr die hitzige Französin nach und stampfte mit den Füßen. „Ein Haus ohne Seidenpapier! Das ist eine hübsche Wirthschaft! Wußten Sie denn nicht, daß Mylady kommen wird?“

„O ja; Aber ich wußte nicht, daß sie so einen Haufen von dem Plunder da mitbringen wird!“ erwiederte Mrs. Tynn, zum Aeußersten gebracht, mit höhnischer Miene.

„Sehen Sie denn nicht, daß ich schon darauf warte? Und können Sie denn nicht um welches schicken?“

„So was ist in Deerham nicht zu bekommen,“ sagte Mrs. Tynn. „Wenn es durchaus nothwendig ist, so muß einer von den Dienern eigens nach Heartberg gehen. Warum verwenden Sie das Papier, das da herumliegt, nicht dazu?“

„Das reicht nicht aus. Und dann möchte ich lieber frisches haben.“

„Meinetwegen. Aber Sie thun besser, es selbst anzuschaffen, wenigstens habe ich keine Schuld, wenn's nicht zu Ihrer Zufriedenheit ausfällt.“

Mademoiselle Benoite antwortete nicht unmittelbar darauf. Sie hatte ihre Hände voll zu thun. Während sie

nach einem bestimmten Hut hinüberlangte, stürzte sie einen ganzen Stoß von ein bis zwei Dutzenden auf den Boden um. Mrs. Tynn sah diesem Aufsammlungsprozeß mit besonderem Interesse zu.

„Was für ein Heidengeld muß das gekostet haben!“ rief sie aus.

„Und was ist's?“ entgegnete die Kammerjungfer. „Die Börse eines Mylord anglais kann schon einen Puff aushalten.“

„Zu welchem Zwecke hat sie das Alles gekauft?“

„Bon!“ sprach Mademoiselle Benoite vor sich hin. „Sie hat's gekauft, um es tragen zu können. Zu welchem Zwecke sonst, glaubten Sie?“

„Warum! Nun, ich glaube, sie wird in ihrem ganzen Leben nicht die Hälfte von den Sachen da verbrauchen können.“

„Sie verstehen viel davon, Madame Tynn“, sprach Mademoiselle Benoite in einem Tone, der ihre Verachtung vor Tynn's bornirter Unwissenheit ausdrücken sollte. „Sie werden kaum sechs Monate überdauern.“

„Sechs Monate?“ fragte Mrs. Tynn ganz erstaunt. „Ich glaube, wenn sie jeden Anzug nur einmal anlegen, und dreimal des Tages den Anzug wechseln würde, könnte sie mit den vielen Anzügen hier nicht in sechs Monaten fertig werden.“

„Manchem Tag muß sie wirklich auch mehr als dreimal Toilette wechseln. Und dann wird eine Dame, die auf den Bonton was gibt, einen Anzug nie mehr als einmal tragen,“ entgegnete Mademoiselle Benoite leichthin.

Mrs. Tynn konnte sich vor Staunen kaum fassen. „Wenn diese Anzüge nur einmal angelegt werden, was geschieht dann damit?“ frug sie, als sie wieder zu Athem kam.

„O, dann macht man Juppen, ich weiß nicht, wie Ihr das nennt, daraus. Mancher Anzug kann durch einen fri-

schen Aufputz auch ein zweites Mal benutzt werden. Und Alles andere wird für mich gut sein. Madame la Duchesse hat mir einen großen Theil ihrer Toilette geschenkt. „Tenez ma fille,“ pflegte sie zu sagen. „Regardez dans ma garderobe et prennez autant que vous voudrez“ Sie sprach immer französisch mit mir.“

Mrs. Tynn hätte gar nichts dagegen gehabt, wenn das Französische gar nicht erfunden worden wäre.

Während sie so unentschlossen da stand und nicht wußte, was sie auf die Extraarroganz antworten sollte, kam Phöbe mit der Tasse Chokolad.

Das Mädchen setzte die Tasse in Ermanglung eines andern leeren Raumes auf das Ofengesimse nieder und gab Mrs. Tynn durch ein Zeichen zu verstehen, daß sie ihr etwas mitzutheilen habe, worauf sich beide aus dem Zimmer entfernten.

„Soll ich dieser französischen Madmiselle zu Befehl und Gebote stehen? Zu dem wurde ich nicht aufgenommen, Mrs. Tynn.“

„Wie sie sich dazu anläßt, scheint es, daß sie uns alle zu ihren Diensten und Befehlen abrichten möchte,“ sprach Mrs. Tynn mit Erbitterung. „Natürlich kann das nicht geduldet werden. Wir werden indeß noch ein oder zwei Tage zusehen. Phöbe, sagen Sie mir doch, was ist der Mrs. Werner durch den Sinn gefahren, daß sie ganze Ladungen von Putzsachen angekauft hat? Da muß ja das Geld wie Wasser geflossen sein.“

„Das ist es auch,“ bestätigte Phöbe. „Sie that den ganzen lieben Tag nichts anders, als von einem Orte zum andern herumfahren, und dieses eitle Zeug's da zusammenkaufen. Sie werden erst die Augen aufmachen, wenn Sie das Sêvre-Porzelain, das noch auf dem Wege ist, sehen werden.“

„Ich wundere mich, daß Mr. Lionel das zugegeben hat,“ platzte sie in ihrer Gedankenlosigkeit heraus, und versuchte

dann, als es schon zu spät war, diese unvorsichtige Bemerkung durch heftiges Husten zu vertuschen.

„Er hat es nicht nur angehen lassen, sondern er war ihr sogar im Geldverschwenden behilflich," bemerkte Phöbe. „Ich weiß, er hat ihr kostbare Juwelen gekauft und sie selbst nach Hause gebracht. Und ich habe durch die Thür gesehen, wie er sie in dem Moment, als er ihr das prachtvolle Collier um den Hals hing, noch dazu küßte."

„Gut, ich mag dergleichen Dinge nicht anhören," versetzte Mrs. Thynn mit griesgrämigem Gesicht.

„Ja, Mädchen, wenn Sie die liebe Gewohnheit haben, durch die Thür zu gucken, oder zu horchen, so taugen Sie nicht für Wernerskron."

Phöbe, die keinen Tadel ertrug, drehte sich um und schlug einen andern Weg ein, als den, welchen Mrs. Thynn gegangen war.

In dem Frühstückzimmer unten saß Sybille in einem Pariser-Anzuge, der eben so elegant als geschmacksvoll war. Mit den französischen Kleidern schien sie auch zugleich französische Sitten angelegt zu haben. So spät es auch schon an der Zeit war, so stand das Frühstück doch noch immer auf dem Tische.

Sie hätte es schon vor einer Stunde wegnehmen lassen können, aber sie spielte sich die ganze Zeit mit einer Tasse Chokolade, in welcher sie noch etwas vor sich hatte. Sie hatte zwar, bevor sie nach Paris ging, in ihrem ganzen Leben keine Chokolade gekostet, behauptete aber dennoch, nichts anderes mehr zum Frühstück nehmen zu können. Es konnte sein, daß sie auch hierin dem Geschmacke der Mademoiselle Benoite folgen wollte.

Ihr gegenüber saß ihr Gemahl, aus dessen heitern Zügen man entnehmen konnte, daß er mit seinem Loos zufrieden war und in dem Besitze desselben sich überaus glücklich fühlte. Er brach gerade in ein unbändiges Gelächter aus.

Auf der Lehne eines Ruhebettes sitzend und mit seinen

langen Beinen schlenkernd war Jan Werner der dritte im Bunde.

Jan war auf Besuch, wahrscheinlich um dem jungen Ehepaar zur glücklichen Rückkunft zu gratuliren. Der Leser, der mit Jan's Charakter schon so ziemlich vertraut sein dürfte, wird es gleich angemerkt haben, daß wir uns hier eines bildlichen Ausdruckes zu bedienen erlaubt haben. Jan war auch der Mann darnach Gratulationsbesuche zu machen!

Lady Werner hatte sich sehr oft unzart über Jan's Mangel an Zartgefühl ausgedrückt und geäußert, daß ihm geselliger Ton und feine Manieren eben so fremd wären, wie einem Bären.

Beim Hereintreten lud ihn Sybille zum Frühstück ein.

„Frühstücken!" wiederholte Jan. „Das heißen Sie frühstücken?"

Ueberdies war es schon so spät, daß Jan glauben mußte, die Chokolade verträte die Stelle des Gabelfrühstückes, obgleich für ihn bald die Mittagszeit herangerückt war..

Jan erzählte seinem Bruder von der stattgehabten nächtlichen Auswanderung, und die drollige Geschichte von Susanne Peckaby's Sehnsucht nach einem weißen Esel.

„Es hätte doch aufgehalten werden sollen," sagte Lionel, nachdem er genug gelacht hatte. „Die armen hintergangenen Geschöpfe, sie gehen ihrem Elende entgegen."

„Und wer hätte es aufhalten sollen?" frug Jan.

„Irgend jemand hätte ihnen die Wahrheit sagen sollen. Wenn dieser Bruder Jarrum alles im erhabenen Lichte darstellte, so hätte man ihnen auch die Schattenseite zeigen sollen. Wenn ich hier gewesen wäre, würde ich es gewiß versucht haben. Und wenn sie trotz dieser Vorstellungen dennoch gegangen wären, so könnten sie über das Unglück, dem sie nicht entgehen, keinem Andern als sich selbst Vorwürfe machen."

„Würde nichts genützt haben," entgegnete Jan. „Das Mormonenfieber muß wie das gewöhnliche kalte Fieber seinen gewöhnlichen Verlauf haben, und darf nicht mit Ge-

walt eingestellt werden. Da ist zum Beispiel Susan Pekaby, die hat sich's in den Kopf gesetzt, daß Neu-Jerusalem und das Paradies identisch sind. Versuch' es doch, Lionel, und nimm meinetwegen die ganze Welt zu Hilfe, ob Du im Stande sein wirst, diesen Gedanken aus ihrem Schädel zu vertreiben. Nein, die Leute müssen selbst hingehen, und sich an Ort und Stelle von der Lügenhaftigkeit dieses abenteuerlichen Landes überzeugen, wenn's auch mit Aufopferung ihres ganzens Lebensglückes geschieht."

„Jan, ist's möglich, daß Susan Pekaby wirklich einen weißen Esel erwartet, und von diesem hoffe, daß er sie in's Paradies hinüberträgt?" frug Sybille.

„Nichts in der Welt ist im Stande sie von dieser thörichten Idee abzubringen. Und wenn Sie vor ihrer Wohnung vorübergingen, könnten Sie den Spaß mitansehen, wie sie in größter Galla angethan am Fenster sitzt, und ihre sehnsüchtigen Blicke nach dem vierfüßigen Erlöser umherschweifen läßt."

„Ich wollte, ich könnte sie alle zurückbringen, und sie dem Unglücke entreißen," sprach Lionel vom warmen Mitgefühl überwältigt.

„Ich wünsche manchmal, daß ich vier Füße hätte, um nach verschiedenen Plätzen zu gleicher Zeit bei den dringenden Patienten sein zu können.

„Eines wie das Andere ist ein vergeblicher Wunsch, Lionel. Das ganze Rudel ist gestern schon von Liverpool abgesegelt, und ich bin fest überzeugt, daß mit der Seekrankheit und anderen Unannehmlichkeiten, mit denen sie zu kämpfen haben werden, sich zu gleicher Zeit auch die Reue einstellen wird.

„Wie hat Ihnen Paris zugesagt, Sybille?"

„Ach, Jan, zum Entzücken! Ich habe auch reizende Sachen von Paris mitgebracht. Wenn Sie sich jetzt hinaufbemühen wollen, können Sie die Sachen sehen, Mademoiselle Benoite ist gerade mit dem Auspacken beschäftigt."

„Ich glaube kaum, daß mich das interessiren könnte, was sind denn dies für Sachen?"

„Anzüge, Hüte, Mantillen, Spitzen und Coiffuren," antwortete Sybille. „Ich kann Ihnen nicht die Hälfte von diesen wundervollen Dingen herzählen. Einer meiner cache-peignes ist von Filigran Silberarbeit mit herabhängenden Tropfen; ächte Diamanten."

„Was nennen Sie eigentlich so einen cache-peigne?" frug Jan, der in seiner totalen Unkenntniß von Toilette-gegenständen nicht recht wußte, was dies eigentlich war.

„Das wissen Sie nicht? Es ist ein Haarschmuck, der dazu dient, den rückwärtsgesteckten Kamm zu bedecken. Man trägt jetzt wieder Kämme. Kommen Sie doch mit mir, und sehen Sie sich die wundernetten Dinge selbst an!"

„O nein! Was kümmere ich mich um Spitzen, Hüte und all' das Zeugs?" antwortete Jan etwas ungalant. „Es müßte denn sein, daß Lionel mir einige anatomische Präparate mitgebracht hätte; das würde meinem Geschmacke mehr zusagen."

Sybille entsetzte sich, das heißt, sie affectirte das Gefühl des Entsetzens in einer meisterhaften Weise, und rief Lionelzu.

„Wie kannst Du es zugeben, daß er von solchen Dingen mit mir spricht? Er meint doch wohl, daß Du ihm amputirte Gliedmaßen hättest mitbringen sollen."

„O nein, gewiß, das meinte ich nicht," bemerkte Jan. „Ich meine blos Modelle, denn das was Sie meinen, hätten sie gewiß auf der Zollgrenze nicht passiren lassen."

„Haben Sie auch für Deborah und Emilie irgend einen Anzug mitgebracht?"

„Nein," antwortete Sybille, etwas bestürzt darein schauend.

„Ich habe gar nicht daran gedacht."

„Es wird ihnen nicht angenehm sein, sich in ihren

Erwartungen getäuscht zu sehen. Ich kann Ihnen sagen, daß sie ganz sicher darauf gerechnet haben."

„Sie wissen doch, daß Sie von Doktor West in Geldsachen sehr kurz gehalten werden, und auf Toilettesachen nicht viel verwenden können."

„Ich hätte Ihnen was gebracht, wenn ich nur daran gedacht hätte. Wirklich sehr gerne!" sprach Sybille mit etwas betrübter Miene.

„Ist es wohl ein großes Unrecht Lionel?"

„Gewiß Du hättest Ihnen was mitbringen sollen," versetzte Lionel in seiner aufrichtigen Gutmüthigkeit. „Du kannst Ihnen ja von den vielen Sachen etwas geben."

„Ja — aber — weißt Du," sprach die selbstsüchtige und eigennützige Sybille zögernd.

„Die Sachen sind alle zu schön, und so theuer, daß sie meiner Ansicht nach für Deborah und Emilie gar nicht passen."

„Warum nicht?" frug Jan.

„Sie haben nicht ein bischen Esprit, Jan. Sachen, die für mich ausgesucht sind, können unmöglich für sie passen."

„Und warum denn nicht?" frug der eigensinnige Jan nochmals.

„Einen so stupiden Menschen wie Sie sind, Jan, gibt's gewiß nicht mehr auf Erden," rief Sybille mit Entrüstung. „Ich bin jung und schön, und eine Frau; Deborah und Emilie hingegen zwei verwelkte alte Jungfrauen."

„Kleiden Sie sie jugendlich, und sie werden auch jung ausschauen," antwortete der unverbesserliche Jan. „Machen Sie ihnen doch einmal eine kleine Freude, Sybille."

„Ich werde schon machen," antwortete sie etwas ungeduldig.

„Jan, wie kam denn Nancy zu den Mormonen? Tynn sagte mir, sie hätte im Stillen ihre Sachen zusammengepackt, und sich unbemerkt davongeschlichen."

„Und wie kamen die Andern dazu?“ frug Jan. „Sie hatte eben so das Mormonenfieber, wie alle Uebrigen.“

„Von welcher Nancy ist hier die Rede?“ frug Lionel. „Doch nicht von der unsrigen?“

„O ja, Lionel. Ich habe vergessen es Dir zu sagen,“ antwortete Sybille.

„Sie ist wirklich mitgegangen. Mrs. Thynn ist so erbittert darüber und meint, Nancy müsse den Verstand verloren haben.“

„Es kann schon so etwas sein,“ entgegnete Lionel, „denn bei gesundem Menschenverstand würde sie gewiß nicht ihren guten Platz wegen des versprochenen Antheils an dem vielgepriesenen Salzsee geopfert haben. Ich bedaure das arme Mädchen.“

„Ich habe, nachdem der Mann einmal weggereist war, das drohende Uebel für ganz behoben geglaubt, ich dachte nicht, daß dieser Schwindler nochmals zurückkommen wird.“

„Das glaubten sehr viele,“ entgegnete Jan. Und er hat sie alle getäuscht.

Er kam an Euerem Vermählungstag zurück. Die kränkliche Betty vom Kalkhause ist auch mitgelaufen.“

Lionel starrte ihn ganz erstaunt an.

„Nicht möglich!“

„Thatsache!“ antwortete Jan. „Ihre Mutter kam zu mir am Morgen nach der Flucht, und sagte mir, Betty hätte sich verleiten lassen, mit dem Gesindel fortzulaufen. Sie wollte an Doktor West telegraphiren —“

Jan unterbrach sich schnell durch einen schnellen Sprung vom Sofa. Er erinnerte sich noch zeitig genug, daß er in Lionels und Sybillens Gegenwart nicht von Doktor West's Privatangelegenheiten sprechen sollte.

„Ach, ich sehe sie schon im Geiste die Rückreise antreten, wenn sie nur dem wachsamen Auge der Mormonen entgehen könnte! Ich muß gehen, der alte Payntan wird mich schon mit Schmerzen erwarten. Adieu, Sybille.“

Jan eilte aus dem Zimmer hinaus, und Lionel sah ihm vom Fenster aus sehr lange nach, bis Sybille zu ihm hintrat, und sich zärtlich an ihn schmiegte.

„Lionel, sag' mir. Ich habe den Jan fast zu Tode gequält und er will mir nichts sagen. Deborah nnd Emilie behaupten, daß sie nichts wissen. Sag' Du mir's also!"

„Was denn, meine Theure?"

„Als ich im Winter nach Hause kam, flüsterten die Leute etwas über den Papa und die Damen des Kalkhauses. Sie thaten alle so geheimnißvoll, daß ich nichts Bestimmtes erfahren konnte. Jan war der Aergste, er hat mir durch sein hartnäckiges Schweigen nur Tantalusqualen verursacht. Sag' mir, was war das für eine Geschichte, die man sich so geheimnißvoll in die Ohren raunte?"

Lionels Stirne verdüsterte sich unwillkürlich, er versuchte die kleine Wolke zu verscheuchen und blickte seine Frau mit einem freundlichen Lächeln an.

„Ich weiß von keiner erzählenswerthen Geschichte, Sybille."

„Aber das ist gewiß, daß man sich eine erzählte."

„Jan — dem durch seinen beständig unmittelbaren Verkehr mit Doktor West dessen Privatverhältnisse besser bekannt sein dürften, erzählte eine Geschichte, daß Doktor West den Kamin im Kalkhause in die Luft gesprengt und dadurch die Hausleute gegen sich aufgebracht haben sollte."

„Ich bitt' Dich, Lionel. Sprich diesen Unsinn nicht nach. Du bist nicht Jan," sprach Sybille etwas verdrießlich. „Ich fürchte, der Papa wird Gelder von ihnen geborgt und nicht zurückbezahlt haben," fügte sie mit leiser Stimme hinzu. „Aber ich würde es keinem Andern sonst sagen. Was glaubst Du?"

„Wenn meine Frau mir erlaubt, ihr das zu sagen, was ich denke, so sage ich ihr, daß es ihre Pflicht und gewiß auch die meinige ist, in Doktor West's Angelegenheit,

die er durchaus verschwiegen haben will, nicht weiter einzudringen. Ist's vielleicht nicht so Sybille?"

Sybille lächelte und hielt ihm ihr Gesicht zum Kusse hin. —

„Ja, Du hast Recht, Lionel."

Mehr durch einen innern Trieb als durch irgend eine Veranlassung geleitet, zog es sie unwiderstehlich zu ihren Schätzen hinauf, die so eben von Mademoiselle Benoite's Meisterhand von der Verborgenheit in Kisten, Schachteln und Cartons an's Tageslicht befördert wurden, und sie eilte hinauf um diesen höchst interessanten Enthüllungs- und Entwicklungsprozeß mit anzusehen.

Lionel setzte seinen Hut auf und schlenderte die Straße hinab.

Der Gedanke überkam ihn plötzlich, daß er gut thun würde, seine Mutter alsogleich zu besuchen. Er wußte, wie streng und genau sie es mit seinen Besuchen nahm, und wie eifersüchtig sie darüber war, daß er in der letzten Zeit nicht so oft in ihrer Gesellschaft sein konnte.

Er hoffte, die Spaltung, die durch die Heirathsepisode entstanden war, bald wieder in's Gefüge bringen zu können und freute sich vom ganzen Herzen, seine Mutter wieder sehen zu können.

Als er auf die Hauptstraße einlenken wollte, begegnete er dem Vicar von Deerham, dem ehrwürdigen Herrn James Bourne.

Sie begrüßten sich gegenseitig mit einem freundlichen Händedruck. Ihre Unterhaltung fiel natürlicherweise gleich auf die Mormonengeschichte, die sie mit großem Eifer und lebhaftem Interesse besprachen.

Währenddem sie mit einander plauderten, bemerkten sie den früheren Verwalter Roy, der eben die Straße nach dem nächstgelegenen Feld einbog.

„Mein Bruder sagte mir, daß Mrs. Roy auch schon bei diesen Auswanderern gewesen, und nur durch die recht-

zeitige Intervention ihres Mannes davon abgehalten und zurückgebracht worden wäre," bemerkte Lionel.

„Wie es sich mit ihrem Weggehen oder Zurückkommen verhalten mag, weiß ich nicht," entgegnete Mr. Bourne, ein Mann mit blassem Gesicht und eisengrauen Haaren, „daß sie aber wirklich die Absicht hatte mitzugehen, das glaube ich selbst."

Er sprach die letzten Worte mit bedeutungsvoller Miene und gesenkter Stirne.

Lionel hörte ihm aufmerksam zu.

„Sie hat mir am Abend vor dem allgemeinen Aufbruch einen geheimen Besuch in der Pfarre abgestattet," setzte der geistliche Herr fort. „Ich war in meinem Studierzimmer mit Lesen beschäftigt, als plötzlich Jemand an die Glasthür tappte und sich dann hervorstahl. Es war Mrs. Roy. Sie zitterte am ganzen Körper und sah ganz verstört aus. Sie befand sich fast in demselben Zustand der Aufregung, in welchem sie sich an jenem Abend, wo das Verhör wegen Rachel Frost's Tod in Wernerskron gepflogen wurde, erschienen sein soll. Sie sprach in doppelsinnigen Ausdrücken von einer Reise, die sie vorhabe, und von welcher sie schwerlich mehr zurückkommen dürfte, und lenkte dann das Gespräch auf jene Nacht."

„Die Nacht des Verhörs?" frug Lionel ungeduldig.

„Die Nacht des Verhörs — das heißt, die Nacht des Unglücksfalles," erwiederte Mrs. Bourne. „Sie sagte, sie wünschte mir ein Geheimniß anzuvertrauen, welches sie früher noch keiner Seele mitgetheilt und welches sie bei ihrer lebenslänglichen Entfernung von Deerham sich verpflichtet fühlte einer verläßlichen Person anzuvertrauen um im Nothfalle davon Gebrauch machen zu können. Das Geheimniß, welches sie im Laufe des Gespräches mir mittheilte, lief dahin hinaus, daß Fritz Massingbird derjenige war, der an jenem Abend mit Rachel Frost am Weidensumpfe einen heftigen Wortwechsel hatte."

„Aber — wenn das wahr wäre, warum hat sie es nicht damals ausgesagt?“ frug Lionel.

„Das war Alles was sie sagte, und sie wollte nicht weiter ausgeforscht sein.“

„Im Nothfalle, ehrwürdiger Herr, falls Jemand wegen dieser That beschuldigt werden sollte, so sagen Sie, daß Ihnen Dinah Roy mit ihrem letzten Athemzuge in Deerham bestätigt hat, daß Fritz Massingbird an jenem Abend mit Rachel Frost zusammen war. Das sind ihre eigenen Worte.“

„Ich habe sie, nachdem Mrs. Roy fort war, zu Papier gebracht. Wie ich Ihnen sagte, sie ließ sich in keine weitere Erörterung ein und schlüpfte gleich wieder zur Thüre hinaus.“

„War sie zurechnungsfähig?“

„O ja! sie sprach ganz vernünftig und wie ich glaube, auch wahrheitsgetreu. Als ich am andern Morgen von der Mormonen-Auswanderung hörte, da konnte ich mir erst erklären, warum sie von ihrer Reise in so zweideutiger Weise gesprochen, weil sie die Absicht hatte, mitzuwandern. Aber wohl gemerkt, Mr. Werner, ich habe es nur Ihnen und sonst keiner Seele weiter mitgetheilt. Es wäre zwecklos, die Geschichte von Neuem wieder aufzufrischen. Ob Fritz Massingbird mit Rachel beisammen war oder nicht, ob er in irgend einer Weise schuldig oder ganz unschuldig war, kann uns wenig frommen.“

„Gewiß,“ antwortete Lionel, „Sie haben wohl gethan. Bewahren wir Mrs. Roy's Geschichte vorläufig als ein Geheimniß.“

Sie schieden von einander.

Lionel nahm in Gedanken vertieft seinen Weg nach Deerham Court. Bei ihm war es längst schon ausgemacht, daß Fritz an dieser That nicht schuldlos war.

Fünfzehntes Capitel.

Lionel bittet um Verzeihung.

Lady Werner empfand, wie es vor ihr Viele schon empfunden, daß ein Unglück selten allein kommt.

Gleichzeitig mit dem großen Unglücke, welches sie wegen Lionel's Heirat traf, beinahe gleichzeitig mit der Rückkunft des jungen Ehepaares nach Wernerskron, widerfuhr ihr noch eine anderweitige Kränkung.

Hätte Lady Werner mit wirklichem Unglück im Leben zu kämpfen gehabt, sie würde vielleicht dem Kampfe unterlegen sein, vielleicht aber auch nicht.

Es ist möglich, daß Lionel's Verbindung mit Sybillen ein wirkliches Mißgeschick war, aber dies auch zugegeben, können wir in dem andern Begegniß durchaus keinen Unglücksfall, und am allerwenigsten für Lady Werner herausfinden.

Lady Werner zählte zu jener Gattung von Frauen, welche ihre halbe Lebenszeit mit Plänen und Projekten zubringen, gleichviel, ob es sich darum handelt, ein Blumenbeet anzulegen oder ein Heiratsprojekt auszuführen.

Nachdem Lady Werner's langer und mit besonderer Vorliebe gehegter Heiratsplan an dem hartnäckigen Widerstande ihrer Tochter gescheitert war, wendete sie sich mit erneuerter Kraft einer andern Aufgabe zu, der Aufgabe nämlich, Miß Lucy Tempest's zukünftiges Lebensglück zu gründen.

Sie würde es als eine unverantwortliche Vormundschaftspflicht betrachtet haben, wenn sie es nicht zu Stande gebracht hätte, Miß Lucy ihrem Vater, dem Obersten Tempest, bei seiner Rückkunft nach England als Frau oder mindestens als verlobt vorstellen zu können. Sehr oft quälte sie jetzt der Gedanke, daß es denn doch erwünschter gewesen wäre, wenn Lionel, anstatt Sybille West, Miß Lucy geheiratet hätte.

Es liefert dies einen neuen Beweis, wie sehr wir gewöhnt sind, gewisse Dinge nicht nach ihrem wirklichen Werthe, sondern nur relativ und vergleichsweise zu beurtheilen; denn es hat eine Zeit gegeben, wo Lady Werner Lionel's etwaige Absichten auf Miß Lucy in hohem Grade gemißbilligt hätte.

Und warum? Weil Miß Lucy nach Lady Werner's Denkungsweise in socialer Beziehung eine minder schätzenswerthe Acquisition für ihren Sohn gewesen wäre, als die ihr damals in Aussicht gestandene Partie mit der Tochter der Gräfin von Elmsley geschienen hatte. Allein das war vorüber, und sie wußte, daß sie mit all' ihren Reden die von ihrem Sohne eingegangene Messalliance nicht mehr rückgängig machen könnte.

Nachdem ihr Vorhaben mit Lionel und Decima so total mißlungen war, suchte sie sich Miß Lucy zum Zielpunkt ihrer Pläne und Entwürfe aus. Hier glaubte sie noch eine tabula rasa zu finden. Doch sollte sie sich bald überzeugen, daß sie sich auch hierin einer bloßen Täuschung hingegeben hatte.

Es wurde ihr nämlich in der Person des Viscount Garle, Sohn des Grafen Elmsley eine glänzende Partie offerirt. Ein junger Mann im Alter von achtundzwanzig Jahren und von angenehmen Aeußern, der sehr oft bei Lady Werner auf Besuch war. Er stand sogar eine Zeit lang in intimer Beziehung zu Deerham Court, und war

ohne alle Ziererei, wie die eigenen Söhne ein- und ausgegangen.

Lady Werner und Decima wußten von dieser Periode etwas zu erzählen, von dem alle Andern keine Ahnung hatten. Wie dieser junge Mann vor etwa vier oder fünf Jahren Decima vom Grunde seines Herzens geliebt und sie ihn ausgeschlagen hatte, trotz seiner aufrichtigen Liebe, seiner glänzenden Stellung, und trotz Lady Werner's heftigem Unwillen!

Lord Garle selbst wollte eine lange Zeit nicht an diese ablehnende Antwort glauben, bis er sich eines Tages in Lady Werner's Abwesenheit durch eine kurze vertrauliche Unterredung mit Decima die Ueberzeugung verschaffte, daß es ihr voller Ernst war, und daß er jede Hoffnung auf ihren Besitz aufgeben müsse. Seit jener verhängnißvollen Unterredung mußte er, so schwer es ihm auch fiel, sich allmählig daran gewöhnen, ihr nicht als Freier, sondern als ein liebender Bruder zu begegegnen.

Diese kleine Episode blieb vor aller Welt ein Geheimniß. Decima und Lady Werner hatten sich zum Stillschweigen einverstanden, und Lord Garle hatte gewiß reinen Mund gehalten.

Nächst Lionel hatte Lady Werner Niemanden so lieb als Lord Garle. Sie interessirte sich für ihn weit mehr als für den ungeschliffenenen Jan, und er wurde sonach als ein liebgewordenes Familienmitglied betrachtet.

Lord Garle, welcher während Miß Tempest's ersten Aufenthaltsjahres in Deerham Court — somit auch während der ganzen Dauer von Lionel's Krankheit — von der Heimat abwesend gewesen, und erst ungefähr um die Zeit von Sybillen's Heimkehr zurückgekehrt war, hatte bei erneuerten und oftmals wiederholten Besuchen in Deerham Court Miß Lucy Tempest kennen gelernt und mit der Zeit sich dermaßen an den Umgang mit ihr gewöhnt daß er sie hoch schätzte und liebte.

Wenn auch die Liebe zu ihr nicht so intensiver Natur war, wie jene, die er einst für Decima fühlte — eine Liebe wie die erste, wiederholt sich im Leben nicht mehr — so war sie doch warm und innig gefühlt. Und so kam es denn, daß Lord Garle bei einer passenden Gelegenheit mit seinem Heiratsantrag herausgerückt war.

Das war ein Triumph für Lady Werner! Nächst Decima — auf welche sie für immer die Hoffnung aufgegeben hatte — würde sie es Miß Lucy am liebsten gegönnt haben, von Lord Garle gewählt zu werde. Welch' ein Triumph für den Obersten Tempest, sie bei seiner Rückkunft als Vicounteß Garle präsentiren zu können!

Das Herz überströmte ihr von Wonne und Entzücken, und sie konnte sich nicht enthalten, eine darauf bezügliche Aeußerung vor Miß Lucy fallen zu lassen.

„Aber ich werde ihn nicht heiraten Lady Werner," wendete Lucy auf die gemachte Aeußerung ein.

„Sie werden ihn nicht heiraten, Lucy? Er hat mir seine Absichten mitgetheilt, bevor er noch mit Ihnen sprach."

„Hat er mit Ihnen gesprochen?"

„Ja," antwortete Lucy. „Aber ich kann ihn nicht annehmen."

„Sie können nicht! Was sprechen Sie da?" rief Lady Werner erstaunt.

„Ich bitte Sie, liebe Lady Werner, ereifern Sie sich nicht! Ich könnte Lord Garle durchaus nicht heiraten."

„Und warum könnten Sie ihn nicht heiraten?" frug Lady Werner mit vor Zorn bleichen Lippen.

„Ich bin ihm nicht geneigt," stammelte Lucy.

„Nicht geneigt!" wiederholte Lady Werner. „Was ist denn an dem Lord Garle auszusetzen, daß Ihr jungen Wesen ihm nicht geneigt sein könnt?" Sie erinnerte sich wahrscheinlich an Decimas einstmalige Abweisung und sprach deßhalb in der vielfachen Zahl. „Er hat ein gefälliges Aussehen und ist ein liebenswürdiger, sensibler Mann. Ich kenne

in der ganzen Grafschaft keinen so interessanten jungen Mann, Lionel Werner ausgenommen."

Lucy's Gesicht hatte bei den zuletzt gesprochenen Worten schnell die Farbe gewechselt. „Hätte ich gewußt, daß er damit umgeht, Ihnen einen solchen Antrag zu stellen, so hätte ich ihn gewiß davon abgehalten; nachdem meine abschlägige Antwort Ihnen so unangenehm zu sein scheint. Es thut mir sehr leid, Lady Werner, wenn ich Ihnen dadurch Verdruß gemacht habe."

„Es scheint wirklich, als wenn ich dazu bestimmt wäre, stets immer Aerger und Verdruß haben zu müssen. Ueberall Widersprüche und Widerwärtigkeiten. Einmal von dieser, einmal von jener Seite; nichts als Qual und Kummer! Was haben Sie dem Lord Garle zur Antwort gegeben?"

„Ich sagte ihm, daß ich ihn nicht heiraten werde, weil ich ihm auch nie ganz gut sein könnte. Er meinte zwar, daß wenn ich ihm auch jetzt noch nicht so gut wäre, ich's wohl später werden könnte, allein ich glaubte ihm sagen zu müssen, daß dies ganz unmöglich wäre. Ich bin ihm sehr gut als Freundin; das ist aber auch alles."

„Warum sind Sie ihm nicht gut?" wiederholte Lady Werner.

„Ich weiß nicht," flüsterte Lucy, die mit gesenkten Blicken, wie eine Angeklagte vor Lady Werner da stand.

„Wollt Ihr Euch selbst zu alten Jungfrauen machen. Sie und Decima? Ein hübsches Paar werde ich da an Euch haben! So gequält, so geplagt war ich in meinem ganzen Leben nicht, als jetzt."

Lucy brach in Thränen aus. „Ich wollte, ich könnte zum Papa nach Indien gehen!" schluchzte sie.

„Wissen Sie, welches Glück Sie von sich gestoßen haben?" frug Lady Werner. „Sie hätten die Gemalin eines Pairs von England werden können. Sein Vater wird ja nicht ewig leben und der Titel geht dann auf den Sohn über".

„Ich kümmere mich nicht darum eine Pairsfrau zu werden,“ seufzte Lucy. „Und ich mag ihn nicht.“

„Mama, bitte sagen Sie ihr nichts mehr,“ bat Decima. „Lucy verdient nicht getadelt zu werden. Wenn sie dem Lord Garle nicht geneigt ist, so konnte sie ihn doch nicht heiraten.

„Natürlich verdient sie keinen Tadel, das meinen Sie, Miß Werner! Du verdientest gewiß auch keinen Tadel, als Du einen gewissen Jemand den wir beide kennen ausgeschlagen? O das wußte ich, daß Du ihre Partei nehmen werdest! Der junge Bitterworth wollte sich Dir anbieten, aber Du ließest ihn fahren, wie Du es mit andern gemacht hast. Und verweigertest noch obendrein, irgend einen Grund anzugeben. Bist ein sehr folgsames Kind, Decima!“

Decima, die einzusehen begann, daß sie mit ihrer Fürsprache ihrer Freundin eher schaden als nützen könnte, verhielt sich ruhig und antwortete nicht mehr auf die feinen Nadelstiche ihrer Mutter.

„Ich kann nicht zugeben, daß die Sache auf diese Weise endigen solle,“ fing Lady Werner wieder von vorne an. „Sie müssen Ihren Entschluß nochmals erwägen und Lord Garle wieder zurückberufen.“

Diese Worte erschreckten Miß Lucy.

„Ich kann nicht! Ich kann nicht, Lady Werner!“ jammerte sie. „Ich bitte dringen Sie nicht in mich, es werde ja nichts nützen.“

„Ich muß in Sie dringen,“ antwortete Lady Werner. „Ich darf nicht zugeben, daß Sie Ihre ganze Zukunft durch eine kindische Laune verscherzen sollten. Wie könnte ich es auch vor dem Obersten Tempest verantworten?“

Sie rauschte nach diesem feierlichen Schluß zur Thür hinaus, und Lucy von einer überwältigenden Gemüthsstimmung hingerissen, warf sich an Decimas Busen und hauchte da die langverhaltenen Seufzer aus. Decima preßte

sie an sich und strich ihr sanft die Haare von der Stirne weg.

„Was ist's, das Dich in der letzten Zeit so betrübt gemacht Lucy?“ frug Decima mit Rührung und Sanftmuth. „Ich weiß, daß Dich irgend ein geheimer Kummer drückt. Ich habe Dich im Stillen bewacht. So munter und fröhlich Du Dich auch stellst, wußte ich doch, daß es nicht vom Herzen kam, und bloß zum Schein gewesen war.“

Lucy entzog sich Decima's Blicken.

„O Decima! Wenn ich nur zum Papa wieder zurück könnte! Wenn ich nur von hier weggehen, und beim Papa bleiben könnte!“

Diese kleine Episode fand an dem Tage statt, an welchem Lionel mit seiner Frau von Paris ankam. Am folgenden Morgen wiederholte sich die Scene. Sie waren gerade mitten in derselben, das heißt, Lady Werner die in diesem Stück ganz allein beschäftigt war, während Lucy im Schweigen verharrte und passiven Widerstand leistete, war mitten in der Scene, als Lionel in Deerham Court anlangte, um seiner Mutter einen Besuch abzustatten.

„Ich bestehe darauf, Lucy, daß Sie ihren unbedachtsamen Entschluß wiederrufen,“ sagte Lady Werner. „Und wenn Sie Lord Garle nicht alsogleich acceptiren wollen, so lassen Sie sich doch wenigstens Zeit, darüber reiflich nachzudenken. Ich werde Lord Garle davon informiren, daß Sie dies auf meinen Wunsch gethan haben.“

„Ich kann nicht,“ antwortete Lucy in einem entschlossenem fast heftigen Tone. „Ich — Sie dürfen nicht böse darüber sein, Lady Werner — Wirklich — ich bitte Sie vielmals um Entschuldigung das ich so zu Ihnen spreche. Ich — ich will nicht.“

„Wie können Sie es wagen — Lucy —“

Ihre Ladyschaft wurde durch das plötzliche Oeffnen der Thüre gestört.

Sie sah sich nach dem unberufenen Störer um. Es war der Diener.

„Mr. Werner, Mylady."

Wie schön nahm sich Lionel aus als er näher auf die Damen zutrat. Seine Gestalt, schlank, edel und einnehmend wie immer, schien in Lucy's Augen nie schöner, ja vielleicht nie so schön, als in diesem Momente gewesen zu sein. Arme Lucy! Sie wußte nicht, daß Lionel von der Reise schon zurück war und sie war daher bei seinem Eintritt so überrascht, daß sie ihre Aufregung kaum bemeistern konnte.

Er neigte sich zu seiner Mutter herab, küßte sie, drehte sich um und reichte Lucy seine Hand zum Gruße. Er sah animirt, fröhlich und zufrieden aus. Zweifelsohne ein ganz glücklicher junger Ehemann.

„Wann bist Du denn angelangt, Lionel?" frug Lady Werner.

„Gestern Abends gegen zehn Uhr. Wie gut Sie aussehen, liebe Mutter!"

„Ich bin etwas aufgeregt," sprach Lady Werner mit angegriffener Stimme. „Wie sieht's in Paris aus? Hast Du Dich gut unterhalten?"

„In Paris ist's heiß und staubig. Wir haben uns sehr gut unterhalten," antwortete Lionel im Plural, während Lady Werner ihre Frage nur an ihn allein gerichtet hatte. „Wo ist Decima?"

„Decima wird gewiß eines oder das andere mit Jan zu thun haben," antwortete Lady Werner. „Er macht das ganze Haus rebellisch. Da braucht er Kleien zu Umschlägen, dann wieder Leinwand zum Verband, und entschuldigt sich immer damit, daß er zu Hause bei Doktor West gar nichts bekommen konnte. Er ist Armenarzt und sollte nicht den Proviantlieferanten machen. Aber alles Reden und Zurechtweisen ist bei ihm umsonst, gerade so viel als wenn man zu dem Tisch hier spräche. Was glaubst Du hat er dieser Tage gethan. Er ging zu den leichtsinnigen Kelly's denen

der Hausherr alle Zimmermöbeln und den ganzen Hausrath gepfändet hat, und fand die Frau, die an einer bösen Brust oder sonst was litt, auf den bloßen Bett ohne Decke liegend. Im Hause war nicht einmal ein Gluthpfännchen, um im Nothfalle heißes Wasser bereiten zu können. Mein lieber Jan lauft davon, kommt mit Dampfesschnelle hieher geschritten, zerrt von Katharinen's Bettstätte eine Polster und eine Bettdecke hervor, poltert in die Küche und reißt von den aufgehängten blank geputzten Kochgeschirren eine Pfanne herunter. Und wirst Du das glauben, was ich Dir jetzt sagen werde, Lionel, nein gewiß nicht, Niemand würde es auch glauben. Er machte aus Polster und Decken ein Bündel, nimmt es unter einem Arm, in die andere Hand die etwas lose in Papier gewickelte Pfanne, die er wahrscheinlich um seine Kleider vor jeder Berührung mit der rußigen Außenseite zu schützen in horizontaler Lage und in ellenweiter Distanz vor sich hält. Ich glaubte ich müßte vor Scham umsinken als ich ihn in diesem Aufzuge über die Straße nach dem Kalkhause gehen sah. Niemand würde ihn für Deinen Bruder oder meinen Sohn gehalten haben."

Lucy, die selbst Augenzeuge dieses Spektakels gewesen war, mußte bei der Erinnerung an Jan's sonderbaren Aufzug hell auflachen.

Auch Lionel wurde durch diese lebhafte Schilderung zum Lachen angeregt.

Lady Werner, die es mit ihrer Anklage ernst meinte und nicht im geringsten die Absicht hatte Heiterkeit erregen zu wollen, konnte die fröhliche Stimmung der jungen Leute nicht vertragen.

„Lionel, Du würdest gewiß nicht gelacht, und Dich eben so wie ich darüber gekränkt haben. Denk' Dir ihn in diesem abenteuerlichen Aufzug auf offener Straße, wo ihm so viele Bekannte begegnen mußten. Ich weiß nicht was es ist; aber es scheint, als wenn ihm ein gewisses Gefühl ganz abginge! Du weißt doch, daß er gewöhnlich bei der Hinter-

pforte hereinzukommen pflegte. An dem Tageaber, wahrscheinlich der rußigen Pfanne wegen, die er wie ein herumziehender Kesselflicker im Triumphe vor sich hintrug, sollte das Hauptthor benützt werden! Und das that er auch. Es ersparte ihm einige Schritte, und er ging da hinaus ohne auch nur eine Spur von Verlegenheit zu zeigen. Aus meinem Hause, Lionel! Ich glaube es hat noch keinen Menschen gegeben der so baar jedes Gefühles für Anstand und Schicklichkeit gewesen wäre, wie Dein Bruder Jan es leider ist. Ich bin überzeugt, wenn in dem Momente ein Wagen mit Besuch im Hofe vorgefahren wäre, er würde indeß seine schmierige Pfanne über die Schulter geschwungen und in diesem Aufzuge den Leuten die Hand zum Willkommen angeboten haben. Ich hatte in der Nacht darauf ein fürchterliches Alpdrücken, Lionel. Ich träumte von einer Riesengestalt die mich verfolgte, und in einemfort Pfanne und Theekessel nach mir schleuderte."

„Jan ist wirklich ein ganz komischer Geselle," sagte Lionel in zustimmendem Ton.

„Das Fatalste bei der Sache ist, daß man ihn nicht zur Raison bringen kann," resumirte Lady Werner. „Er hat gar keinen Sinn für Anstand, und weiß auch nicht zu unterscheiden was schicklich oder unschicklich ist. Ich glaube, er würde im Stande sein mit diesem schmierigen Kessel durch das ganze Dorf zu wandern, und dabei so wenig verlegen sein, als trüge er Ihrer Majestät Krone auf einem Sammtkissen."

„Ich weiß nicht, ob ihn die Krone nicht mehr verlegen machen würde als der Kessel?" entgegnete Lionel lachend.

„O gewiß, das sieht ihm gleich.

„Hast Du gehört, wie schändlich ein Theil der Deerhamer Bevölkerung sich benommen hat und nächtlicherweise aufbrach und zu den Mormonen hinaus wanderte?" fügte Mylady hinzu.

„Jan hat mir davon erzählt. Durch diese Geschichte bekömmt Deerham einen Ruf in der Welt. Nancy von Wernerskron ist auch mitgegangen.“

„Armes irregeleitetes Mädchen!“ rief Lady Werner vor sich hin.

„Man erzählt sich im Dorfe eine sehr amusante Geschichte von Pekaby's Frau. Die sollst Du Dir von Decima nacherzählen lassen. Aber ich weiß nicht, wo sie dann gar so lange bleiben mag?“

Lucy stand von ihrem Sitze auf.

„Ich werde sie aufsuchen gehen, Lady Werner.“

Sie hatte noch kaum das Zimmer verlassen gehabt, als Lady Werner sich zu Lionel wendete, Ton und Manier ganz änderte, und mit sichtlicher Erregung sprach:

„Du machtest früher die Bemerkung, daß ich wohl aussehe, und ich sagte Dir darauf, daß ich aufgeregt wäre. Weißt Du weshalb, Lionel? Vor lauter Aerger und Verdruß. Keine Woche vergeht fast, wo nicht eines oder das andere vorfällt, worüber ich mich kränken muß. Und so geht diese ewige Quälerei in einem fort, bis ich zu Tode gemartert sein werde.“

„Was ist denn vorgefallen?“ frug Lionel etwas erstaunt.

„Ach, es ist wegen Lucy Tempest. Sie ist mir anvertraut worden, und ich bin natürlich dafür verantwortlich. Sie hat keine Mutter, ich fühle mich daher dem Obersten Tempest und meinen eigenen Gewissen gegenüber verpflichtet, Mutterstelle bei ihr zu vertreten und für ihre Zukunft Sorge zu tragen. Sie wird bald ihr zwanzigstes Jahr erreichen und obwohl ich überzeugt bin, daß sie Niemand ihrem Aussehen nach für so alt halten würde, so glaube ich doch, daß es die höchste Zeit ist, sich um ihre künftige Lebensstellung zu kümmern. Nun hör' einmal, wie die Sachen stehen. Lord Garle hat sich in sie verliebt, und hat gestern um ihre Hand angehalten. Du mußt doch selbst

zugeben, daß eine glänzendere Partie kaum denkbar ist, und doch hat sie den jungen Lord ausgeschlagen."

„Wirklich!" erwiederte Lionel, der gezwungen war, etwas erwiedern zu müssen, aber herzlich wünschte, daß Lady Werner ein anderes Gespräch wählte.

„Wir hatten gestern schon einen heftigen Auftritt, und wiederholten heute Morgens die ganze Scene, die aber durch Deine Dazwischenkunft wieder unterbrochen wurde. Ich redete ihr zu, ihn anzunehmen, oder sich mindestens Zeit zu nehmen, um über die Vortheile dieser Verbindung reiflich nachdenken zu können. Sie ist aber so eigensinnig, weder auf das eine noch auf das andere eingehen zu wollen; sie sagt nur, daß sie ihn durchaus nicht annehmen mag. Ich kann mir nicht denken, welche Motive sie dazu veranlaßt haben konnten. Es wird wohl kaum ein Mädchen in der ganzen Grafschaft sein, das nicht vor Freuden hüpfen würde, wenn man ihr eine Partie wie Lord Garle in Aussicht stellte!"

„Ich denke ganz so wie Sie," erwiederte Lionel, in seiner Zerstreuung an dem Handschuh zupfend.

„Ich bitt' Dich Lionel, sprich nur mit ihr, frag' sie, warum sie ihn ausschlägt. Trachte ihr Raison —"

„Ich mit ihr sprechen!" unterbrach sie Lionel, etwas zurückfahrend.

„Ich kann nicht mit ihr darüber sprechen, Mutter. Das ist nicht meine Sache. — —"

„Gerechter Himmel, Lionel! Wirst Du auf einmal ein ungehorsamer Sohn? Und noch dazu in einer ganz unbedeutenden Sache! — Unbedeutend, insofern es Dich betrifft. Wäre es eine Lebensfrage für Dich, so ließe ich mir noch diese Pflichtverletzung gefallen. Ich würde auch dann nichts anderes erwartet haben."

Das war ein geschickter Hieb auf Lionels Heiratsgeschichte.

„Wenn Sie mit Ihren triftigen Argumenten nicht durchgegriffen haben, werde ich mit den meinigen wahrscheinlich noch weniger ausrichten,“ antwortete Lionel in dem Sinn, als könnte er auf Miß Lucy gar keinen Einfluß üben.

„Du irrst Dich bedeutend Lionel. Ich bin dessen gewiß, daß Du bedeutenden Einfluß auf sie habest.“

„Ich habe diese Bemerkung zum ersten Male zu der Zeit gemacht, als Du krank warst, und sie und Decima sehr oft bei Dir waren. Seit jener Zeit hat sie es in hundert kleinen Dingen verrathen. Sie hält große Stücke auf Dich, und huldigt unbedingt Deinem Geschmacke. — Es ist auch ganz natürlich. Sie hat keinen Bruder, und hat sich daran gewöhnt, Dich als solchen zu betrachten.“

Lionel hatte auch diese Hoffnung in seinem Herzen genährt, daß sie ihn nur als Bruder betrachte.

Lady Werner fuhr fort:

„Ein Wort von Dir dürfte von großem Erfolge sein, und es ist mein Wunsch, Lionel, daß Du dieses Wort an sie richtest. Setze ihr die Vortheile dieser Verbindung auseinander, sag' ihr, daß Du zu ihr sprechest wie ein Vater zu seiner Tochter; bewege sie dazu, daß sie Lord Garle ihr Jawort gibt, oder ihn wenigstens nicht unbedingt ohne vorhergegangener reiflicher Ueberlegung ausschlägt, und andere Gründe vorbringt, als das ewige: „Ich mag ihn nicht.“

„Sie war in der vergangenen Nacht schrecklich aufgeregt, und war nahe daran, in hysterische Zustände zu gerathen. Decima sagte mir dann, daß ihr nichts anderes auf dem Herzen liege, als der Wunsch zu ihrem Papa nach Indien zu gehen.“

„Mutter, Sie wissen, welches Vergnügen es mir machen würde, jeden Ihrer Wünsche erfüllen zu können, aber das ist wirklich kein passender Gegenstand für mich,“ sprach Lio-

nel, dessen Wangen eine plötzliche Röthe überflog, mit gesteigerter Entschiedenheit.

„Warum nicht?“ sprach Lady Werner stolz, indem sie Lionel scharf in's Gesicht sah, und eine Antwort erwarkete.

„Ich halte es nicht für passend. Auch würde Lucy meine etwaige Intervention kaum gerechtfertigt finden.“

„Aber Lionel, Du scheinst die Sache schlecht aufzufassen. Ich wünsche ja nur, daß Du statt meiner mit ihr redest, gerade so, als wärst Du ihr Vater, und mit einem Wort, vertritt Vaterstelle bei ihr. Auf das was Lucy davon denken oder nicht denken wird, darauf kommt's nichts an, das hat nichts zur Sache. Lucy ist so wenig sophistisch so und einfach in ihrer Denkungsweise, daß wenn ich ihr sagen möchte, ich wünsche, daß sie meiner Kammerjungfer Therese vorlesen solle, sie es als ganz schicklich und passend finden würde.“

„Ich würde nur ungern —“

„Schweig, Lionel, Du mußt es thun. Hier ist sie.“

„Ich konnte Decima nirgends finden Lady Werner,“ sagte Lucy im Hereintreten.

„Als ich das ganze Haus schon durchstöbert hatte, sagte mir dann Katharina, daß Miß Werner ausgegangen wäre. Sie hatte irgend einen Gang für Jan zu verrichten.“

„O natürlich, immer nur für Jan.“

„Siehst Du, Lionel,“ sprach Lady Werner, die dann zu Miß Lucy sich wendend fortsetzte:

„Lucy, ich habe Lionel mit der Angelegenheit zwischen Ihnen und Lord Garle bekannt gemacht. Ich habe von ihm verlangt, daß er mit Ihnen über diesen Punkt spreche, sich Ihrer präcisen Gründe und Einwendungen vergewissere, und diese dann — so weit es ihm möglich ist, zu widerlegen, und zu beseitigen. Jetzt kannst Du Dein Glück versuchen, Lionel!“

Lady Werner verließ das Zimmer, und ließ sie beide allein zurück. Hier standen sie wie zwei Statuen, sich einander gegenüber. Lionels Herz drohte zu bersten. Sie sah so unschuldig, so gutmüthig aus in ihrem zarten Morgenkleide mit den grauen Bändern, und den weißen Spitzen, welche ihren kleinen schönen Arm nur halb bedeckten. Einfach wie dieser Anzug war, so übertraf er, was feinen Geschmack anbelangt, zehnmal doch Sybillen's erkünstelte Pariser Morgentoilette. Ihre Wangen glühten, und ihre Hände zitterten, wie sie da stand in ihrem Selbstbewußtsein. Lionel stand wie an die Stelle gebannt. Er versuchte einigemal etwas zu sagen, aber er konnte in seiner Verlegenheit nicht eine Silbe hervorbringen.

Die Ueberzeugung von der schmerzlichen Wahrheit, daß sie ihn wirklich liebte, drang ihm in diesem Momente erst recht in's Herz, und suchte sich darin festzusetzen. Er machte in diesem Augenblick auch noch die bittere Erfahrung an sich, daß Lucy ihm theurer und werther sei, als die ganze Welt. Alle seine früheren Versuche, diese trübe Ahnung zu verscheuchen, alle Vorsätze über diesen Punkt hinauszugehen, und nicht dabei verweilen zu wollen erwiesen sich als eitel und nichtig; er hatte Sybille zum Weib gewählt, und ihn marterte jetzt der Gedanke, daß er Lucy mehr als Sybillen, nnd mehr als alle Geschöpfe der Welt liebte.

Er näherte sich ihr, indem er der Thüre zuschritt, und legte seine Hand sanft auf ihr Haupt.

„Möge Gott mir verzeihen Lucy," brach es hervor von seinen bleichen zitternden Lippen.

„Meine eigene Strafe ist viel schwerer als die Ihrige."

Es bedurfte nach keiner Seite hier einer weiteren Erklärung. Sie waren sich ihrer gegenseitigen Liebe, ihres tiefernsten Schmerzes so klar und deutlich bewußt, als hätte ein stundenlanger Dialog zwischen ihnen stattgefunden. Lucy saß; nachdem die Thüre sich hinter ihr schloß, in stilles Hin-

brüten versunken. Von den vielen trüben Gedanken, die im Stillen an ihrem Geist vorüberzogen, mochte wohl der überwiegend gewesen sein, wie es denn möglich sein wird, dieses lange traurige und öde Stück Leben, das sie noch vor sich hatte, durchmachen zu können!

Und Lionel! Lionel schlug Jan's Lieblingsweg durch das Hinterpförtchen ein, und schlich sich in ein schmales finsteres Gäßchen, wo kein Aug' und Ohr auf ihn gerichtet war. Er entblößte sein Haupt, warf seinen Ueberrock zurück, und schnappte nach Luft um freier aufathmen zu können. Das Gefühl der Unruhe und der Selbstanklage lag ihm drückend schwer auf der Seele.

Sechszehntes Capitel.

Pächter Blow's weißgeschwänzter Pony.

Lionel Werner befand sich gerade in einer jener Gemüthsstimmungen, die man um alles in der Welt los zu werden sucht. Das Gewissen drückte ihn sehr schwer. Nicht genug, daß er sein eigenes Lebensglück zerstört, sondern er hatte auch das Lebensglück dieses herrlichen Geschöpfes getrübt und vielleicht vernichtet. Wie viel hätte er nicht darum gegeben, das was er in den letzten Monaten vorgenommen, wieder ungeschehen zu machen!

Er wagte es nicht einmal, sich zu gestehen, ob es besser gewesen, wenn er Lucy nie gekannt oder Sybille nicht geheiratet!

Doch war das Unheil nun einmal vollbracht, und als Ehrenmann durfte und konnte er es nicht ungeschehen machen.

Er mußte es so gut es eben angehen wollte, in Geduld und Schweigen ertragen.

Sonderbar ist es, daß er sich gerade in dieser Gemüthsstimmung in Pekaby's Laden hinein verirrte. Mrs. Pekaby saß etwas rückwärts vor der offenen Ladenthüre und ächzte und winselte so erbärmlich, daß es einen Stein hätte erbarmen können. Ob dies nun aus Kummer oder vor körperlichem Schmerz geschah, wollen wir vorläufig unerörtert lassen.

Lionel erinnerte sich an die Geschichte mit dem weißen Esel, und um sich zu zerstreuen und einen Augenblick zu unterhalten, trat er mit der Absicht in den Laden, die gute Frau in Examen zu nehmen. Er begann daher damit, die gute Frau, die ihren weißen Esel so schmerzlich erwartete, zu fragen, wie es ihr einstweilen gehe.

Mrs. Peckaby erhob sich von ihrem Sessel, machte einen tiefen Knix und setzte sich dann wieder. Sie befand sich offenbar im Zustande der größten Aufregung.

„Ach, gnädiger Herr," begann sie schluchzend, „ich habe gerade das Scheitern aller meiner Hoffnungen erlebt. Ich sehe plötzlich den weißen Schweif eines Pony und denke, das ist der weiße Esel, der mich abholen soll, um mich nach Neu-Jerusalem zu bringen; allein er hat mich schön aufsitzen lassen. Sie wissen vielleicht, gnädiger Herr, daß mich ein weißer Esel nach Neu-Jerusalem bringen soll?"

„So höre ich," erwiederte Lionel, indem er trotz seines tiefen Kummers ein Lächeln kaum unterdrückte. „Gedenken Sie aber den ganzen Weg auf dem weißen Esel zurückzulegen?"

„Das ist etwas, was vor mir verheimlicht wurde, gnädiger Herr. Der Mann, den Bruder Jarrum zu diesem Zwecke an mich geschickt, hatte keine darauf bezügliche Enthüllungen. Wie übrigens ein vierfüßiges Thier, das nicht schwimmen kann, so mir nichts dir nichts fortkommen soll, weiß ich freilich nicht und wage auch nicht, es zu erklären. Ich für meinen Theil bin ganz zufrieden, wenn meine Stunde kommt, und werde mich dann gläubig auf den

Weg machen und mich dem verheißenen Thiere anvertrauen. Mein Mann, gnädiger Herr, ist leider ein gottloser Lästerer. Erst gestern Abends, als ich sagte, daß das arme Thier, wie Bileams Esel in der Bibel, Mirakel verrichten werde, lachte und spottete er mich aus und sagte, er möchte wohl den Esel sehen, ob er nun dem Bileam oder dem Bruder Jarrum gehört, der hinüber nach Amerika schwimmt und nicht gleich Anfangs, noch bevor er an's Land kommt, untersinkt. Ich wundere mich, wie die Kirche bei solcher Gotteslästerung nicht über ihn zusammengestürzt ist, um seinen Kopf zu zerschmettern. Was mich für meine Person betrifft, so bin ich glücklich in meinem Glauben, und sobald der weiße Esel nur kommt, werde ich ihn ohne alle Furcht besteigen."

„Was gedenken Sie denn dann in Neu-Jerusalem zu finden?"

„Fragen Sie, lieber, gnädiger Herr, was ich dort nicht zu finden hoffe. Wernerskron ist, mit Euer Gnaden Erlaubniß, im Vergleiche zu Neu-Jerusalem ein armes Nest. Dort ist Alles im Ueberfluß und in vorzüglicher Güte. Ich hätte dem Bruder Jarrum Tage und Jahre lang zuhören können, wenn er uns die Herrlichkeiten von Neu-Jerusalem in so lebhafter Weise schilderte, daß wir Alles, was er uns erzählte, mit leibhaftigen Augen zu sehen glaubten. Hier zu Lande sind wir armen Weiber verachtete, halbverhungerte und elendigliche Sklavinnen, während wir in Neu-Jerusalem die Weiber von Heiligen werden, die uns gut halten, schön kleiden und gut nähren, wo wir den ganzen lieben Tag nichts zu thun haben und ungestört in unserem schönen Stübchen sitzen können. Ja, Peckaby! ich muß dem gnädigen Herrn erzählen, was mich in Neu-Jerusalem erwartet, damit er den Unterschied zwischen meiner jetzigen Lage und meinen Hoffnungen für die Zukunft begreift. Je früher ich von hier fortkomme, desto glücklicher werde ich sein."

Diese letzten Worte schienen an den gestrengen Gemal gerichtet worden zu sein, der eben in die Stube trat und noch ganz schmutzig von der harten Arbeit war, die er den Tag über verrichtet hatte.

Er schien offenbar in guter Laune zu sein. Ein Lächeln umspielte seinen Mund, als er die Mütze vor dem jungen Gutsherrn lüftete. Der Mormonenschwindel machte ihm, wie den andern Ehemännern, offenbar viel Spaß.

Mr. Peckaby war nach Hause gekommen, um den Thee zu nehmen, allein er sah nirgends eine Spur, daß derselbe bereits angerichtet worden, und wäre der junge Gutsherr nicht zugegen gewesen, so hätte es über diese Nachlässigkeit gewiß Schläge oder wenigstens Scheltworte abgesetzt.

Mit Peckaby war seit einiger Zeit eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Früher ein schüchterner, unselbstständiger, unter dem strengen Pantoffel seiner Frau stehender Mann, war er jetzt gerade das Gegentheil und ein wahrer Haustyrann geworden.

Ob nun die beständige Traurigkeit seiner Frau oder das Beispiel anderer Männer diesen Heroismus in ihm hervorgerufen haben, ist schwer zu bestimmen. Thatsache aber ist, daß er nicht mehr unter dem Pantoffel seiner Frau stand.

„Denk' Dir, Mann, was mir heute geschehen ist. Ich sitze da und sehe ein Thier mit einem weißen Schweif vorübergehen. Ich denke halt, das ist der Vierfüßler, der mich abholen soll. Ich war ganz erschrocken. Du darfst mir's glauben. Es ist schon seitdem eine Stunde vorüber und ich sitze noch immer da und weine mir fast die Augen aus."

„Warum denn? War's nicht Dein Vierfüßler mit dem weißen Schwanz?" fragte Mr. Peckaby in spöttischem Tone.

„Nein,“ erwiederte sie mit einem tiefen Stöhnen „Gott sei's geklagt, es war nur der weiße Pony vom Pächter Blow.“

„Der war's? Nun, der ist jetzt in der Schmiede, wo er beschlagen worden und wo ihm jetzt noch der Schwanz aufgeputzt werden soll.“

„Ich möchte Jemandem, der ihm den verwünschten Schweif abschneidet, einen Schilling geben,“ rief Mrs. Peckaby ärgerlich aus. „Der macht mir immer Schrecken und Angst, weil ich glaube, es ist der rechte . . . O, wie sehne ich mich schon nach dem weißen Esel, der mich nach Neu-Jerusalem bringen soll.“

„Wünscht der gnädige Herr ihr nicht auch Glück auf die Reise?“ rief Mr. Peckaby lebhaft mit den Augen zwinckernd. „Das Weib hat oben in ihrer alten Schürze ein nagelneues Kleid eingewickelt liegen, das sie und ein Rudel alter Weiber in einem Nachmittag fertig gemacht haben, um bei der Ankunft des weißen Esels bereit zu sein und es sogleich anziehen zu können. In dem schönen Kleid will sie die große Reise antreten.

„Nun frage ich aber, gnädiger Herr, wie wird das schöne Kleid aussehen, wenn sie in demselben den weiten Ritt auf dem Rücken des weißen Esels machen soll?“

„Schweig Peckaby! Du bist ein Spötter!“ rief seine zärtlichere Ehehälfte ganz erbittert. „Erinnere Dich an die Zweiundvierzig Männer die von den Bären aufgefressen wurden, weil sie sich über den Propheten Elischah lustig gemacht haben.“

Nur mit großer Mühe konnte Lionel seine ernste Haltung bewahren.

„Mrs. Peckaby,“ begann er endlich, „glauben Sie nicht, daß Sie die Segnungen und Annehmlichkeiten von Neu-Jerusalem eher genossen hätten, wenn Sie geraden Weges mit den andern fortgezogen, anstatt jetzt Tage und Wo-

chen lang auf die Ankunft des weißen Esels warten zu müßen?"

„Sie haben sie ja sitzen gelassen und sind auf und davon gezogen!" schrie Peckaby, sich vor Lachen schüttelnd. „Während sie geschlafen, sind sie alle mit einander durchgegangen."

„Das ist nicht wahr!" schrie die gute Frau ganz entsetzt, „es ist dem Bruder Jarrum geoffenbart worden, es so und nicht anders zu machen. Hören Sie ihn nicht an, gnädiger Herr! Bruder Jarrum hat so wenig eine Idee davon gehabt, mich sitzen zu lassen, als ich eine Idee habe, hier zu bleiben vorausgesetzt natürlich, daß mich der weiße Esel abholt."

„Aber warum sind Sie also nicht gleich mitgezogen?" frug Lionel abermals.

„Ich will Ihnen Alles erzählen, gnädiger Herr. Ich und Bruder Jarrum standen auf dem besten Fuße, d. h. er benahm sich gegen mich, wie ein Gentleman und sprach nie ein Wort, das mich beleidigen hätte können. Ich wußte nichts davon, daß sie in der gewissen Nacht aufbrechen werden und auch Bruder Jarrum hatte keine Ahnung davon, wenn uns auch Peckaby das Gegentheil weiß machen will. In dieser Nacht, es war in der Nacht vom Donnerstag auf den Freitag ist kein Mensch zu Bruder Jarrum gekommen, mit Ausname des bleichen Fräuleins, das Doktor West behandelt hat. Sie blieb einige Minuten bei ihm. Dann kam Bruder Jarrum heraus und sagte, er werde wahrscheinlich den ganzen Abend ausbleiben, aber er kam doch später wieder zurück; wenigstens kann ich's beschwören. Ich habe ihm dann noch die Kerze in die Hand gegeben und eine gute Nacht gewünscht, dann habe ich weiter nichts gehört, bis ich am Morgen aufstand. Das erste, was mir in die Augen fiel war die offene Zimmerthür und das gänzlich unberührte Bett. Er hatte in dem Bette offenbar nicht geschlafen. Ich laufe hinunter auf die Gasse und höre, daß der Zug in der

Nacht aufgebrochen und nach Heartberg gewandert ist, um von dort mit der Eisenbahn nach Liverpool zu gehen. Ich habe geglaubt, der Schlag rührt mich, als ich diese Geschichte hörte."

„Darauf folgte," schaltete Peckaby gutmüthig ein, „das größte Geheul und Geschrei, das ich je gehört habe. Ich war gerade bei der Arbeit in der Schmiede und habe es bis dorthin gehört. Wir haben dort anfangs gedacht, daß das Haus in Flammen steht . . ."

„Das Geschrei dauerte aber nicht lange," rief Mrs. Peckaby triumphirend. „Gott sei's gedankt, daß ich zu weinen aufhören konnte; denn sonst hätten sie mich noch an diesem Tage in den Sarg gelegt. Ein Herr kam plötzlich auf mich zu. Es war ein Bruder Mormone, der eigens zu Fuß von Heartberg gekommen war. Bruder Jarrum hatte ihn eigens zu mir geschickt. Wie er mir sagte, ist dem Bruder Jarrum die Offenbarung geworden, noch in derselben Nacht aufzubrechen, mich aber ausdrücklich zurück zu lassen. Eine höhere Mission, sagte er, glaube ich, sei mir zu Theil geworden. Ich sollte nämlich auf einem weißen Esel nachkommen und sie in Neu-Jerusalem treffen. Er schärfte mir ein, mich bereit zu halten, um sogleich, sobald der Esel bei der Thüre anhalten wird, aufsteigen und fortreiten zu können."

Lionel mußte über diese Einfalt herzlich lachen. Das Weib erzählte diesen Blödsinn in so bestimmter Weise und schien selbst daran am meisten zu glauben.

Des jungen Gutsherrn Heiterkeit verletzte sie nicht wenig und sie rief daher:

„Nun, was denken Sie davon, gnädiger Herr?"

Daß sich ihr Mann über diesen weißen Esel lustig machte, war ihr am Ende gleichgültig, weil er es nicht besser verstand, aber von dem jungen Gutsherrn erwartete sie wenigstens eine Zustimmung zu ihrem Benehmen und sie wiederholte daher die Bitte an den gnädigen Herrn, ihr zu sagen, was er von der ganzen Geschichte halte.

„Nun, wenn Sie es durchaus wissen wollen,“ erwiederte Lionel, „so muß ich gestehen, daß ich Ihre gute Meinung für Bruder Jarrum nicht theile, sondern vielmehr glaube, daß er Sie getäuscht hat und die einfältige Geschichte von dem weißen Esel nur erfunden hat, um Ihnen den Mund zu stopfen, damit sie seinen Abzug mit den andern nicht stören . . .“

Mrs. Peckaby fing heftig zu schluchzen an und schrie: „Nein, das kann nicht sein! Wie können Sie, gnädiger Herr, auch nur so hartherzig sein, als die andern? Warum hatte Bruder Jarrum die Andern mitgenommen und mich zurückgelassen?“

„Das ist Bruder Jarrums Sache. An ihm ist's sich darüber zu rechtfertigen. Ich für meinen Theil behaupte, daß es so aussieht, als ob er Sie im Stich lassen wollte.“

Nur Peckaby warf einen Blick des Einverständnisses auf den jungen Gutsherrn und sprach mit großer Selbstgefälligkeit: „Ich hab' dem Kerl, dem Bruder Jarrum am Tag vor dem Aufbruche gesagt, daß ich ihm, falls er sich unterstehen sollte, mein Weib mitzunehmen, nacheilen und Hals und Beine brechen werde. Sie war gerade nicht zu Hause und ich habe den Bruder Jarrum in seinem Zimmer erwischt, hab' dann die Thür zugeschlagen und ihm meine Meinung gesagt. Die Aussicht, von mir zum Krüppel geschlagen zu werden, schien ihn sehr zu beunruhigen. Er kannte mich und wußte, daß ich Wort halten werde. Die schwere Eisenstange, die ich gerade in der Hand trug, erfüllte ihn mit gewaltigem Respekt. Die Männer von den andern Weibern mögen sich bei der Geschichte verhalten wie es ihnen in den Kram paßt; ich aber hatte nicht Lust, mir mein Weib von diesem Heiligen des jüngsten Tages entführen zu lassen und sagte ihm darum lieber meine Meinung. Habe ich nicht Recht gehabt, gnädiger Herr?“ Der würdige Gatte hatte seiner Frau während dieser Enthüllun-

gen einen höhnischen Blick zugeworfen, daß der armen Frau schließlich denn doch ein Licht aufgehen mußte.

„Ich glaube, daß Sie, lieber Peckaby ganz recht gehabt, Ihr Hausrecht gegen diesen Heuchler zu wahren.“

„Ich werde diesem Erzschelm schon ein's zeigen, diesem saubern Heiligen, diesem Lumpenpack!“

Ehe Lionel Miene machte, sich zu entfernen, sagte er noch in begütigendem Tone zu Mrs. Peckaby: „Ich an Ihrer Stelle würde mir den weißen Esel aus dem Kopf schlagen, und nicht weiter auf seine Ankunft warten.“

„Aber er kommt ja, er kommt ja, gnädiger Herr!“ rief sie, indem sie die Ohren, die sie während Peckaby's gotteslästerlicher Rede mit den Fingern zugestopft hatte, wieder frei machte. Ich bin stolz darauf zu wissen, daß er trotz all' dem, was Peckaby lästerlicher Weise gesagt, doch kommen wird und bin auch stolz darauf, daß ich mich nicht abhalten lasse, ihn zu erwarten.“

„Wenn das hier nicht der weiße Esel ist, so weiß ich, nicht,wie er denn aussehen soll?“ rief Lionel, indem er mit scheinbarem Ernst auf ein Geschöpf deutete, das die Straße herangeeilt kam.

In der That wurde ein mit einer Art weißen Schweif versehenes Thier auf der Gasse bemerkt. Mrs. Peckaby warf einen freudigen Blick aus dem Fenster, sprang von ihrem Sitze auf und lief keuchend von innerer Aufregung und Glaubenshitze aus dem Zimmer. Aber welche Enttäuschung harrte ihrer auf der Gasse, die sie mit einem Satz erreicht hatte. Es war abermals Pächter Blow's weißgeschwänzter Pony! Der Pony schien offenbar keine Lust nach den Freuden des heimischen Stalles zu verspüren, denn er sträubte sich aus allen Kräften gegen die Zumuthungen eines kleinen Jungen, der ihn nach Hause führen wollte. Die arme abermals getäuschte Frau Peckaby's setzte sich nieder und brach in heftiges Schluchzen aus.

Siebzehntes Capitel.

Unter der Last der Schande erdrückt.

Als Lionel weg war, begann Peckaby, der bisher vergebens auf seinen Thee gewartet, seiner Ungeduld Luft zu machen. „Was ist's denn mit dem Thee, warum ist er noch nicht fertig?"

„Hast Du menschliches Gefühl im Herzen? Kann ich mich mit einem so deschwerten Gemüthe vor's Feuer stellen und den Kessel anhängen?"

Peckaby dachte einige Augenblicke nach, dann sprach er: „Ich habe nicht übel Lust, Dich durchzuprügeln."

„Versuch's nur einmal, Du hast Dich früher nicht unterstanden, Deine Hand an mich zu legen und wirst es auch heute nicht wagen. Jeder andere Mann, der nicht ein solcher brutaler Kerl ist, wie Du, würde sein armes Weib in solcher Lage trösten. Wenn ich einmal weg nach Neu-Jerusalem bin, wirst Du es schon bitter bereuen, daß Du Dich so schmählich gegen mich benommen."

Diese Worte schienen offenbar eine gute Wirkung hervorgebracht zu haben; denn er änderte Ton und Haltung und sprach: „Ich glaube es ist endlich Zeit, daß diese Narrenspossen ein Ende nehmen. Wir haben wirklich schon genug davon. Was glaubst Du, erwartet Dich in Neu Jerusalem? Was für ein Leben wirst Du dort führen?"

„Ein herrliches Leben!" erwiederte sie mit einem dem Himmel zugewendeten gläubigen Blicke.

„Bruder Jarrum glaubt, daß der oberste Prophet ein Auge auf mich geworfen hat. Die Weiber leben dort, wie der liebe Gott in Frankreich.“

Peckaby verzog den Mund zu einem höhnischen Lächeln. Die Antwort schien ihn sehr zu amüsiren.

„Du erbärmliches, unwissendes Geschöpf, Du bist in ein Narrenhaus gerathen, das ist die ganze Geschichte, Du kennst doch Marie Green?“

„Was ist's mit der?“ frug Mrs. Peckaby überrascht.

„Du kennst auch die Nancy von Wernerskron, die gleichfalls durchgegangen ist und ein halbes Dutzend junger hübscher Mädchen, deren Namen Dir vielleicht einfallen werden, denk' nur, was Du dazu sagen würdest, wenn ich sie allesammt heirate und zu Dir nach Hause bringe. Glaubst Du, daß man's im Hause vor Lärm und Spektakel aushalten können wird!“

„Halt Dein ungewaschenes Maul, Peckaby. Wie kann man nur eine solche Erzdummheit begehen, mehr als ein Weib in's Haus zu bringen? Hat denn das Gericht nichts darein zu reden.“

„Freilich hat das Gericht etwas darein zu reden, denn wir haben ja Gesetze, die das strenge verbieten. Ein Haus, das mehr als ein Weib beherbergt, ist der Hölle oder der Salzseestadt zu vergleichen, von der Dir nun so viel erzählt worden ist.“

„Schäm', Dich doch, Du ruchloser Mann.“

„Das zu sagen braucht man sich nicht zu schämen, denn es ist die reine Wahrheit,“ erwiederte Peckaby ganz bedächtig. „Bruder Jarrum hat, wenn ich nicht irre, gesagt, daß jedes Weib ihr eigenes Sitzzimmer hat; wozu glaubst Du denn?

„Weil sie die Weiber fern von einander halten müssen, damit sie sich nicht gegenseitig Schaden zufügen, oder einander beißen, kratzen und die Augen ausreißen, Du möchtest eine saubere Figur unter ihnen spielen. Ehe Du's einen

Tag ausgehalten, möchtest Du Dich schon wieder nach Hause wünschen. Darum sei kein Narr, Weib, und nimm Raison an."

„Werde Du gescheit, Mann! Ich wundere mich, daß Du Dich nicht vor Gottes Strafgericht fürchtest, Lug und Trug bleibt nie ungestraft."

„Erinnere Du Dich, Weib, an die Zeit, wo wir hier im Laden Kundschaften vollauf zu bedienen hatten. Eines Tages hast Du gesehen, oder hast Dir's eigentlich eingebildet, daß ich ein sauberes Mädchen, das da im Winkel gestanden, geküßt habe. Himmel war das ein Spektakel und ein Lärm! Die ganze volle Woche hindurch ist Dir die Zunge nicht stille gestanden. Bist Du vor Galle und Aerger nicht schon verrückt geworden. Und was würdest Du dann erst sagen, wenn ich acht oder zehn verheirathete Frauen, wie Du es bist, in's Haus nehmen möchte?

„Du bist ein Narr, Peckaby, der Fall ist ein ganz anderer!"

„Wo liegt der Unterschied? Männer sind Männer und Weiber sind Weiber. Hier, sowie draußen. Ich könnt' auch sagen, ich habe Visionen und Offenbarungen und könnte ebenfalls einen schmierigen Rock und ein weißes Halstuch und ähnlichen Krimskram anziehen und mich aufputzen, wie ein Pfau und könnte mich am Ende auch für einen Propheten ausgeben, aber was wäre dabei gewonnen?

„Ich frage Dich, was der Unterschied wäre. Könnte ich denn nicht eben so gut ein schlechterer Mann sein, als ich es jetzt bin, höchstens, daß ich ein größerer Heuchler sein müßte! Saubere Heilige und Propheten müssen das sein. Werde lieber vernünftig, Weib, und kümmere Dich um diesen Plunder nicht weiter!"

„Ich brauche nicht vernünftig zu werden, ich habe meine fünf Sinne beisammen!" erwiederte Susanna in eben so entschiedenem Tone, als ob sie nicht übel Lust hätte, ihren Mann gründlich durchzuprügeln.

Peckaby wollte die bereits erlangte Herrschaft über seine Frau nicht fahren lassen und sprach:

„Ja wohl, Du mußt den Verstand verloren haben, Weib, wenn Du glaubst, daß ein Leben in Gesellschaft dieses Ungeziefers draußen etwas besser ist, als die leibhaftige Hölle. Es kann auch nicht anders sein, denn es wäre sonst gegen die weibliche Natur. Wenn Du wahnsinnig vor Eifersucht wirst, weil Du Dir eingeredet hast, daß ich einen unschuldigen Kuß auf die Wange eines jungen Mädchens gedrückt, was wird's erst geben, wenn ich mir noch ein paar Weiber in's Haus nehme. Die Leute erzählen, daß jeder Heilige ein hübsches paar Weiber hat. Manche sollen vier bis fünf, andere sogar bei siebenzig Stück in ihrem Harem haben. Darum sage ich Dir, Weib, es setzt eine tüchtige Tracht Prügel, wenn Du diese Dummheiten nicht fahren lassen wirst. Ohnedieß bist Du der Gegenstand des Gelächters im ganzen Orte.“

Nach dieser Standrede stürzte er zur Thüre hinaus, um in der nächsten Kneipe eine Herzstärkung anstatt des Thees zu suchen, für den bei der Gemüthsstimmung seiner Frau für heute sehr wenig Aussicht vorhanden war.

Mrs. Peckaby brach in Thränen aus und bat den weißen Esel in den rührendsten Ausdrücken, sich ja recht bald einzufinden und sie nach Neu-Jerusalem zu bringen.

Lionel hatte sich mittlerweile nach Roy's Wohnhaus begeben. Roy war jedoch gerade nicht zu Hause, wogegen seine Frau anwesend war. Das auf dem Tisch ausgebreitete Theezeug deutete übrgens darauf hin, daß er jeden Augenblick eintreffen mußte, um seinen Thee einzunehmen.

Seine Frau saß mit schlaff herunterhängenden Armen, in tiefes Nachdenken versunken auf einem alten Lehnsessel.

Als Lionel die Thür öffnete, sprang sie erschrocken von ihrem Sitze auf. Sie hatte den jungen Gutsherrn offenbar für ihren Mann gehalten und war daher mit allen Zeichen

der Angst aufgesprungen. Als sie Lionel endlich erkannte, machte sie einen tiefen Knicks und sprach:

„Roy ist nicht zu Hause, gnädiger Herr. Es kann sein, daß er nicht lange ausbleibt; denn um diese Stunde pflegt er gewöhnlich zu kommen, doch ist kein Verlaß darauf."

Lionel blickte in's Zimmer hinein und sah, daß Roy's Weib allein zu Hause war.

Die Gelegenheit schien ihm günstig, sich über die Enthüllungen, die ihm der Pfarrvicar einige Stunden vorher über Rachel Frost's Tod gemacht, in's Examen zu nehmen. Er schloß daher die Thüre ab, trat ihr näher und begann:

„Ich habe ein Paar Worte mit Euch zu reden, liebe Frau. Sagt mir einmal im Vertrauen, aus welchen Gründen habt dem Pfarrvicar mitgetheilt, daß sich Fritz Massingbird mit Rachel Frost in der Nacht, wo sie ermordet worden, beim Weidensumpf befunden?"

Mrs. Roy stieß einen kleinen Schreckensruf aus, und warf ihre Schürze auf's Gesicht, um ihre Verwirrung zu verbergen, allein Lionel war so ungalant, ihr die Schürze herunterzureißen. Ihr Gesicht war todtenbleich geworden.

„Ihr werdet die Güte haben, Mrs. Roy, mir auf meine Fragen eine bestimmte Antwort zu geben."

Ihre Lippen zitterten, als sie endlich mühsam Worte fand, um dieser Aufforderung nachzukommen.

„Ich hab' einen bösen Traum gehabt, gnädiger Herr. Ich bin überhaupt stark herabgekommen. Diese Mormonen haben meinen armen Kopf ganz verdreht. Man kennt sich nicht recht aus damit, und thät' nicht wissen, was man davon glauben soll oder nicht. Und was ich von Roy's Jähzorn ausstehe, davon haben Sie keinen Begriff, gnädiger Herr. Dazu kommen noch andere Sorgen und Kümmernisse, die mich ganz verstimmt haben. In dieser Gemüthsstimmung habe ich einen bösen Traum gehabt, und bin gleich zum Herrn Vicar gelaufen, um mein Herz vor ihm auszuschütten. Hintendrein aber hat's mich gewaltig ge-

reut, und ich hab' mich geärgert, daß ich so einfältig gewesen, dem guten Herrn so viel närrisches Zeug vorzuplaudern."

Trotz dieser langen Entschuldigungsrede merkte Lionel doch, daß das einfältige Weib mehr wußte, als sie gestehen wollte, er dämpfte daher seine Stimme, und sprach zu ihr:

„Bei all' dem will's mich immer bedünken, als ob Ihr Euch vor Jemandem fürchtet, der Euch hindert auszusagen, was Ihr von jener unglückseligen Geschichte zu erzählen wisset. Damals schon habt Ihr so erschrocken gethan, und ich möchte denn doch einmal wissen, was dahinter steckt."

Das Weib zitterte an allen Gliedern. Endlich sprach sie: „Roy macht mir immer so viel Angst. Er droht mir in einem fort, mich zu prügeln. Bald droht er mir mich zu erdrosseln, bald wieder, daß er mich zu Tod prügeln wird. Darum bin ich in beständiger Angst, und fürchte mich so schrecklich vor ihm."

„Das ist eine ausweichende Antwort. Warum solltet Ihr Euch fürchten, mir endlich reinen Wein einzuschenken? Ihr wißt ganz gut, daß ich Niemandem bisher ein Unrecht zugefügt habe, und auch keinen Mißbrauch des Vertrauens verüben würde. Was geschehen ist, kann nicht mehr gutgemacht werden. Was in jener Nacht geschehen, gehört der Vergangenheit. Wenn Ihr trotzdem einiges Licht auf die Ereignisse desselben werfen könnt, so ist dies auch Eure Pflicht. Doch verspreche ich Euch jedenfalls das Geheimniß, das Ihr mir anvertraut, gewissenhaft zu bewahren."

„Aber gnädiger Herr," erwiederte das Weib schluchzend, „ich weiß ja kein Wort von der Geschichte jener Nacht und wußte auch damals nichts davon!"

„Halt Weib! das ist nicht wahr. Ich war damals schon fest überzeugt, daß Ihr schon mehr wußtet, als Ihr zu erzählen geneigt waret, und bin noch heute dieser Ansicht."

„Nein, gnädiger Herr, ich kann nicht mehr sagen, als ich damals gethan und selbst, wenn Sie mich in Stücke zerschlagen. Ich habe einen bösen Traum gehabt, und bin dann schnurstracks, wie eine Närrin zu Mr. Bourne gelaufen. Mehr weiß ich nicht. — —“

Sie warf abermals die Schürze über den Kopf, um ihr Gesicht zu verbergen, als sie plötzlich einen Schrei ausstieß, zitternd von ihrem Sessel aufsprang und ganz erschreckt vor Lionel hintrat.

„Um Gottes Willen, gnädiger Herr!“ rief sie händeringend, „reden Sie nur nichts vor ihm.“

Sie schien ihren Mann vom Fenster aus erblickt zu haben, und war daher aus Furcht vor der angedrohten Züchtigung so heftig aufgeregt. Als Roy in die Stube trat, und den jungen Gutsherrn erblickte, zog er grüßend die Mütze ab und sprach:

„Ich hoffe, daß Euer Gnaden glücklich von der Reise angekommen sind.“

„Ich danke Euch, Roy. Es sind mir einige Papiere bezüglich des Pachtvertrages des Pächters Hartrighs vorgelegt worden, die Eure und nicht die Unterschrift der seligen Mrs. Werner tragen. Dies begreife ich nicht und bin gekommen, Euch zu fragen, was es damit für ein Bewandtniß hat.“

Roy dachte ein wenig nach und sprach dann:

„Ich glaube, daß ich die Papiere für die selige Mrs. Werner unterschrieben habe.“

„Da habt Ihr etwas gethan, wozu Ihr durchaus kein Recht habt. Ihr habt meines Wissens nie die Vollmacht bekommen, im Namen und an die Stelle von Mrs. Werner zu unterschreiben.“

„Wenn ich unterschrieben habe, so muß mir die selige Frau gewiß die Vollmacht dazu gegeben haben; denn wenn sie krank war, oder keine Lust hatte etwas zu thun, so hieß

es immer: Roy machen Sie dies, und Roy machen Sie jenes!"

„Trotz All' dem bleibe ich dabei, daß Mrs. Werner Euch keine Vollmacht gegeben, in ihrem Namen zu unterschreiben. Indessen ist sie jetzt todt und kann nicht leicht zur Rede gestellt werden; das wißt Ihr so gut als ich, und darum sagt Ihr auch, daß Ihr von ihr ermächtigt worden seid, zu unterschreiben, obgleich Ihr ganz gut wissen werdet, daß dies nicht wahr ist. Kommt morgen zu mir nach Wernerskron und seht Euch die Papiere an."

Mr. Roy erklärte, daß er zur bestimmten Stunde im Herrenhause erscheinen werde, worauf sich Lionel entfernte und auf dem Heimweg durch die Felder strich, um seinen Gedanken desto freier nachgehen zu können.

Die Gedanken, die ihn bestürmten, waren nicht sehr erfreulicher Natur, und so sehr er sich auch Mühe gab, sein Verhältniß zu Lucy und seine übereilte Heirat zu vergessen, so wollte ihm dies doch nicht recht gelingen. Um sich zu zerstreuen, wollte er seine Gedanken bald auf die tragi-komischen Leiden der auf ihren weißen Esel harrenden Mrs. Peckaby, bald auf die mysteriösen Enthüllungen der ängstlichen Mrs. Roy fixiren, aber es gelang ihm nicht einen andern Gedanken, als an Sybille und Lucy festzuhalten. Mißmuthig nahm er den Hut vom Kopfe, und unbekümmert darüber, ob er sich wieder einen Sonnenstich zuziehen werde, strich er das Haar von seiner heißen Stirne. Es nützte Alles nichts, und ganz erdrückt von der Wucht seines herben Looses, trat er endlich den Heimweg an.

Als er nach Hause kam, fand er seine Frau am Schreibtische sitzend und sehr eifrig mit der Ausfertigung von Einladungsbriefchen beschäftigt. Sie blickte von ihrer Arbeit auf und rief:

„Aber Lionel, warum bist Du so lange ausgeblieben? Ich habe wahrhaftig schon geglaubt, daß Du nicht mehr zurückkommst."

Er küßte sie und sagte ihr, daß er bei seiner Mutter gewesen war und dann noch einige Geschäftswege besorgt hätte.

Obgleich ihm sein Gewissen sagte, daß er eine Andere mehr lieben würde, als Sybillen, so sollte sie doch keine Verminderung und Abnahme seiner Zärtlichkeit empfinden. Im Gegentheil ermunterte ihn dies ihr desto größere Beweise der Zärtlichkeit zu geben.

„Aber was bist Du denn so geschäftig, mein theurer Schatz?“ frug er plötzlich.

„Ich schreibe Einladungskarten.“

„Einladungskarten! Ehe noch die Leute bei Dir vorgesprochen?“

„Sie können dies nun thun, wenn Sie der Einladung Folge leisten. Ich habe eben Mary Tynn gefragt, über wie viele Betten ich verfügen kann. Ich lade mir die Gäste gleich auf einen Monat ein. Aber um's Himmels Willen, warum schaust Du so sauertöpfisch d'rein?“

„Ich denke wir werden jetzt, wo wir unser Haus kaum erst betreten haben, glücklicher sein, wenn wir uns keine Gäste einladen.“

„Nein, nein, wir werden uns behaglicher fühlen, wenn wir das Haus voll Gäste wissen. Wir werden darum nicht minder oft beisammen sein. Ich habe für mein Leben Besuche gern.“

„Wenn Du, liebes Weibchen, Dich um mich so sehr kümmern würdest, wie ich um Dich, so möchtest Du in diesem Augenblicke den Mangel an Besuchern durchaus nicht empfinden.“

In der That wäre ihm bei seiner gegenwärtigen Gemüthsstimmung ein Haus voll Gäste sehr unangenehm gewesen, und er fühlte sich überzeugt, daß Lucy gewiß nicht darauf gedrungen hätte, ihm ein Haus voll Gäste einzuladen. Er bat sie daher, die Einladungen wenigstens noch um einige Wochen zu verschieben.

Sybille warf die Lippen auf und sprach:

„Das Predigen nützt Dir nichts, Lionel. Wenn Du ein zänkischer Mann werden willst, so werde ich es sehr bedauern, Dich geheiratet zu haben. Fritz hat mir nie so langweilige Vorlesungen gehalten.“

Lionel wurde feuerroth im Gesichte.

Sybille, welche fühlen mochte, daß sie etwas zu weit gegangen war, streichelte ihm die Wangen und sprach in einschmeichelndem Tone:

„Nur diesmal mußt Du mir meinen Willen lassen. Wozu hätte ich mir all' die schönen Sachen aus Paris mitgebracht, wenn ich wie in einen Kerker leben sollte und die schönen Kleider Niemandem zeigen könnte? Ich muß mir also Gäste einladen.“

„Mir auch recht,“ erwiederte er nachgebend.

„Das ist brav, mein theurer Lionel! Ich habe es gleich gewußt, daß Du nicht das Zeug in Dir hast, Haustyrann zu werden. Und nun brauche ich noch etwas.“

„Was denn, mein liebes Kind?“

„Einen Cheque.“

„Ich habe Dir ja erst heute Morgens eine Anweisung auf meinen Banquier gegeben.“

„Ja wohl. Das war aber nur für den Haushalt. Jetzt aber brauche ich einen Cheque für mich; denn ich kann doch wohl meine Ausgaben nicht aus den Wirthschaftsgeldern, die ich der Frau Tynn gebe, bestreiten!“

Mit einem gutmüthigen Lächeln im Gesichte setzte sich Lionel nieder, schrieb den gewünschten Cheque und sprach dann im scherzenden Tone zu seiner Frau:

---

*) In England, wo es nicht üblich ist, viel baares Geld im Hause zu halten, werden alle größern Rechnungen durch Anweisungen auf dem Banquier, bei dem man sein Geld deponirt, ausgezahlt. Anmerkung des Uebersetzers.

„Ich weiß wahrhaftig nicht, wozu Du noch Geld ausgeben willst, nachdem Du doch in Paris ein solches Stück Geld für Putzsachen ausgegeben hast. Da Du es jedoch wünschest, sollst Du den Cheque haben. Sage mir aber doch, auf welchen Betrag ich die Anweisung ausstellen soll?"

„Das überlasse ich Dir, wenn Du es anders nicht vorziehst, die Anweisung in bianco auszustellen und mir die Ausfüllung der Ziffer zu überlassen."

Lionel gab darauf keine Antwort, sondern füllte die Anweisung mit der Ziffer von hundert Pfund aus und überreichte sie dann seinem schönen Weibchen mit den Worten:

„Nun, wird dieser Betrag genügen?"

Sie umhalste ihn und überhäufte ihn mit den zärtlichsten Liebkosungen, aber merkwürdiger Weise war er trotz der Küsse, die sie auf seine Lippen drückte, doch tief überzeugt, daß seine Frau ihn nicht liebte.

Achtzehntes Capitel.

Anzeichen von Geldverlegenheiten.

Die herbstlichwarme Nachmittagssonne fiel in hellen Strahlen in das Studierzimmer von Wernerskron und spielte mit Lionel Werner's Haaren. Gebeugten Hauptes und stieren Blickes saß Lionel an seinem Arbeitstische und sah unablässig auf die vor ihm liegenden Briefe und Papiere hin. Seine Gesichtszüge trugen offenbar die Spuren der Mattigkeit und Schlaffheit an sich. War diese unbehag-

liche Stimmung die natürliche Folge seiner angestrengten Tagesarbeit?

Er war zeitlich Morgens mit einigen Freunden auf der Jagd gewesen; es war dies nemlich das erste Rebhuhnschießen, von welchem sie mit ziemlich ergiebiger Beute zurückkehrten. Allein, wenn Lionel auch gleich bei seiner Nachhausekunft die Kleider gewechselt und sich nach seinem Studierzimmer begeben hatte, so war dies immer noch kein genügendes Zeichen der Abspannung seiner Kraft. Oder waren diese abgespannten Züge und die gefurchte Stirn, die sich über die finstern Augenbrauen zusammenzog, etwa das Gepräge und der Ausdruck eines innerlichen Kummers?

Von allen diesen Spuren des inneren Leides, die jetzt auf Lionels Gesicht ausgeprägt waren, war zur Zeit, als wir ihn zum ersten Male sahen, keine Spur zu sehen. Seitdem waren aber zwölf oder vierzehn Monate vorübergegangen, die Lionel zum großen Theil auf Wernerskron verlebt hatte.

Mrs. Werner war von einer quecksilbernen Unruhe und zog die geräuschvollen Vergnügungen der stillen Häuslichkeit, die Lionel geträumt, vor. Sie lebte, im wahren Sinne des Wortes, in Saus und Braus. Ihre Heftigkeit und Extraarroganz fingen geradezu an unnatürlich zu werden, und er wußte nicht, wie er es anfangen sollte, sie zu bändigen und zu bezähmen. Ihre Ehe war bisher kinderlos geblieben, und schien auch für die Zukunft wenig Hoffnung zu versprechen, und Mrs. Werner benützte gerade diesen Umstand zum Vorwande ihrer unausstehlichen Laune und ewigen Zänkereien. Sie liebte es stets Gäste um sich zu haben, und sie gab sich dieser Lieblingsgewohnheit ganz nach Herzenslust hin. Seitdem sie von ihrer Lustreise zurückkehrten bis zum Beginne des Frühjahres war kein einziger Tag vergangen, an welchem Wernerskron nicht von Gästen überfüllt gewesen war. Wernerskron war der Tummelplatz aller Vergnügungslustigen. Ein steter Wechsel, ein ewiges Kommen und Gehen von Gästen. Jung, schön, anmuthig und bezaubernd, wie

Mrs. Werner war, wußte sie sich in ganz kurzer Zeit einen populären Ruf in der ganzen Nachbarschaft zu verschaffen.

Die Damen fanden den Gutsherrn liebenswürdig und die Männer die Hausfrau bezaubernd. Und so sehnte und drängte man sich von allen Seiten nach diesem gepriesenen Eldorado, das zuweilen so überfüllt war, daß Mrs. Thynn, die gesetzte altmodische Haushälterin, die an einen stillen, geregelten und ordnungsmäßigen Haushalt gewöhnt war, schwindlig und in die äußerste Verzweiflung gebracht wurde.

„Es wäre weit angenehmer, wenn wir nur die Hälfte so viel Gäste empfingen,“ hatte Lionel im Winter einmal gewagt seiner Frau zu bemerken, seitdem jedoch von der Erfolglosigkeit seiner Vorstellungen überzeugt, hatte er weiter keinen Versuch mehr gemacht — „angenehmer für die Gäste, angenehmer für uns, und angenehmer für die Dienerschaft.“

„Die Dienerschaft?“ hatte Sybille in leichtfertigem Tone erwiedert. „Das höre ich zum ersten Male im Leben, daß man auch auf das Vergnügen und den Confort der Dienstboten Rücksicht nehmen muß.“

„Ich war wenigens bisher immer darauf bedacht, und hoffe es auch in Zukunft zu sein. Die Leute beklagen sich sehr, Sybille.“

„Beklagen sie sich zu Dir?“

„Ja, das thun sie. Thynn und seine Frau sagen, sie wären schon zu Tode gehetzt, und machen Miene, ihren Platz aufzugeben. Mrs. Thynn ist in einemfort den Insulten Deiner prätentiösen, französischen Kammerjungfer ausgesetzt. Von dem wußte ich natürlich früher gar nichts und es würde Dir gar nicht schaden, wenn Du sie über diesen Punkt selbst aushören wolltest.“

„Ich kann nicht zugeben, daß Benoite einen Widerspruch erfährt. Ich kümmere mich nicht um die Haushaltung, und sie vertritt sonach meine Stelle.“

„Aber Du sollst Dich etwas mehr um die Wirthschaft

kümmern, meine Liebe; wenigstens so weit, um diesen Klagen auf den Grund zu kommen. Vielleicht findest Du dann Mittel, die vielseitigen Beschwerden zu beseitigen."

„Lionel, Du bist sehr rücksichtslos! Wie kannst Du mir zumuthen, daß ich mich mit diesem Zeug abgeben und abquälen soll. Wozu hat man dann die Dienstboten? Das sind Ideen, deren sich ein verknöcherter, alter Junggeselle nicht zu schämen brauchte!"

„Gut, gehen wir auf unsern Hauptgegenstand über. Begnügen wir uns eine Zeit mit der Hälfte der Gäste; und wenn Du es dann nicht in jeder Beziehung besser und angenehmer finden wirst, so will ich kein Wort mehr darüber verlieren."

Es wäre in der That auch schade gewesen, wenn Lionel noch ein Wort darüber gesprochen, und hätte er sich zum ersten Male schon die Mühe ersparen können. Sybille merkte nicht darauf und am wenigsten handelte sie darnach. Sie gab ihm wohl das Versprechen, das nächstemal eine kleinere Anzahl von Gästen zu laden; als aber diese nächste Zeit und mit derselben auch der Besuch kam, stellte es sich heraus, daß die Zahl der Besucher sich vermehrt anstatt vermindert hatte.

Alle Räume im Hause wurden zu Lagerstätten improvisirt, die alte Dienerschaft aus ihren Zimmern verdrängt, und in irgend einem Winkel zusammengepfropft, kurz Konfusion und Verschwendung herrschte in diesem Hause.

Mrs. Thnn wagte es zuweilen sich zu ihrer Gebieterin mißbilligend darüber zu äußern. Alle Frucht und Gemüsegattungen, die „außer Saison" waren, und somit ein fabelhaftes Stück Geld kosteten, die seltensten Speisen und Leckerbissen, von denen man viele in Wernerskron kaum zu benennen, vielweniger zu bereiten verstand, mußten täglich in frischen Sendungen aus fremden Ländern herbeigeschafft werden. Wieder war es Mrs. Thnn, die über diesen verschwenderischen Luxus die Hände zusammenschlug. Mrs. Werner lächelte

vornehm und meinte, Mrs. Tynn brauchte sich nicht zu fürchten, die Rechnungen aus ihrer Tasche bezahlen zu müssen. Die Dienerschaft reichte nicht aus und es mußte die Zahl derselben vergrößert werden.

Dies ging so fort bis im Februar, da fiel Sybillen plötzlich ein, nach London zu gehen, um dort die „Saison" mitzumachen. Und wenn Sybille sich etwas vornahm, mußte es auch geschehen.

Lionel Werner war ein sehr nachgiebiger Gatte geworden. Im Monat Februar gingen sie nach London, wo sich die Ausgaben enorm steigerten. Sybille war in jeder Beziehung verschwenderisch. Lionel war, wenn auch nicht verschwenderisch, so doch bei so mancher Gelegenheit splendid, und im Ganzen nicht sparsam. Es wurde ein mit allem Komfort eingerichtetes Haus in einer gut gelegenen Straße gemiethet. Die ganze Dienerschaft mußte von Wernerskron nach London wandern. Und so gings von einer Unterhaltung zur andern.

Zu Ostern hegte Sybille wieder den Wunsch, Paris zu besuchen, und Lionel konnte nicht umhin, dem Wunsche seiner Gemahlin auf das prompteste nachzukommen.

Sie blieben nur drei Wochen in Paris, Sybille schaffte sich einen zweiten Vorrath von kostbaren Toilettgegenständen an, bei deren Verpackungen Mademoiselle Benoite neuerdings Gelegenheit hatte, ihre Routine zu bewähren. Und von da ging's wieder zurück nach London.

Die Saison dauerte in dem Jahre etwas länger, als gewöhnlich, und zog sich bis August hin. Erst gegen Ende desselben kehrten alle Hausleute nach Wernerskron zurück.

Kaum eine Woche zu Hause, war wieder alles mit Gästen überfüllt. Lionel konnte, als er so nachsinnend an seinem Arbeitstische saß, die animirte Konversation und das laute Gekicher in den anstoßenden Gemächern hören. Die Post, die während seiner Abwesenheit auf der Jagd ange-

langt war, lag in Briefen und Packeten aufgestapelt vor ihm, und er erbrach einen Brief nach dem andern.

Tynn pochte an die Thür und trat mit einem Briefe in der Hand herein.

„Wie, woher kommt dieser Brief?“ frug Lionel, indem er ihn vom Präsentirteller in die Hand nahm. In dem Moment darauf erkannte er die Handschrift seiner Mutter.

„Von Deerham Court, Sir, Mylady's Diener hat ihn gebracht. Er frägt, ob er auf Antwort warten soll.“

Lionel öffnete das Schreiben und las eine Epistel folgenden Inhalts:

„Mein geliebter Lionel. Ich muß schon wieder die Bettlerin machen. Meine Ausgaben überschreiten meine Mittel in einer außergewöhnlichen Weise. Zuweilen denke ich, daß Decima daran schuld sein muß und mache ihr Vorwürfe darüber, daß sie nicht mehr Sorgfalt auf die Haushaltung verwendet. Trotz meines eigenen Einkommens und trotz Deiner freigibigen Zulage, und den nicht unbedeutenden Remunerationen für Lucy's Unterhalt, konnte es mir doch nicht gelingen, Einnahmen und Ausgaben in's Gleise zu bringen. Könntest Du mir also zwei bis drei hundert Pfund zukommen lassen?

Deine Dich zärtlich liebende Mutter

Louise Werner.“

„Ich werde Lady Werner noch heute Nachmittags besuchen, Tynn.“

Tynn zog sich mit der Antwort zurück.

Lionel stützte seine in Falten gelegte Stirne auf die Hand und sprach halblaut vor sich hin:

„Meine Mutter soll das Geld sofort haben, so dringend auch meine anderweitigen Verpflichtungen sein mögen. Ich muß bedenken, daß wenn mein Vater nur noch wenige Wochen länger gelebt hätte, Wernerskron heute vielleicht ihr Witwensitz gewesen wäre. Ich bin froh, daß ich noch im Stande bin, meiner Mutter auszuhelfen. Und wenn ich auch

in Verlegenheit gerathe, so soll ich, und nicht meine Mutter darunter leiden."

Daß diese Zeit der Verlegenheit unvermeidlich über ihn hereinbrechen mußte, wenn er diese Lebensweise noch länger fortsetzte, — darüber gab er sich keiner Illusion hin. Er hatte die Situation ganz richtig aufgefaßt, und wurde sich ganz klar darüber. Indeß war dies noch nicht der wundeste Fleck seines Gewissens gewesen. Von den vielen Plänen und Projekten, die Lionel zur Zeit seines Gutsantrittes mit so vieler Vorliebe gehegt und gepflegt hatte, waren bloß einige in Ausführung begriffen, die andern aber waren noch Projekte geblieben.

Gerade die Allernothwendigsten, die darauf berechnet waren, die schreienden Uebelstände zu beseitigen, waren im Rückstande, während andere mit denen es noch Zeit gehabt hätte, im vollen Zuge waren.

Die Veränderungen, die Lionel an seinen Stallungen vornehmen ließ, verursachten ihm viele Kosten und die öffentlichen Arbeiterinstitute, die Bibliothek, Lesehalle, Club und wie diese modernen Anstalten hießen, gingen so ziemlich der Vollendung entgegen. Aber die Canalisirung der den Arbeiterwohnungen zunächst liegenden Gründe war noch nicht einmal in Angriff genommen worden, und die armen, bedrängten Familien, von denen manche sogar auf das enge Zusammenleben von Vater und Mutter, Söhne und Töchter in einem Zimmer beschränkt waren, litten noch immer unter dem schädlichen Einflusse, welche ihre schlecht gelegene und der aller nothwendigsten Bequemlichkeit entbehrenden Wohnstuben auf sie ausüben mußten.

Dies war der Stachel, vor dem sich sein Gewissen getroffen fühlte. Er wußte nicht, wo er diese großen Summen Geldes, die zu einem solchen Unternehmen nothwendig waren, auftreiben sollte.

Sybille war ihm gewissermassen in seinem Plane zuvorgekommen; sie hatte es mit ihrer Abzapfungsmethode so

weit gebracht, daß sie selbst die ergiebigsten Geldzuflüsse trocken legen konnte.

Noch ein weiterer Umstand trat hinzu, der ihm die Veranlassung dieses dringenden Unternehmens noch peinlicher fühlen ließ.

Alice Hook, des Arbeiters Hook älteste Tochter, hatte sich, wie man zu sagen pflegt, vergessen.

Ein schönes, gutmüthiges und munteres Kind, — sie war nämlich noch kaum dem Kindesalter entwachsen, war unter den Arbeitern großgewachsen und daher den vielseitigen Verführungen ausgesetzt gewesen.

Lionel hatte zwar von dieser Geschichte schon vor seiner Abreise nach London gehört. Aber der Zufall wollte es, daß er gerade an diesem Morgen, als er eben auf die Jagd ging, diesem Mädchen begegnen mußte.

Lionel konnte sich nicht enthalten, zu dem ihn begleitenden Jäger Broom, einige Bemerkungen zu machen, und sein tiefstes Bedauern auszusprechen.

„Ei, gnädiger Herr, was nützt das Bedauern!“ entgegnete Broom, „was soll oder kann man anders erwarten von diesem armen Volke, welches in den miserabeln Löchern so zusammen gepfercht ist, wie die Schweine im Stalle?“

Broom hatte nicht die Absicht gehabt, seinem Herrn einen Vorwurf zu machen. Er würde sich auch eine solche Impertinenz nicht erlaubt haben; sondern er sprach ganz absichtslos die traurige Wahrheit aus. Und dies verfehlte auch nicht, auf Lionel den tiefsten Eindruck zu machen. Er wußte, daß außer Alice Hook noch viel andere Mädchen durch das enge Zusammenwohnen, wie „die Schweine im Stall“, um ihre Unschuld betrogen wurden.

Lionels ehrliches Gewissen empörte sich gegen diese traurigen Thatsachen und die Vorwürfe von denen er sich belastet fühlte, trieben ihm die Schamröthe ins Gesicht. Er

konnte nicht umhin, zwischen den luftigen, geräumigen Zimmern von Wernerskron und den verpesteten armseligen Hütten Vergleichungen anzustellen. Dort erachtete man ein großes Schlafgemach für zwei Personen nicht genügend und mußten einige Kabinete zu Nebenzwecken, zu Ankleide- und Toilettezimmer abgetreten werden; und hier mußten sich die Hooks sammt ihren heranwachsenden Söhnen und Töchtern mit einem einzigen Zimmer, welches nebst der Küche ihre ganze Wohnung ausmachte, zufrieden geben. Welch' ein himmelweiter Kontrast!

„Es muß anders werden," rief Lionel mit heftiger Stimme vor sich hin. „Mögen die Kosten noch so hoch und die Schwierigkeiten die Gelder herzuschaffen noch so groß sein, ich will und muß diesem himmelschreienden Uebel abhelfen und wenn es auch auf Kosten meines eigenen Comforts geschehen müßte."

Mr. Werner wurde in seinen stillen Reflectionen durch Tynn's Eintreten gestört.

„Roy ist draußen und wünscht vorgelassen zu werden, Sir."

„Roy! Er soll hereinkommen," antwortete Lionel. „Er kommt mir wie gerufen."

Es war oft der Fall gewesen, daß Roy bei Vergleichen, Pachtverträgen und sonstigen schriftlichen Uebereinkommen, die zwischen den Gutsherren und seinen Pächtern gepflogen wurden, zugezogen wurde.

Es fanden sich nun Verträge vor, die in einem ganz entgegengesetzten Sinne, von dem, wie es Lionel gewünscht hatte, abgefaßt waren. Zum Theil wußte Roy zu diesen widersinnigen Verträgen die Zustimmung der Herrschaft zu erschleichen, zum Theil hatte er aber auch ganz auf eigene Faust gehandelt.

Diese Wirthschaft datirte von jener kurzen Periode, wo Mrs. Werner während der Krankheit ihres Mannes die Zügel führte.

Lionel hatte während seiner Abwesenheit die provisorische Leitung der Geschäfte Mr. Mattiß übertragen. Bei seiner Nachhausekunft aber, sogleich wieder die Verwaltung selbst in die Hand genommen.

Roy trat herein. Noch immer derselbe mißgünstige hartherzige Mann in Blick und Geberden, wie er früher war. Das ostensible Geschäft, welches ihn nach Wernerskron brachte, stellte sich als ein sehr geringfügiges heraus und wurde auch alsogleich abgemacht.

Lionel hatte ihn übrigens in Verdacht, daß er dieses vorgebliche Geschäft blos als Vorwand benützte, um eine Unterredung mit ihm erwirken zu können, obwohl Lionel den Zweck oder den Nutzen, den Roy durch diese Unterredung erzielen wollte, nicht recht herausfinden konnte.

Roy verlangte zu wissen ob es ihm erlaubt wäre, die Wände seiner beiden oberen Zimmer mit frischen Tapeten zu überziehen. Er würde, meinte er, die Tapeten aus eigenen Mitteln bestreiten, und die Arbeit selbst verrichten, wenn Mr. Werner nichts dagegen einwenden sollte.

„Natürlich habe ich nichts dagegen einzuwenden," antwortete Lionel. „Ihr hättet deshalb keine Nachmittagsarbeit versäumen müssen, um eigens dieser Kleinigkeit wegen heraufzukommen. Ihr hättet mich ja deshalb befragen können, als ich heute in der Ziegelbrennerei war."

„Das hätte ich wohl können, gnädiger Herr. Aber es fiel mir in dem Momente nicht ein. Es ist des armen Lucas Zimmer und meine Frau trägt sich noch immer mit der Idee herum, daß er zurückkommen wird. Die Tapeten hängen in Fetzen, so groß, wie meine beiden Hände, herab. Es ist durch den Nichtgebrauch ganz dumpf geworden."

„Wenn die Zimmer in dem Zustande sind, wie Ihr sie schildert, und Ihr Zeit und Mühe nicht scheut, die Tapeten selbst aufzuziehen, so könnt' Ihr solche auf meine Kosten kaufen," sagte Lionel, welcher ein viel zu edler Mensch war, um ein hartherziger Gebieter zu sein.

„Ich danke Ihnen, gnädiger Herr,“ antwortete Roy, indem er mit seinem Kopf nickte. „Es ist ein wahres Glück für uns, daß Sie endlich anstatt diesen Massingbirds das Erbe Ihrer Väter angetreten.“

„Es hat aber eine Zeit gegeben, wo Ihr, wenn ich mich nicht irre, ganz anders gedacht und gesprochen habt, Roy,“ fuhr ihn Lionel hart an.

„Ei, gnädiger Herr. Ein altes Sprichwort heißt, „Erfahrung macht den Menschen klug.“ Das war damals, als ich noch glaubte, Sie würden einen allzu strengen Herrn abgeben, wir sind aber durch Erfahrung eines bessern überzeugt worden. Das war ein glücklicher Tag für Wernerskron, an dem das verlorene Kodizil wieder an's Tageslicht gekommen ist! Es ist wahr, die Massingbird sind todt. Aber wer weiß, was noch hätte passiren können. Die Gesetze lassen sich drehen und wenden wie man will. Nachdem aber das Kodicill gefunden wurde, können Sie Ihr Eigenthum gegen Jedermann vertheidigen.“

„Wer hat Euch gesagt, daß das Kodizill schon gefunden worden?“ frug Lionel.

„Wer, gnädiger Herr? Es war damals, als die Nachricht von Mr. Fritz Massingbird's Tod anlangte, die Rede davon. Die Leute sagten, sein Tod veränderte gar nichts an der Sache, denn wenn er auch nicht gestorben wäre, würden Sie Wernerskron doch bekommen haben. Den andern Tag darauf sprach ich mit Mr. Mattiß und er meinte auch, daß es ein Glück sei, daß das Kodizill endlich gefunden wurde.“

Lionel wußte, daß seinerzeit ein ähnliches Gerücht in Deerham verbreitet gewesen, und dem auch von keiner Seite widersprochen wurde. Aber nichtsdesto weniger wunderte er sich, von Mr. Roy vernehmen zu müssen, daß Mr. Mattiß sich in dieser Weise ausgesprochen habe.

Mr. Mattiß, Tynn, Mrs. Werner und seine Person waren die Einzigen, die das Gerücht hätten widerlegen und

bezeugen können, daß das vermeintliche Kodizill sich auf einen Handschuh reducirte. Und dieser odiösen Geschichte einzig und allein hatte das bezügliche Gerücht sein Entstehen zu verdanken.

„Ich weiß nicht, warum Mattiß über das Kodizil mit Euch gesprochen haben sollte,“ bemerkte Lionel.

„Mr. Mattiß spricht nicht viel, gnädiger Herr,“ antwortete Mr. Roy, „Alles, was er sagte, lief darauf hinaus, daß er das Kodizil ganz sicher unter Schloß und Riegel verwahrt habe. Wenn man an Mattiß die einfachste Frage von der Welt stellt, ist er im Stande einen anzufahren und zu fragen: „Was geht das Euch an?“

„Ganz recht von ihm,“ antwortete Lionel. „Habt Ihr Berichte von Eurem Sohn, Roy?“

„Nein, gnädiger Herr. Ich fange an zu zweifeln, ob wir je wieder etwas von ihm hören werden.“

Nachdem der Mann fortgegangen war, sah Lionel auf die Uhr. Es war gerade noch so viel Zeit, um noch vor dem Essen einen Besuch in Deerham Court abstatten zu können.

Er ließ sich sein Pferd vorführen und bestieg es, nachdem er früher seine Rocktasche befühlt und sich überzeugt hatte, daß er den bereit gehaltenen Cheque auf dreihundert Pfund nicht mitzunehmen vergessen hatte. Er ritt in schnellem Trab und dachte im Stillen darüber nach, was Mattiß nach Roy's Aussage über das Kodizil geäußert hat. Sollte es wirklich gefunden worden sein, und Mattiß vergessen haben, ihn davon zu verständigen? Er lenkte das Pferd gegen die Belvederestraße zu und befahl seinem Reitknecht, ihn an der Ecke zu erwarten. Er hielt vor der Advokatenwohnung an.

Mr. Mattiß kam sogleich an die Thüre hinaus.

„Mr. Mattiß, ist das Kodizil gefunden worden?“ frug Lionel, sich vom Pferde zu ihm herabneigend.

„Welches Kodizill, Mr. Werner?“ erwiederte Mattiß, nicht wenig erstaunt über diese Frage.

„Das Kodizil, dasjenige, welches mir den Besitz von Wernerskron zusicherte. Roy war so eben bei mir und sagte mir, Sie hätten ihm gesagt, daß das Kodizill gefunden wurde, und daß es unter Schloß und Riegel verwahrt läge.“

Des Advokaten Gesicht heiterte sich plötzlich auf.

„Wie sich doch der Kerl in Alles hineinmengt! Ich muß Ihnen offen gestehen, daß es mir jetzt sehr lieb ist, diesen zudringlichen Menschen irregeleitet und auf eine falche Fährte gebracht zu haben. Er kommt hierher mich zu pumpen und irgend etwas herauszukriegen, fragt einmal dies, einmal jenes, wirft das Netz nach allen Seiten hin, um irgend etwas herauszufischen. Ich erinnere mich jetzt, daß er auch von einem Kodizill gesprochen hat, und ich habe ihm zur Antwort gegeben: „Ei, das war sehr gut, daß es gefunden wurde, und jetzt unter Schloß und Riegel verwahrt liegt.“ Da ist er an den unrechten Mann gekommen, wenn er vielleicht geglaubt hat, mich pumpen zu können.“

„Und welchen Zweck hat er dabei?“ erwiederte Lionel.

„Das ist nicht schwer zu errathen, Sir. Roy würde sich beide Ohren abschneiden lassen, wenn er wieder placirt werden könnte. Er möchte gerne bei Ihnen denselben Posten bekleiden, den er unter dem verstorbenen Mr. Werner zu versehen hatte. Er hängt sich daher an Alles, schaut und lauscht überall herum, vielleicht wird hie und da irgend ein Wort, eine Bemerkung fallen gelassen, die Ihnen angenehm wäre oder für Sie Interesse hätte, das er Ihnen dann stecken möchte, um sich bei Ihnen beliebt zu machen. Er möchte gern haben, daß Sie sich davon überzeugen, wie nützlich er Ihnen sein könnte. So lege ich mir die Sache aus.“

„Dann verschwendet der Mann seine schöne Zeit um-

sonst," bemerkte Lionel, indem er sein Pferd umlenkte. „Ich würde dem Roy in was immer für einer Branche keine Macht mehr einräumen, selbst wenn er mich auch mit Diamanten dafür entschädigen wollte. Sie können es ihm auch sagen, wenn Sie gerade wollen, Mattiß."

In Deerham Court angelangt, überließ Lionel das Pferd einem Diener und ging hinein. Die erste Person, die er im Vorsaale begegnete, war Lucy Tempest. Sie trug einen weißseidenen Anzug, ein ausgeschnitenes Kleid mit reicher Spitzengarnirung und Perlen in ihrem Haare. Es war dies seit seiner Zurückkunft von London das erste Begegniß mit ihr gewesen.

Er war zwar schon ein oder zweimal bei seiner Mutter auf Besuch gewesen, bekam sie aber nie zu sehen. Und nun standen sie sich einander gegenüber. Lucy konnte nicht umhin über und über roth zu werden.

„Sind Sie wieder ganz wohl?" frug Lionel, indem er ihr seine Hand reichte, und ihre Pulse heftiger schlagen fühlte.

Lionel betrachtete ihre Toilette und sprach: „Sie machen heute, wie ich sehe einen Abendbesuch."

Lucy hatte sich indeß so viel als möglich gesammelt, und war über Lionels Bemerkung ganz erstaunt.

„Wir gehen heute nach Wernerskron zum Diner, ich und Decima, haben Sie uns nicht erwartet?

„Ich wußte es gar nicht," erwiederte er ganz beschämt. „Mrs. Werner sagte zwar, daß wir diesen Abend einige Freunde beim Diner haben werden, ich wußte aber nicht, daß Sie und Decima darunter sein werden. Ich bin sehr erfreut darüber."

Lucy ging ihre Wege, und dachte darüber nach, was das für eine komische Haushaltung sein müsse, wo der Mann über seine Gäste im Unklaren gehalten wird und nicht einmal weiß, wen seine Frau zu sich geladen. Lionel ging in's Empfangszimmer.

Als er in's Zimmer hereintrat, fand er Lady Werner auf ihrem gewohnten Platze mit tadellosen weißen Handschuhen an ihren zarten Händen, ein Riechfläschchen und das unvermeidliche spitzenbesetzte Sacktuch zur Seite, Lionel begrüßte sie mit gewohnter Zärtlichkeit, und legte den Cheque in ihre Hände.

„Wird das genügen, liebe Mutter?"

„Ach, Lionel. Ich bin Dir wirklich sehr verbunden.

„Ehe man sich umsieht, ist man im Deficit und kommt auf die leichteste Art von der Welt in Schulden hinein; und dann kommt Decima mit einem langen Gesicht zu mir und sagt, hier wäre dies dort jenes zu bezahlen. Es ist unbegreiflich wo das Geld hinkommt. Decima will mir immer die Rechnungen vorlegen, damit ich sie selber prüfe. Eine Idee, mir zuzumuthen, mich mit Rechnungen abzugeben! Aber ein Räthsel bleibt's mir immer, wie sie so in's Schuldenmachen hineinkommt."

Die arme Decima konnte das Räthsel leicht lösen; auch Lionel hätte sich nicht anstrengen dürfen, die wirkliche Ursache dieses Deficit's heraus zu finden; aber er war ein viel zu zärtlicher Sohn, als daß er auch nur durch die leiseste Andeutung seiner hochverehrten und angebeteten Mutter verrathen hätte, daß einzig und allein ihre kostspielige und luxuriöse Lebensweise an dieser Kalamität Schuld sei.

„Ich habe Miß Lucy in großer Toilette gesehen. Sie und Decima werden nach Wernerskron zum Essen kommen. So sagte sie mir."

„Hast Du es denn nicht gewußt?"

„Nein. Ich war auf der Jagd. Wenn Sybille mir es auch gesagt hätte, so habe ich's gewiß schon vergessen."

Sybille hat von all' dem vor Lionel gar keine Erwähnung gemacht. Aber er setzte sich lieber selbst dem größten Tadel aus, als daß er zugegeben hätte, daß auch nur ein Schatten davon auf seine Frau fiele.

„Mrs. Werner machte gestern einen Besuch und sprach bei uns vor. Ich für meine Person habe es abgelehnt. Ich würde es auch Decima nicht gestattet haben, aber ich wollte Miß Lucy nicht des Vergnügens berauben, und allein kann sie doch nicht hingehen.

„Undankbares Kind!“ fuhr Lady Werner fort: „Als ich ihr sagte, daß ich nur ihrethalben die Einladung nach Wernerskron angenommen hatte, wechselte sie die Farbe und meinte, sie würde es vorgezogen haben, zu Hause zu bleiben. Mir ist noch kein so ungeselliges Wesen vorgekommen. Sie möchte, wenn ich es angehen ließe, das ganze Jahr nicht aus dem Hause kommen. Ich beharrte aber diesmal ganz fest darauf.“

„Mutter, warum kommen Sie nicht?“

Lady Werner machte eine abwehrende Miene.

„Lionel, Du darfst unsern Vertrag nicht vergessen. Wenn ich hie und da Deine Frau besuche, um den Lästerzungen den Vorwand zu entziehen, aller Welt zu sagen, daß Lady Werner und ihr Sohn entzweit leben, so kann ich dies doch nicht so oft thun, wie Du glaubst.“

„Haben Sie irgend einen Grund, der Sie bestimmt, Sybillen diese Gunst zu entziehen?“

„Unser Vertrag, unser Vertrag, mein Sohn! Du solltest über diesen Punkt nicht in mich dringen. Du weißt ganz gut, daß ich nicht gewohnt bin, meinen Entschluß zu ändern, Lionel.“

„Auch nicht Ihre Vorurtheile, Mutter.“

„Gleichviel,“ war Lady Werners ablehnende Antwort.

Es wurde auch nicht viel mehr darüber gesprochen. Lionel fand die Zeit schon ziemlich herangerückt und empfahl sich. Lady Werners Wagen stand schon in Bereitschaft, um Miß Lucy und Decima nach Wernerskron zum Diner zu führen. Als er vor dem Thor sein Pferd besteigen wollte,

ging Peckaby, ein Rad vor sich hinrollend, vorüber. Er zog die Kappe.

„Nun,“ sagte Lionel. „Ist der weiße Esel schon erschienen.“

Peckaby gerieth darüber in eine kleine Zornaufwallung, die aber doch die versteckte Schadenfreude durchblicken ließ.

„Ich wollte, er käme und möchte sie auf und davon tragen,“ war seine gewiß aufrichtig gemeinte Antwort. „Sie ist schon eine ganze Närrin darüber geworden; sie winselt und jammert den ganzen lieben Tag, weil sie nicht in Neu-Jerusalem sein kann. Sie gehört in's Irrenhaus nach Bedlam, gnädiger Herr. Das wäre noch das einzige Mittel sie zu kuriren.“

Lionel lachte herzlich, und Peckaby versetzte dem Rade einen heftigen Schlag, daß es unaufhaltsam in gerader Linie fortrollte und er aus allen Leibeskräften rennen mußte, um es einholen und weiter dirigiren zu können.

Neunzehntes Capitel.

Der Eibenbaum auf der waldumsäumten Wiese.

Sämmtliche Gemächer von Wernerskron waren hell erleuchtet, die hohen prachtvollen Kandelaber goßen ganze Ströme von Licht auf die fröhlichen Gesichter und auf die reizenden Gestalten, die sich darin so munter bewegten. Das Diner war vorüber, der Speisesaal geleert, und die Gäste waren dem festlich erleuchten Empfangssalon zugeeilt.

Den Mittelpunkt und gewissermaßen den Anziehungspunkt der bewundernden Gruppe bildete Sybille. Sie trug ein Kleid von einem feingewebten glänzenden Stoffe, der in der hellen Beleuchtung gar wunderbar glitzerte. Das Haar trug sie diesmal des besonderen Effektes wegen zurückgescheitelt, und rückwärts durch einen Diamantenreif zusammen gehalten. Unaussprechlich schön war sie in diesem Anzuge, sie würde noch viel interessanter gewesen sein, wenn sie sich nicht in so auffallender Weise zur Schau gestellt hätte.

Lionel, Lord Garle, Decima und der junge Bitterworth — man nannte ihn immer den jungen Bitterwerth im Gegensatze zu seinem Vater dem alten Bitterwerthe bildeten die andere Gruppe. Sir Rufus Hautley unterhielt sich mit der Gräfin Elmsley, und Miß Lucy Tempest saß ganz allein am Fenster.

Sir Rufus hatte sich eben von Miß Lucy's Gesellschaft zurückgezogen, und sie war sonach einen Moment allein geblieben. Sie saß in einer ernsten Vertiefung und schaute hinaus in die reizende Abendlandschaft.

Wie ganz verschieden war die strahlende und glänzende Scene da drinnen, und wie lieblich sah es da draußen aus. Betrachten wir einmal das stille, klare und sanfte Mondlicht und stellen wir es dem hellstrahlendsten Lichte unserer stolzen Erfindung entgegen. Welch' ein Kontrast! Rein, schön und sanft wie das Mondenlicht sah auch Lucy aus. Das weiße Kleid umfloß in sanften Linien ihren schönen Leib und in ihren noch ganz jugendlichen Gesichtszügen spiegelte sich der Adel ihres Herzens und ihres Gemüthes ab. Es war eine wunderbar helle Nacht; die Terasse, die grünen sanften Abhänge unten und die gar feinen dichten Baumgruppen zeichneten sich in den sanften Lichtstrahlen des Mondes mit allen Contouren ab. Plötzlich hefteten sich ihre Augen auf eine bestimmte Stelle. Sie besaß einen ungewöhnlich klaren weiten Blick, und es kam ihr vor, als ob sie in der Ferne einen dunklen Körper entdeckte, der vor einigen Minuten noch nicht da gewesen war.

Lucy strengte ihre Augen an, und starrte noch einmal nach dieser Stelle. Plötzlich drehte sie sich um, und blickte Lionel an. Der Ausdruck in ihren Blicken war sprechend genug, und Lionel folgte dieser stillschweigenden Aufforderung.

„Was gibt's denn Lucy? Das müssen hübsche galante Herren sein, die Sie da ganz allein sitzen lassen."

Sie beachtete dieses Kompliment gar nicht. Schmeicheleien von ihm waren ihr ganz ungewöhnlich. Lionel sprach nur in diesem leichtfertigen Tone, um seine wirklichen Gefühle desto leichter verbergen zu können.

„Sehen Sie doch nach dieser Lichtung hin, rechts vor uns," sprach Lucy in leisem Tone zu ihm, „hinter dem Eibenbaum, der seine Aeste so weit ausstreckt, finden Sie nicht, daß der Baumstamm auffallend stark und dunkel aussieht?"

„Der Stamm sieht auffallend stark und dunkel aus," wiederholte Lionel.

„Was wollen Sie damit sagen, Lucy?“ frug Lionel, der, durch den geheimnißvollen Ton ihrer Stimme irregeleitet, glauben mußte, es läge irgend ein verborgener Sinn darin.

„Ich glaube es steht ein Mann dort, der seine Aufmerksamkeit auf dieses Zimmer zu richten scheint.“

Lionel konnte nichts dergleichen wahrnehmen. Seine Augen hafteten nicht so lange auf jener Stelle, als Lucy's Augen, und er konnte daher die Objekte nicht so scharf unterscheiden.

„Ich glaube Sie irren sich, Lucy,“ sagte er. „Niemand würde sich die Mühe nehmen, sich hinzustellen, und in das Zimmer hier zu gaffen. Und wenn es auch solch' eine komische Neugierde gäbe, so könnte sie bei dieser zu großen Entfernung kaum befriedigt werden.

Lucy hielt ihre flachen Hände über die Augen, und sah unter denselben starr und aufmerksam auf die Stelle hin.

„Jetzt hab' ich mich ganz genau davon überzeugt. Es steht jemand, und zwar dem Anscheine nach ein Mann, dort hinter dem Stein, der so thut, als wollte er sich verstecken. Ja gewiß, man sieht nur den Kopf heraus, der nach dieser Seite etwas vorgeschoben ist, und diese Fensterfront zu begaffen scheint. Ich hab' den Kopf schon zu wiederholten Malen sich bewegen sehen.“

Lionel hielt die Hand gleichfalls vor den Augen, und blickte fest hinüber.

„Ich denke, Sie haben recht, Lucy,“ rief er plötzlich aus. „Ich sah etwas Bewegliches dort. Welche Veranlassung sollte Jemand haben, sich dorthin aufzustellen?“

Er hatte kaum die Worte ausgesprochen, als er aus eigenem Antrieb sich schnell davon machte. Die Flügelfenster führten auf die Terrasse. Er ging schnell hinaus, lief die steinerne Treppe hinab, und unten angelangt, bog er

links nach der bezeichneten Lichtung. Einige Minuten später und er stand knapp an dem Eibenbaum.

Seine Neugierde wurde aber nicht befriedigt. Der Baum mit seinen weit ausgebreiteten Aesten und dem mächtigen Stamme — er war beinahe Mannesdick — stand ganz einsam im weichen Grase, wogegen von einem menschlichen Wesen ringsum keine Spur zu sehen war.

„Wir müssen uns doch geirrt haben," dachte Lionel bei sich selbst.

Dessenungeachtet blieb er eine Weile unter dem Baum stehen, und hielt eine äußerst wachsame Rundschau, doch konnte er nichts Außergewöhnliches entdecken. Die ziemlich ausgedehnte Lichtung, die süßen Blumen, die ihre duftenden Kelche der Nacht erschloßen, die entlegenen dichten Baumgruppen, sie waren alle in dieser hellen kühlen Mondnacht von einer friedlichen Stille umgeben, die auch nicht durch die leiseste Regung eines rauschenden Blattes gestört wurde. Und so weit seine gespannten Blicke reichten, war keine Spur von einem menschlichen Wesen aufzufinden.

Lionel kehrte wieder um, und pflückte auf dem Wege eine weiße Geraniumblüte, und einen Zweig der süßen Verbena ab. Lucy saß noch an derselben Stelle, wo er sie kurz vorher allein zurückgelassen.

„Es war ein falscher Lärm," flüsterte er. „Nichts als der Baum."

„Es war kein falscher Lärm," antwortete sie. „Ich sah ihn in dem Momente, als Sie auf die Lichtung zugingen, sachte davon schleichen. Er zog sich gegen das Dickicht zurück."

„Sind Sie dessen gewiß," frug Lionel in einem Tone der einen gewissen Zweifel merken ließ.

„O ja, ich bin dessen gewiß," sagte Lucy. „Wissen Sie, was meine alte Wärterin mir zu sagen pflegte, als ich noch ein Kind war? Sie sagte, ich hätte den weiten Scharfblick der eingebornen Indianer, weil ich Alles von der

Ferne so gut ausnehmen konnte. Sie wissen doch, daß die meisten Indianer diese Gabe in einem hohen Grade besitzen. Ich bin fest davon überzeugt, daß ich irgend einen Gegenstand — und es schien eine Mannesgestalt zu sein — quer über die Wiese laufen sah.

„Er ist erst durch die ganze Wiese gegangen, und muß sich in den Baumpflanzungen versteckt gehalten haben. Ich behaupte, er muß sie früher bemerkt haben, und wird sich darum so schnell davon gemacht haben.“ Lionel lachte.

„Ich wollte, ich hätte diesen Spion ertappen können. Er hätte mir wegen seines nächtlichen Spuck's Rede geben müssen. Sind Sie eine Liebhaberin von Verbena, Lucy?“

Er legte das Geranium und die Verbena auf ihren Schoß, und sie griff mechanisch darnach.

„Ich kann die Spione nicht ausstehen,“ sagte sie in einem träumerischen Tone. „Es ist bekannt, daß sie in Indien des Nachts vor den Häusern aufpassen, und bevor noch der Morgen heranbricht, haben sie diejenigen, denen sie auflauerten, schon mit ihren Bogen sicher erlegt. Sie lachen! Wirklich, es ist wahr. Meine Amme hat mir viele solche Geschichten erzählt.“

„Hier in England gibt es keine Spione — wenigstens in diesem Sinne keine — Lucy. Wenn ich das Wort Spion gebrauchte, so meinte ich es nicht in der gewöhnlichen Bedeutung desselben. Wenn es durchaus ein menschliches und noch dazu ein namenloses Wesen gewesen sein sollte, so kann es nur irgend ein Schatz sein, der von Deerham sich zu einem Rendezvous mit seinem Liebchen hiehergeschlichen hat. Seien Sie unbesorgt, Lucy.“ In dem Momente hörte er die Stimme seiner Frau, die ihn zu sich rief. Er drehte sich um, um diesem Rufe zu folgen, konnte aber nicht umhin früher dem Drange seines Herzens zu folgen, und ihr zu sagen: „Sie würden vielleicht besser thun, nicht am Fenster zu bleiben, und erlauben Sie mir,

Ihnen einen andern mehr geschützten Platz anbieten zu dürfen."

„Oh nein, ich danke Ihnen," antwortete sie. „Ich sitze gerne am Fenster. An mich habe ich am wenigsten dabei gedacht." Lionel begab sich sodann zu seiner Frau.

„Ist es nicht wahr, daß die Springbrunnen zu Versailles speziell für mich gespielt haben?" fragte Sybille in hastigem Tone. „Sir Rufus will es durchaus nicht glauben. Weißt Du, das erste Mal, als wir in Paris waren, Lionel."

Sir Rufus Hautley, der an ihrer Seite war, sah Lionel mit forschender Miene an.

„Sie spielen nie einzelnen Persönlichkeiten zuliebe, Mr. Werner. Wenigstens war es bisher so, es müßte denn sein, daß es jetzt anders geworden."

„Meine Frau glaubt, daß es wirklich der Fall war," erwiederte Lionel mit einem Lächeln. „Das bleibt sich übrigens ganz gleich."

„Nein, es war wirklich der Fall. Du weißt es ganz gut, Lionel," widersprach Sybille mit heftiger Stimme. „De Coigny sagte es mir so und er steht im gewaltigen Ansehen bei der Regierung."

„Ja, ich weiß, daß de Coigny es Dir gesagt, und Du es geglaubt hast," antwortete Lionel. „Ich habe ihm nicht geglaubt."

Sybille wendete sich von Lionel trotzig ab.

„Du sagst es nur, um mich zu ärgern. Ich werde mich nimmer auf Dich berufen, Sir Rufus, ich wiederhole Ihnen, daß Sie speciell für mich gespielt haben."

„Es mag vielleicht schlechter Geschmack sein; aber ich ziehe die Wasserkünste zu St. Cloud denen zu Versailles vor," bemerkte ein gewisser Mr. Gordon, dessen zufällige Bekanntschaft Sybille in der Hauptstadt gemacht, und den sie eigens zu diesem Festabend eingeladen hatte. „Cannonby schrieb mir vergangene Woche von Paris, daß —"

„Wer?" unterbrach ihn schnell Sybille.

Mr. Gordon sah sie erstaunt an. Ihr Ton verrieth, daß sie bei der Nennung dieses Namens heftig erregt, wenn nicht gar erschreckt wurde.

„Kapitän Cannonby, Mrs. Werner, Einer meiner Freunde, der erst vor Kurzem von Australien zurückkam, und der gleich, nachdem er gelandet war, eine dringende Geschäftsreise nach Paris machen mußte.

„Ist er von Melbourne gekommen? Und ist sein Taufname Laurenz?“ frug sie beinahe athemlos.

„Ja,“ erwiederte Mr. Gordon.

Sybille fühlte sich ohnmächtig, und hielt sich das Taschentuch vor das Gesicht.

Die Gäste sammelten sich um sie in größter Bestürzung. Der Eine bot ihr ein Riechfläschchen, der Andere ein Glas Wasser.

Lionel zog ihr das Taschentuch sanft vom Gesichte weg. Das Gesicht war leichenblaß.

„Was ist Dir, meine Liebe?“ flüsterte er ihr zärtlich zu.

Sie schien ihren Gleichmuth eben so schnell zurück zu erlangen, als sie ihn verloren hatte, und ihre Wangen fingen allmählig sich wieder zu röthen an.

Der Name Cannonby versetzte mich unwillkürlich in jene unglückliche Zeit,“ sagte sie. „Ich wußte nicht, daß Kapitän Cannonby schon zurück sei. Wann ist er angelangt, Mr. Gordon?“

„Vor ungefähr acht Tagen.“

„Hat er in Australien sein Glück gemacht?“

Mr. Gardon erwiederte lächelnd:

„Ich glaube kaum. Cannonby war immer unbeständigen Temperamentes. Ich denke, er wird Australien bald satt bekommen, und es früher verlassen haben, bevor Fortuna noch recht an ihn denken konnte.“

Sybille war wieder mit Leib und Leben bei ihrer Kockecterie. Es soll damit keineswegs gesagt sein, daß sie eine Kockette war, sondern von Natur flatterhaft, war es ihr ein

Bedürfniß, ihre Eitelkeit geltend zu machen und ein klein wenig Kocketterie an den Tag zu legen.

Lionel zog sich aus dem Gewühle zurück. Wieder entstand ein allgemeiner Tumult im Salon. Ein langbeiniges Ungethüm schritt ohne alle Umstände und ohne sich erst ankündigen zu lassen, vor das geöffnete Flügelfenster knapp vor Miß Lucy vorüber, und mitten in den Salon hinein.

Lucy's Gedanken waren, wer weiß wo, und ihre Augen auf den berüchtigten Punkt auf die Lichtung draußen angestrengt.

Sie mußte daher bei dieser ganz unvermutheten, Erscheinung ein wenig zurückbeben, obwohl sie sonst keines ängstlichen Temperamentes war. Aber auflauernde Indianer mit ihrem tödtenden Pfeilgeschoß im Gehirne herumtragend und ein Mondnachtgespenst vor den Augen, da war ein kleiner Angstschrei wohl erklärlich und unter solchen Umständen auch verzeihlich.

Wer anders war es aber als Jan? Welch' anderer Gast würde es unternommen haben, so ohne alle Umstände in eine gewählte Gesellschaft zu treten?

Streng genommen, war Jan nicht einmal ein Gast, wenigstens kein geladener Gast gewesen.

„Ich hatte diesen Abend einen freien Augenblick gewonnen und dachte mir, ich gehe hierher und schaue mich ein bischen um, was Ihr macht," erklärte der durchaus nicht salonmäßig angekleidete Jan, sich gleichsam vor der ganzen Versammlung im Saale, vorzüglich bei Lionel und Sybille entschuldigend.

So stand Jan da ohne die geringste Spur von Verlegenheit oder Schamgefühles, in Drapbeinkleidern und in einem lose herumschlotternden dünnen Rocke, seine Hände, dem Sir Rufus und allen übrigen Gäste im Saale reichend, und mit jedem, der den Willen oder die Lust dazu verspürte, so recht freundschaftlich Händedrücke zu wechseln.

Sybille warf ihm bitterböse und Lionel verdrießliche Blicke zu. Doch lagen ihrem Zorne ganz verschiedene Ursachen zu Grunde.

Sybillen's Unwillen war gegen Jan's schreckliche und in keiner Beziehung zu rechtfertigende Toilette gerichtet. Lionels verdrießliche Miene rührte daher, weil Jan so ungestüm hereinpolterte und Miß Lucy erschreckt hatte. Aber Lionel verharrte nicht lange in seiner mißmuthigen Laune, und seine Züge nahmen bald wieder den gewohnten milden und freundlichen Ausdruck an.

„Ich würde mich gezwungen sehen, Lady Werner's oft geäußertes Verlangen, daß Du manierlich wie ein guter Christ in's Haus kommst, indossiren zu müssen, wenn Du fortfahren solltest, die Damen in ähnlicher Weise zu erschrecken."

„Wen habe ich denn erschreckt?" fragte Jan.

„Du hast Miß Lucy erschreckt."

„Unsinn! habe ich Sie wirklich erschreckt, Miß Lucy?"

„Ja, ein klein wenig," antwortete Lucy.

„Ach, wie einfältig sind Sie doch!" erwiederte der galante Jan. „Ich werde gleich sagen, daß Sie wieder Arznei nehmen müssen, wenn Sie solche schwache Nerven besitzen. Sie werden nehmen —"

„Nichts werde ich nehmen, Jan," antwortete Lucy hell auflachend. „Ich brauche keine Medicin. Sie wissen, welchen Abscheu ich davor hege."

Lionel und Jan standen beide in der Fensterbrüstung neben Miß Lucy, die sich etwas vorgebeugt hielt und zu der Verbena roch.

„Die Sache verhält sich so, Jan. Ich und Lucy haben einen Eindringling bemerkt, der sich auf der Lichtung unter die großen Bäume versteckt gehabt, und, wie Lucy meint, Miene gemacht hat, auf uns loszustürzen."

„Ja, das wollt' er auch," sagte Lucy, mit einem lächelnden Blick aufschauend.

„Wer war dieser nächtliche Ruhestörer?“ fragte Jan.

„Er hat uns nicht die Gelegenheit gegeben, uns darüber vergewissen zu können,“ antwortete Lionel. „Du mußt wissen, daß ich noch jetzt nicht die feste Ueberzeugung habe, ihn wirklich gesehen zu haben. Lucy ist über diesen Punkt ganz sicher. Ich ging hinab zum Eibenbaum, und fand keine Spur mehr von ihm. Es ist sonderbar, daß sich Jemand hinstellen sollte, um uns aufzulauern.“

„Ja, er schaute immer nach diesem Saale herüber,“ sagte Lucy, „und ich sah ihn in dem Momente, als Mr. Werner auf den Baum zuging, sich unbemerkt davonschleichen. Ich bin überzeugt, daß es irgend ein Spion sein mußte.“

„Ich kann Dir sagen, wer es war,“ sagte Jan. „Roy war's.“

„Roy!“ wiederholte Lionel. „Wie fällt Dir denn Roy ein?“

„Ganz gut,“ sagte Jan. „Als ich in's Haus hier einlenkte, sah ich den Roy über den Weg hinüber zum andern Thore gehen. Nachdem ich ihn früher weder hinter noch vor mir bemerkt habe, so könnte er nur von den Lüften gekommen sein.“

„Dann ist es kein anderer als Roy!“ rief Lionel aus. „Er konnte ganz gut seit der Zeit, als wir ihn unter die Baum sahen, wieder die Straße erreicht haben. Daß dieser Kerl sich in meine Angelegenheiten mengt, davon habe ich mich erst heute wieder überzeugt. Ich wüßte aber nicht, welches Interesse er daran finden kann, den nächtlichen Lauscher vor meinem Hause abzugeben. Sie werden mir nächstens darüber Rechenschaft geben, Mr. Roy.“

Später kam auch Decima hinzu und frug, welche Privatangelegenheiten so in aller Stille verhandelt würden. Lionel und Lucy mußten daher nochmals auf die Sache eingehen und auch ihr den ganzen Hergang erzählen.

Als sie so in einer Gruppe vereinigt dastanden und

im vertraulichem Tone geplaudert hatten, kam Mrs. Werner am Arme des Sir Rufus von einer Runde um den Saal an ihnen vorüber.

„Ein förmliches Familienconclave,“ rief Sybille aus und lachte ganz ironisch. „Decima, wenn Sie schon durchaus so viel Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen wollen,“ so sollten Sie doch die Aufmerksamkeit Ihres Bruders in seinem Hause nicht in so ausschließender Weise occupiren. Wenn Mr. Werner auf seine Gäste vergißt und sie ganz vernachlässigt, da sollten Sie ihn nicht noch unterstützen.“

„Es wäre zu wünschen, wenn alle in ihren Ansprüchen so genügsam wären, wie es Miß Werner ist,“ rief Lord Garle so laut aus, daß seine Worte in dem ganzen Saal widerhallten.

Darauf folgte eine Pause.

Sybille fühlte sich von dieser allgemein gehaltenen Bemerkung am meisten getroffen und glaubte darin einen eigens auf sie abgezielten Vorwurf erblicken zu müssen, während Lord Garle nicht im Entferntesten daran gedacht, und nur seine individuelle Ueberzeugung von Decima's Denkungsweise, die er über Alles hochschätzte, ausgesprochen hatte.

Sie konnte dem süßen Gefühl der Rache nicht widerstehen und glaubte sich am besten zu rächen, wenn sie zwar nicht dem geheimen Ritter, sondern der Dame, die er so ritterlich vertheidigt, einen empfindlichen Hieb zurückversetzte. Sie, die schrecklich eifersüchtiger Natur war, konnte sich eher den beleidigendsten Vorwurf gefallen lassen, als zugeben, daß in ihrer Gegenwart einer andern Dame als ihr gehuldigt werde.

„Wenn junge Damen sich vernachlässigen und ihre Reize in die Luft verfliegen sehen, ist es gewiß kein Wunder, wenn sie sich nach der Aufmerksamkeit eines Mannes, und wenn es auch nur die eines Bruders ist, so eifrig umschauen.“

Vielleicht war dies der erste strenge Blick, den Lionel je seiner Frau zugeworfen hatte. Er fand es unter seiner Würde, seine Schwester vertheidigen zu sollen, und ließ sich auch andererseits von seiner Aufwallung zu keiner Strafrede verleiten, sondern stand mit anscheinender Ruhe da, kniff sich in die Lippen und ließ unausgesetzt seinen tadelnden Blick auf Sybillen ruhen. Auch an Decima ging die Beleidigung, die ihr Sybille angethan, bis auf ein plötzliches Erröthen ganz ruhig vorüber.

Lord Earle war der Einzige, der es nicht mit Stillschweigen hingenommen hatte. Er sprach wieder mit der Heftigkeit des ihm innewohnenden strengen Rechtlichkeitsgefühles.

„Ich kann, wenn es darauf ankömmt, das Zeugniß geben, daß Miß Werner, wenn sie wirklich vernachlässigt worden, selbst daran Schuld ist. Ihre Prämissen sind daher ganz falsch, Mrs. Werner.“

Die Worte waren so nachdrücklich betont und so klar ausgesprochen, daß Niemand im ganzen Saale den eigentlichen Sinn derselben verkennen konnte, und es war vielmehr alle Welt von der erfreulichen Ueberzeugung durchdrungen, daß Miß Werner sehr leicht ihren Namen mit dem einer Lady Earle vertauschen hätte können.

Sybille nahm diese Aeußerung mit einer ungläubigen Miene auf und kicherte dabei so unverschämt, indem sie an Sir Rufus Hautley's Arm die Tour fortsetzte, daß Lionel an dieser Stelle wie eingewurzelt stehen blieb und sich wunderte, wie seine Frau sich so vergessen konnte.

„Ich muß wieder gehen,“ sprach der gutmüthige Jan ganz laut, die peinliche Stille unterbrechend.

„Sie sind ja noch nicht lange da,“ sagte Lucy.

„Ich habe nicht hinterlassen, wo ich hingehe, und es könnte Einer, während sie im ganzen Pfarrsprengel nach mir herumsuchen, indeß heute Nacht seinen Geist aufgeben. Allerseits gute Nacht, Miß Lucy.“

Mit einem leichten Kopfnicken gegen den Saal gewendet, ging Jan eben so unzeremoniös weg als er gekommen war. Es währte nicht lange als auch Lady Werners Wagen vorgefahren war, um die beiden Damen abzuholen,

Lord Garle eilte sogleich zu Miß Werner herbei, und Lionel geleitete Miß Lucy aus dem Saale.

„Werden Sie es nicht kindisch von mir finden, wenn ich ein warnendes Wort an Sie richten wollte?“ fragte Lucy, als sie die Terrasse erreicht hatten.

„Ein warnendes Wort, Lucy!“ wiederholte Lionel. „In welcher Art?“

„Dieser Roy ist ein böser Mensch. Er war sehr aufgebracht gegen Sie als Sie ihn seiner Stelle entsetzten, und man sagt, daß dieser Mann sehr rachgierig sein soll. Er dürfte vielleicht heute schon in einer bösen Absicht auf Sie aufgelauert haben. Nehmen Sie sich in Acht vor ihm?“

Lionel lachte, als er das ihm zugewandte bekümmerte und blasse Gesicht im Mondschein betrachtete. Lionel kannte keine Furcht. Er würde eher an die unwahrscheinlichsten Dinge der Welt als an eine derartige Gewaltthat ob von Roy oder von einer andern Seite geglaubt haben.

„Sie können ganz unbesorgt sein, Lucy.“

„Ich weiß, daß Sie die Gefahr nicht einsehen wollen, und darum erlaube ich mir, Sie darauf aufmerksam zu machen. Ich bitte, gebrauchen Sie die Vorsicht und seien Sie auf Ihrer Hut.“

„Ich danke Ihnen herzlich für die Besorgniß die Sie meinethalben theilen, Lucy,“ erwiederte er, indem er durch ein heiteres Lächeln ihre Aengstlichkeit zu verbergen suchte, und nicht umhin konnte, ihre Hand, als er ihr in den Wagen verhalf, etwas wärmer vielleicht als es hätte geschehen sollen, zu drücken.

Der Wagen fuhr schnell davon. Lord Garle kehrte in den Saal zurück und Lionel blieb an einer Säule gelehnt stehen und blickte in die stille liebliche Mondnacht hinaus.

Die Gefahr, die ihm etwa von Roy, wenn es Roy war, drohte, hatte am allermindesten seine Gedanken absorbirt, sondern die Wahrnehmung, daß sich seine Frau nicht wie eine Dame benommen, das war es, was ihn so trübsinnig gestimmt hatte. Er konnte nicht umhin, sie im Geiste neben Miß Lucy zu stellen, und sie mit ihr zu vergleichen.

Er mochte wohl einige Minuten bei diesem Gedanken verweilt haben, als er es durch eine heftige Bewegung versuchte sich von diesen traurigen Erinnerungen loszumachen.

Lionel hatte seine Lebensgefährtin aus eigenem Antrieb gewählt und keiner wußte besser als er, daß er bei dieser Wahl bleiben müsse, keiner war so fest und unabänderlich entschlossen in Liebe und Treue bei ihr auszuharren als er es in diesem Momente war.

Auf dem Wege nach dem Saale fand er Sybille ganz allein außerhalb des Fensters stehen, er näherte sich ihr, und legte seine Hand sanft auf ihre Schultern.

„Sybille was hat Dich, als der Name Cannonby zufällig erwähnt wurde, so in Aufregung gebracht?“

„Ich sagte Dir ja,“ antwortete Sybille. „Es war entsetzlich für mich, wieder an jene unglückliche Zeit erinnert zu werden. Du weißt es ja, daß Cannonby es war, der meinem Gatten den letzten Dienst erwiesen hat.“

Und bevor noch Lionel etwas weiteres sagen konnte, hatte sie schon ihren Arm von Lionels Hand befreit, und ihren früheren Platz im Saale mitten unter ihren zahlreichen Bewunderern eingenommen.

Zwanzigstes Capitel.

Dany Duff in Verzückungen.

Jan hatte im prophetischen Tone gesprochen, als er die Bemerkung machte, daß ein Patient den Geist aufgeben könnte, währenddem man im ganzen Orte herumlief, um seiner Person habhaft zu werden.

In der That fand Jan bei seiner Nachhausekunft, daß diese Voraussetzung nahezu eingetroffen war.

Wir wollen uns von diesem Vorfalle selbst überzeugen, und der Mutter Duff einen Abendbesuch machen.

Mrs. Duff stand hinter ihrem Pult, und sortirte Seide. Nicht etwa ganze Stücke Seidenstoffe aus denen Kleider verfertigt werden. Nein Mrs. Duff's Laden verstieg sich nicht bis zu diesen luxuriösen Modeartikeln; sondern ganz einfache Strähne gemischter Nähseide, die auf einem waschledernen Streifen aufgebunden waren.

Der Kopf der guten Mrs. Duff und der ihres Kunden kamen, während sie mit Hilfe der über ihren vereinten Häuptern flackernden einzigen Glasflamme den Versuch machten, einen Strähn Seide von einer bestimmten Schattirung herauszufinden, in eine eigenthümliche Berührung.

„Verdammte Seide!“ rief Mrs. Duff endlich aus. „Man weiß bei dieser schwachen Flamme gar nicht, woran man ist. Das Grün schaut blau und das Blau grün aus. Sehen Sie einmal diese zwei Strähne an, Polly, welcher ist grün?“

Miß Polly Dawson, ein prächtiges Landmädchen mit kohlschwarzem Haar, das rückwärts in einem kirschrothen

Netze über Hals und Nacken in üppiger Fülle herabfiel, und die der Familie angehörte, die Roy schlechtweg „die nichtsnutzigen Dawson's“ nannte, nahm die beiden Strähne in die Hand.

„Beim Himmel, ich bin's nicht im Stande!“ rief sie nach einigen vergeblichen Versuchen aus. „Ich muß der Mama den grünseidenen Hut ausbessern, und da kann ich doch keine blaue Seide nehmen. Sie sind mehr geübt darin, Mrs. Duff.“

„Meine Augen taugten nie zu dieser Arbeit bei dem blendenden Gaslichte,“ antwortete Mr. Duff.

„Wissen Sie was, Polly, nehmen Sie beide Strähne mit. Ihre Mutter soll auf ihre eigene Verantwortlichkeit sich für einen entscheiden oder sie kann sie bis morgen Früh bei sich behalten und dann aussuchen. Sie hätte am Tage ganz ganz gut herschicken können. Sie können dann den einen Strähn, den sie nicht brauchen, zurückbringen, natürlich vorausgesetzt, daß Sie es nicht schmutzig machen.“

„Wickeln Sie's ein,“ erwiederte Miß Polly Dawson.

Mrs. Duff machte sich eben an die Arbeit, als eine hagere Gestalt mit einem großen Bündel unter dem Arme in's Gewölbe hereinstürzte.

Es war Mrs. Peckaby. Sie setzte sich sogleich auf den einen Stuhl, den der Laden zur Bequemlichkeit des Publikum's aufzuweisen hatte, nieder, und ließ das Bündel, das sie in Händen hielt allmälig auf den Boden niedergleiten.

„Gestatten Sie, meinen müden Körper ein wenig auszuruhen, Mutter Duff Mir ist schwindelig.“

„Was ist geschehen?“ frug Mrs. Duff; während Polly Dawson sie mit starren Blicken musterte.

„Da ist eine weiße Kuh im Teiche. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mir um's Herz war, als ich diesem Thiere näher kam. Ich glaubte im ersten Augenblicke nichts anderes, als daß es der vierfüssige Erlöser sein müsse.“

„Was! Ist der weiße Esel noch immer nicht gekommen?“ frug Polly Dawson, welche gleich den Uebrigen, die mit ihr gleichen Alters und gleichen Geschlechtes im Dorfe waren, sich nicht scheute ihre Glossen über diese Frau zu machen.

Mrs. Peckaby gerieth in Wuth darüber.

„Halt's Maul, Polly Dawson und wenn Du das nicht kannst, so sei wenigstens nicht so frech,“ herrschte sie Mrs. Peckaby an. „Ich war in dem ersten Augenblick so überrascht, daß mir Hören und Sehen verging,“ fuhr sie zu Mrs. Duff gewendet fort. „Als ich mich aber überzeugte, daß es nichts anderes als eine elende verlaufene Kuh war, da mußte ich alle meine Kraft zusammennehmen, um nicht auf der Stelle zusammenzusinken. Und als ich mich ein wenig erholt hatte, dachte ich, ich gehe her und ruhe etwas aus. Wo ist Dany?“

„Dany ist auswärts,“ antwortete Mrs. Duff.

„Wirklich? Ich dachte er könnte diesen Bündel zu den Sykes hinuntertragen und mir den nochmaligen Anblick des Teiches ersparen. Aber ich habe schon ein solches Glück!“

„Dany ist nach Wernerskron gegangen,“ setzte Mrs. Duff fort, „diese feine französische Mamsell, die das ganze Haus beherrscht, kam am Abend herunter und kaufte verschiedene Kleinigkeiten, und als sie mit dem Einkauf fertig war, mußte Dany mit ihr gehen und ihr das Packet nachtragen. Er könnte schon zurück sein. Es war ein klein winziges Päckchen, kaum größer als eine Kaisersemmel, aber für eine französische Mamsell war's noch immer zu groß. Denken Sie noch nicht an einen neuen Anzug für den Winter, Mrs. Peckaby?“ fiel Mrs. Duff wieder in dem gewöhnlichen Geschäftston ein. „Ich habe sehr schöne Winterstoffe bekommen.“

„Ich hoffe, ich werde vor meiner Reise nach Neu-Jerusalem, außer dem pfefferfarbigen Kleide, welches ich zu diesem Zwecke machen ließ, kein anderes neues mehr brau-

chen. Die Reise muß bald vor sich gehen. Ich habe vergangene Nacht im Traume so viele Menschen gesehen, die alle weiß gekleidet waren, und mir entgegen kamen. Ich betrachte das als ein Zeichen, daß ich bald dort sein werde."

„Ich würde nicht nach diesem Neu-Jerusalem gehen, und wenn zehn weiße Esel mich abzuholen kämen!" rief Mrs. Duff mit einer gewissen Ironie aus. „Das soll ein sauberer Ort sein, wie ich gehört habe! Und diese Heiligen —"

Plötzlich entstand eine schreckenerregende Unterbrechung.

Schnaufend, winselnd, stöhnend und keuchend, mit flatternden Haaren und starren Augen, mit geisterhaft bleichem Gesichte stürzte Master Dany Duff herein und auf die Weiber los.

Um die Verwirrung vollständig zu machen, gerieth er im Hineinstürzen mit seinem herumfuchtelnden Arm in die Nähe des Auslagekastens, und zertrümmerte die Glasscheibe, die in kleinen Scherben auf die zur Schau ausgestellten Waaren herunterfiel.

Dany war mit einem Sturze auf seine Mutter losgefahren, hielt sie krampfhaft fest und sank dann erschöpft auf einige Bündel in der Ecke des kleinen Ladens zusammen.

Mrs. Duff, die mit niedergerissen wurde, hatte Mühe sich loszumachen und wieder aufzuraffen. Sie starrte den Knaben an und konnte über diesen Schreckenszustand nicht genug staunen.

Obwohl Master Dany Duff als ein pfiffiger Junge bekannt war, der zuweilen die losesten Streiche und die schönsten Kunststückchen ausführte, so wußte Mrs. Duff dennoch, daß er dieß nur außer dem Hause machte und in ihrem Hause und in ihrer Gegenwart es nicht wagen würde, einen solchen Possen zu spielen.

Polly Dawson starrte ihn auch an und Susanna Peckaby, die in der Angst sogar an ihr geliebtes Neu-Jerusalem vergessen hatte, konnte auch nichts anderes thun, als ihn anstieren.

„Was ist Dir geschehen?“ fragte Mrs. Duff, halb neugierig, halb zornig.

„Ich sah ein Gespenst,“ antwortete Dany und verfiel gleich darauf in Convulsionen.

Sie schüttelten, zerrten, rieben, stachen, peinigten und marterten ihn. Die Eine faßte ihn an den Haaren und schopfbeutelte ihn, die Andere am Fuße und zerrte ihn; aber sie konnten ihn mit all dem doch nicht mehr zur Besinnung bringen.

Des Knaben Gesicht war ganz todtenbleich, seine Hände und Arme zuckten, und sein Mund schäumte gewaltig.

Währenddem füllte sich der Laden mit lauter Neugierigen.

„Einer von Euch,“ schrie Mutter Duff gegen das Auditorium gewendet, „könnte hinüberlaufen und schauen ob Mr. Jan Werner zu Hause ist.“

Einundzwanzigstes Capitel.

Ich habe einen todten Mann geseh'n.

Jan Werner holte auf dem Rückwege von Wernerskron mit seinen langen Beinen weit aus. Sein Gang war früher etwas langsamer, bedächtiger Natur gewesen, seitdem er aber ganz allein und so mit Geschäften überhäuft war, gewöhnte er sich an einen schnelleren Schritt, der dann oft bis zur Dampfesschnelle gesteigert werden mußte, wenn er sein Tagwerk vollendet haben wollte.

Jan hat es vor kurzer Zeit mit einem Assistenten versucht, der sich aber eher nachtheilig, als nützlich erwies, und zog es daher vor, wieder allein zu bleiben.

Master Quark, der schon bis zum Frack und Stehkra=

gen avancirt war, ließ sich etwas besser an, und konnte hin und wieder schon zu manch' kleinen Diensten verwendet werden. Master Quark hätte es gerne schon zum „Mister*)" Quark gebracht, allein, obgleich er schon an Jahren gereift war, blieb er doch immer ein kleiner Kerl, und mußte sich seiner kleineren Gestalt wegen gefallen lassen, von aller Welt mit „Master" angeredet zu werden. Er schien überhaupt mehr in die Breite als in die Höhe zu wachsen, worüber er sich sehr kränkte.

Jan pflegte ihm deshalb anzurathen, etwas weniger zu essen, und mehr Bewegung machen. Aber Master Quark merkte aus leicht begreiflichen Gründen nicht darauf, und ging auf die vorgeschlagene Diät nicht ein.

Jan Werner trat in die Officin und gerieth an der Thür mit dem eben schnell hinausstürmenden Master Quark in eine heftige Berührung.

Jan rieb sich seinen Brustkasten und Master Quark seinen hartmitgenommenen Kopf.

„Ich frage Sie, Jan, können Sie nicht besser Acht geben?"

„Können Sie nicht aufschauen?" erwiederte Jan. „Wohin gehen Sie?"

„Bei Dany Duff's muß etwas vorgegangen sein. Vielleicht ein dutzend Menschen kamen in einem Athen hierher gerannt, und verlangten nach Ihnen. Bob sagt, Dany Duff liege im Sterben."

Jan sah Bob, den Lehrjungen, mit prüfenden Blicken an. Bob beantwortete diese stumme Frage.

„Ja, sie sagten's alle, Sir. Sie sagten, Dany Duff hätte schon den weißen Schaum vor dem Munde liegen und wäre in den letzten Zügen. Es sind kaum fünf Minuten, Sir."

---

*) Kleine Jungen werden in England Master titulirt, wogegen der Titel Mister nur erwachsenen Leuten gegeben wird.
Anmerkung des Uebersetzers.

„Nun, so bemühen Sie sich nicht weiter," erwiederte Jan· „Bleiben Sie, wo Sie sind, und verdauen Sie Ihr Nachtessen."

Jan war kaum davongeeilt, als ihm wieder eine frische Deputation entgegen kam. Mindestens zwanzig ängstliche Gesichter, alle in einer schrecklichen Aufregung und alle zu gleicher Zeit sprechend.

„Dany schäumt fürchterlich und seine Hände und Füße zucken wie von Jemanden, der von der Epilepsie befallen ist."

„Was ist ihm denn so plötzlich wiederfahren?" frug Jan die aufgeregte Menge. „Ich habe ihn ja vor ein oder zwei Stunden noch ganz wohl und munter gesehen."

„Er sagte, er hätte einen todten Menschen gesehen," antworteten sie alle auf ein Mal. „Und wir konnten nicht auf den Grund kommen, weil er auf unsere Fragen nichts antworten konnte. Es ist zu arg mit ihm bestellt, gar zu arg."

„Er hat einen todten Menschen gesehen," erhob sich eine Solostimme. — Es war Sally Dawson, die auch ein Mitglied dieser Monstredeputation und stolz darauf zu sein schien, die Thatsachen mit ihrer Aussage bestätigen zu können. „Wenigstens sagte man so. Ich wollte bei Mutter Duff etwas Seide kaufen. Susanne Peckaby war auch im Laden und schwatzte wieder dummes Zeug von dem weißen Esel, als Dany in einem unbeschreiblichen Zustand hereinzustürzen kam, und alle entsetzlich erschreckte, und mit seinem weitausgeholten Arm den ganzen Auslagkasten zerschmetterte, und als wir ihn fragen, was ihm denn geschehen sei, da winselte er und sagte, er hätte einen todten Menschen gesehen."

Jan konnte aus der ganzen Geschichte nicht klug werden. Seines Wissens lag in ganz Deerham kein einziger Mensch im Sterben. Er stieß den dichten Haufen auseinander, versetzte nach rechts und links empfindliche Rippenstöße und bahnte sich so den Weg bis zum Gewölbe. Der Laden war ohnehin überfüllt gewesen, nichtsdestoweniger aber dräng=

ten sich hinter ihm noch viele Neugierige her. Jan wurde in die Küche rückwärts vom Gewölbe geführt, und da lag Dany auf dem Boden mit einem Kissen unter den Kopf gebettet. Die Küche war beinahe noch überfüllter, als der Laden. Man konnte kaum Athem schöpfen. Jan konnte nicht einmal Platz finden.

Der Laden war Mrs. Duff's Departement, und wenn es ihr beliebte, dasselbe bis zur Decke hinauf mit Menschen anzufüllen, so war das ihre Sache. Die Küche hingegen, erklärte Jan als ausschließlich ihm gehörend.

„Was ist ihm, gnädiger Herr?“ schrien wieder alle zusammen, bevor noch Jan den Patienten zu sehen bekam.

„Ich würde es Ihnen vielleicht sagen können, wenn Sie mir nur so viel Platz ließen, einen Arm frei bewegen zu können,“ antwortete Jan. „Wie wär's denn, wenn Sie hinausgingen und mich hier allein ließen? Mrs. Duff kann da bleiben, sonst Niemand.“

Jan's anscheinend scherzende Redeweise, die aber doch mit einer gewissen Autorität betont war, verfehlte nicht auf die Massen gehörig zu wirken, und sie strömten sammt und sonders wieder hinaus.

„Könnten Sie nicht erlauben, daß ich so wie seine Mutter hier bleibe, gnädiger Herr?“ frug Susan Peckaby. „Ich war gerade zugegen, als er hereinstürzte, und ich wußte noch, bevor er was sagte, was ihm geschehen ist. Ich bin auch durch das Ding im Teich dort erschreckt worden. Vielleicht nur um einige Minuten früher. Es hätte mir bald vor Schreck das Innerste nach außen gekehrt.“

„Nein, ich kann's nicht gestatten,“ antwortete Jan. „Ich muß freien Raum haben. Vielleicht schicke ich die Mutter auch hinaus.“

„Ich hätte mich gerne überzeugt,“ sprach Mrs. Peckaby etwas sanfter und schickte sich dazu an, sich in das Unvermeidliche zu fügen. „Ich hoffe, Sie werden ihn, wenn er ein bischen zu sich kommt, fragen, ob es das Wesen im Teich

war, das ihn so erschreckte. Ich hab's für was anders gehalten, und um so größer war mein Schmerz! Aber es sieht im Mondschein wirklich wie ein Gespenst aus."

„Was ist denn das für ein Ding im Teich?" frug Jan.

„Es ist eine weiße Kuh," antwortete Susan Peckaby. „Und wie mir scheint, gehört sie dem Pächter Blow. Sie wissen, gnädiger Herr, daß er eine weiße Kuh und einen weißen Pony hat. Wie oft hat mich das „Eine und das Andere" schon getäuscht. Ich wünschte den alten Blow zum Teufel. Hält sich der lauter weißes Vieh, damit sich die Leute zu Tod schrecken. Es ist kaum eine Woche, daß ich dieser Kuh, die durch eine Oeffnung in dem Zaune entwischte, auf der Straße im Dunkeln begegnete. Lästiges unausstehliches Thier! Wie mir vor Schreck schier das Herz aus dem Leibe hüpfte!"

„Wenn Dany sich muthwillig in den Zustand gebracht, und so viel Schaden angerichtet hat, blos weil er eine weiße Kuh gesehen hat, da sollte ich ihn denn doch ein wenig durchprügeln," sagte Mrs. Duff in emphatischem Tone.

Als endlich die Küche von allen Eindringlingen bis auf Mutter Duff geräumt war, da ging Jan mit Muße an sein Werk. Aber trotz der großen Gewandtheit und besonderen Aufmerksamkeit, mit der Jan diesen Fall behandelte, wollte es ihm im Anfange doch nicht gelingen, in irgend einer Weise auf den unglücklichen Dany einzuwirken.

Mittlerweile wurde jedoch das Bett seiner Mutter für ihn hergerichtet, denn für gewöhnlich hatte Dany sein Nachtlager in Gemeinschaft mit seinem Bruder in einem finstern Kabinet gehabt — und Jan trug ihn selbst hinauf, und legte ihn auf das frisch aufgebettete Lager. Hier hatte er sich insoweit erholt, daß er ein oder zwei Fragen zusammenhängend beantworten konnte.

Es muß noch bemerkt werden, daß Jan außer seiner Berufspflicht noch ein besonderes Interesse dabei hatte. Er

war nämlich sehr neugierig, zu erfahren, welche Veranlassung diesen schrecklichen Zustand herbeigeführt hatte; denn daß der bloße Anblick der weißen Kuh vermocht hätte, diese gräßliche Wirkung hervorzubringen, schien ihm geradezu lächerlich.

„Was hat Dich so erschreckt?" frug Jan.

„Ich sah einen todten Menschen," antwortete Dany. „Ach Gott! Ach Gott!"

„Nun," erwiederte Jan, „er hat Dich nicht gefressen. Wie kann man denn wegen eines todten Menschen so erschrecken. Ich habe sie schockweise gesehen und sogar mit ihnen zu thun gehabt. Was für ein Todter war das?"

Dany vergrub sein Gesicht in dem Polster, zog die Bettdecke über den Kopf und stöhnte fürchterlich.

Jan riß die Decke wieder weg.

„Siehst Du, Du kannst es nicht sagen! In ganz Deerham gibt es keinen todten Menschen. Hast Du vielleicht im Kirchhof einen Todten gesehen?"

„Nein."

„War's vielleicht im Teiche?" frug Jan mit triumphirender Miene, indem er glaubte, endlich auf die rechte Spur gekommen zu sein.

„Nein."

Diese Antwort hatte er nicht erwartet.

„Was war's denn?"

„Oh — o — o — o" heulte der Junge und gerieth wieder in convulsivische Verzuckungen.

„Lieber Dany Duff, das wird's nicht thun," sagte Jan. „Sag' mir ganz ruhig was Du gesehen und wo Du es gesehen hast."

„Ich habe einen todten Mann gesehen," wiederholte Dany Duff, und das schien Alles zu sein, was er zu sagen im Stande war.

„Du hast eine weiße Kuh auf den Hinterfüßen gesehen," antwortete Jan. „Das ist's, was Du gesehen hast.

Ich bin sehr erstaunt darüber, Dany Duff. Ich hätte Dich schon für etwas männlicher gehalten."

War es der empfindliche Tadel, der gegen ihn ausgesprochen wurde, oder die Erinnerung an den „todten Mann," die Dany Duff's Nerven so sehr afficirte — genug, der Junge verfiel wieder in einen Zustand, in dem es selbst Jan nicht mehr räthlich fand, das Verhör länger fortsetzen zu sollen. Nur eine Frage noch, die ihm momentan einfiel, konnte er nicht mehr an sich halten.

„War's im Gebüsch von Wernerskron?"

„Es war am Weidensumpf. Er ist um denselben herumspaziert. Oh — o — o — o!"

Jan's momentane Besorgniß wurde dadurch zerstreut. Es hatte nämlich in der vorhergegangenen Nacht zwischen Lionel's Jägern und einigen Wilddieben eine kleine Rauferei abgesetzt; Jan mußte sonach vermuthen, daß die blutige Affaire sich etwa wiederholt und Dany Duff vielleicht bei dieser Gelegenheit einen Todten oder Verwundeten gesehen habe. Allein die Worte: „Um den Teich herumspaziert" machten diese Besorgniß zu Nichte. Jan hatte einstweilen seinen Patienten verlassen.

Aber wenn auch Dany's herren- und willenloses Organ momentan nicht im Stande war, den gewünschten Aufschluß zu geben, so brauchen wir deshalb unsere Neugierde doch nicht zu unterdrücken, sondern können nach einem andern beredtern und willfährigern Organe umschauen. Und dazu wird das zungenfertige Deerham uns gewiß behilflich sein.

Die französische Mamsell — wie Mrs. Duff, unsere alte Freundin, Mademoiselle Benoite nannte — hatte Mrs. Duff's Laden mit einem Besuch beehrt und dort kleine Einkäufe gemacht.

Diese Einkäufe bestanden in kleinen Nährequisiten und etwas Schnürbändern und lieferten im Ganzen nur ein kleines Päckchen, dessen Schwere sie gewiß nicht niedergedrückt haben würde, wenn sie sich entschlossen hätte, es

selbst zu tragen; allein sie stellte die ausdrückliche Bedingung, daß es ihr in's Haus geschickt werde. Mademoiselle Benoite verband einen doppelten Zweck damit; sie wollte außer der Schonung, die sie sich auferlegte, auch noch das Vergnügen einer männlichen Begleitung in dieser mondhellen Nacht genießen.

Der junge Dany hatte die Bestimmung, den Wünschen und Befehlen der Kunden stets zu Gebote zu stehen. Mademoiselle drückte sich in ihrer Sprache viel conciser aus und meinte, es wäre das Dany's „Spécialité.“ Ob nun die Kundschaft ein Packet zusammenbrachte, das den Raum einer Badewanne oder eines Fingerhuts ausfüllte, blieb sich ganz gleich — Dany mußte dasselbe, wenn es verlangt wurde, mit größter Bereitwilligkeit an Ort und Stelle tragen. Dieses war, so zu sagen, sein Beruf für die Abendstunden; denn des Tages über war Master Dany in der Ziegelbrennerei beschäftigt, wo es wieder in seiner „Spécialité“ zu sein schien, ganze Lehmstücke auf seine Kleider zu bringen.

Dany mußte sich demnach mit Mademoiselle Benoite auf den Weg machen.

Sie hatte unterwegs Schuhe, Schreibmaterialien und sonstige Kleinigkeiten eingekauft und mit zu den Uebrigen gebracht. Dies Alles wurde dem kleinen Packträger aufgebürdet. In Wernerskron glücklich angelangt, wurde Dany von seiner Gebieterin in ein Zimmer gewiesen, wo er die Packete auf den Tisch niederzulegen hatte.

„Eins, zwei, drei, vier,“ zählte Mademoiselle Benoite mit der ihrer Nation eigenthümlichen Vorsicht, ob er nicht irgend etwas unterwegs verloren hätte. „Jetzt gehen Sie hinaus, Dany, ich werde Ihnen gleich etwas aus meiner Tasche für ihre Mühewaltung bringen.“

Dany that wie ihm befohlen und wartete draußen, sich indeß mit seinen stillen Betrachtungen über die hellerleuchtete Waschküche die Zeit vertreibend.

Mademoiselle Benoite tauchte in ihre tiefe Tasche und holte davon etwas heraus, das sie äußerst sorgfältig in ein Stück Zeitungspapier wickelte und es dann dem kleinen Dany übergab.

Dany sah diesem Vorgang mit besonderem Wohlgefallen und mit besonderem Interesse zu. Weniger wie einen Schilling konnte sie ihm wohl nicht geben. Um wie viel es noch mehr sein dürfte, das getraute sich Master Dany in seiner freudigen Aufregung gar nicht zu berechnen.

„Hier," sagte Mademoiselle Benoite, indem sie ihm das Papier zustellte. „Jetzt können Sie wieder in Gottes Namen nach Hause gehen."

Sie schlug die Thüre vor ihm etwas barsch zu, und Dany öffnete mit unbezähmbarer Neugierde das Papier. Es enthielt zwei Stücke feinen weißen Zucker.

„Wart', Du schmutzige, alte Katze!" rief Dany in seinem Unwillen aus. „Wenn ich nicht fürchten müßte, von der Mutter geprügelt zu werden, würde ich ihr gewiß kein Packet mehr nachtragen. Ich möchte dieser französischen Brut etwas Anderes zu lecken geben!"

Den Zucker mit Heißgier und unter Zähneknirschen verschluckend, lief Dany mit Schnelligkeit den Hofraum durch und zum Thor hinaus. Hier blieb er auf einmal zaudernd stehen, unentschlossen welchen Weg er nach Hause einschlagen sollte.

Eben so rathlos, als er an jenem längstvergangenen Abend, an welchem er eine Botschaft an die unglückliche Rachel überbrachte, gestanden hatte.

Seid jenem Abend waren mehr als vier Jahre vorübergerauscht und Dany bereits vierzehn Jahre alt.

Er sah aber für dieses Alter zu jugendlich und kindisch aus, und vielleicht darum, weil seine Mutter ihn noch immer als Kind behandelte und ihn der Zuchtruthe gar nicht entwachsen ließ.

„Ich hab' große Lust ihr einen Possen zu spielen,"

sprach er, seiner Mutter gedenkend, laut vor sich hin. „Sie wollte nicht zugeben, daß ich zu Nachts den Bill Hook besuche, obwohl ich ihr ausdrücklich gesagt habe, daß dies nicht etwa wegen einer Lapperei, sondern nur dem grauen Frettwieselchen zulieb geschieht. Ich will aber doch gehen. Ich „werde daher jetzt im Zurückgehen den Feldweg einschlagen, und so den Weg um vieles abschneiden. Sie wird das nicht so leicht merken."

Das war allenfalls ein äußerst kühner Entschluß gewesen. Der vorgeschlagene Weg würde ihn vor dem Weidensumpf vorüberführen, dem er in Gemeinschaft mit so vielen andern furchtsamen Geistern seit jenem Schreckensabend, des Nachts ausgewichen war. Es muß das Geschäft, welches er wegen des grauen Frettchens abzumachen hatte, überaus wichtig gewesen sein, wenn Dany mit einmal seine ängstliche Natur ablegen und sich entschießen konnte, vor dem Weidensumpf vorüber zu gehen.

Seit jenem verhängnißvollen Abend hatte er diesen Weg kein einzigesmal mehr wieder betreten. Daher kam es vielleicht auch, daß er kaum in das Gäßchen eingelenkt, sich an Rachel erinnern mußte. Er würde es vorgezogen haben, an alles in der Welt, nur nicht an die Unglückliche zu denken, aber es ging ihm nicht besser, als es uns Allen schon oft ergangen ist. Je mehr wir einem unliebsamen Gegenstand im Leben oder im Gedanken aus dem Wege gehen, desto sicherer und desto öfter begegnen wir demselben. Indeß war es keineswegs das traurige Ereigniß an und für sich, welches seine jugendliche Fantasie so lebhaft beschäftigte, als vielmehr die Angst vor einer unliebsamen Begegniß mit Rachels Geist.

Er ging vorwärts, warf nach allen Seiten hin verstohlene Blicke und fühlte mit jedem Augenblicke die Gluth im Gesicht und Haar zunehmen. Rechts war das Thor durch welches er an jenem Abend in's Feld hinüberlief und auf die vermeintliche Katze Jagd machte; links die hohe

Hecke und vor ihm das Gäßchen, welches der schlanke Mann an jenem Abende entlang gegangen, der bis zur Stunde noch nicht entdeckt worden war.

Dany bemerkte nichts, weder einen schlanken Mann, noch eine Katze. In seiner ängstlichen Bangigkeit würde er selbst letzteres Wesen als Störer dieser peinlichen Todtenstille willkommen geheißen haben. Er blickte zum heiteren Himmel empor. Es war eine stille, mondhelle Nacht. Alles recht schön, wenn er nur die Gespenster aus dem Kopfe kriegen könnte.

Plötzlich drang vom Felde über der Hecke drüben das laute Wiehern eines Pferdes an sein lauschendes Ohr, worüber er, da es ganz unerwartet kam, über alle Massen erschrack.

Er war schon halb entschlossen, wieder umzukehren, als ihm das graue Frettchen einfiel, und die Erinnerung an dieses liebliche Thierchen hatte seinen gesunkenen Muth wieder aufgerichtet und ihn angespornt seinen Weg fortzusetzen. Er faßte den heroischen Entschluß beherzt weiterzugehen und in Sicht des Weidensumpfes angelangt einen schnellen Reißaus zu machen und flugs drüber hinwegzusetzen.

Dieser Plan war strategisch sehr hübsch ausgedacht, aber nicht ausgeführt worden. Dany fand es angemessener, das Thor, welches zu dem eingezäumten Baume führte, anstatt auf gewöhnliche Weise zu öffnen, lieber zu erklimmen. Er kletterte hinüber und war mit einem Satze in Sicht des Weidensumpfes gekommen.

Dort an jenem stillen und einsamen Orte, tief im Gehölze schimmerte die unheimliche Silberglätte des regungslosen Wassers hervor, und Dany mußte unwillkürlich hinüberblicken. Er würde selbst, wenn es sein Leben gekostet hätte, nicht im Stande gewesen sein, sich dieses Hinüberblickens zu erwehren.

Susan Peckaby hatte zu Jan gesagt, daß ihr, als sie die weiße Kuh im Teich gesehen, vor Schreck das Herz in

den Mund gehüpft wäre. Der arme Dany würde, wenn befragt, gewiß gesagt haben, daß ihm bei dem Anblick des Weidensumpfes das Herz a u s dem Munde hüpfte, denn er gewahrte zu seinem Entsetzen an jener unheimlichen Stelle eine Schattengestalt sich regen.

Dany stand wie gebannt an die Stelle. Wäre nicht das Thor hinter ihm gewesen, welches zu erklimmen er nicht mehr die Macht in sich fühlte, er würde sogleich diesem Gespenst den Rücken gekehrt und Reißaus genommen haben. Und wie er so zaudernd da stand, konnte er trotz seiner Angst doch nicht umhin, diese Schattengestalt fest anzustarren, und gewann dadurch allmählich die feste Ueberzeugung, daß es nicht die Gestalt einer in Weiß gehüllten Frauensperson, wie der orthodoxe „Geist" der Rachel Forst hätte erscheinen müssen, sondern die Gestalt eines in dunkle Kleider gekleideten Mannes war. Diese Ueberzeugung rief zu gleicher Zeit die Erinnerung an die nächtlichen Streifzüge, die Robin Frost hier zu halten pflegte, in ihm wach, und er athmete wieder freier auf.

Robin, der seit jenem tragischen Ereigniß bei der Bevölkerung von Deerham im Geruch eines Mondsüchtigen gestanden, schien in diesem Momente unserem armen Dany alles Geldes werth. Robin Frost's Gesellschaft sollte ihn ja von jeglicher Gespensterangst befreien. Dany eilte daher mit größter Schnelligkeit auf ihn zu. Er mußte zwar, wenn er den Weg nach dem Teich rechts umbiegen wollte, sich einige Klafter weiter von seinem Ziele entfernen. Aber was macht das? Er würde in dieser geisterhaften Anwandlung mit einem wirklich lebenden Wesen einige Worte wechseln zu können, auch gerne meilenweite Umwege nicht gescheut haben.

Er hatte schon mehr als die Hälfte dieses Umweges durchlaufen, als er plötzlich aus eigenem Antriebe stehen blieb. Er hatte sich nämlich überzeugt, daß es n i c h t Robin Frost war. Wer es immer sein mochte, so war er

um Kopf und Schulter höher als Robin. Dany bewegte sich langsamer und vorsichtiger vorwärts. Es überkam ihn wieder der Gedanke, daß es Mr. Werner sein könnte, denn er konnte sich in dem Momente keines anderen Mannes von demselben Höhenmaß entsinnen; außer es wäre Mr. Jan gewesen. Die Gestalt stand mit dem Rücken zu ihm gewendet, und anscheinend in das unheimliche Gewässer starrend. Dany näherte sich langsamen Schrittes wieder, er wollte, wenn es wirklich Mr. Werner sein sollte, sich nicht anmaßen, denselben in seiner Einsamkeit zu stören. Als er aber immer näher und näher herangeschlichen, und endlich dicht an die Gestalt gerathen war, überzeugte er sich, daß dieselbe mit der Gestalt des Mr. Werner gar keine Aehnlichkeit hatte. Leise und gespensterhaft bewegend, drehte sich die Gestalt um, und wendete das von den Strahlen des hellglänzenden Mondes beschienene Gesicht dem armen Dany zu. Und ein gellender Schrei des Entsetzens, wie er selten noch einer menschlichen Brust sich entwand, drang in die stille weite Nacht hinaus.

Dieser Schrei kam von Dany Duff. Was konnte die Veranlassung dazu gewesen sein? Glaubte er den Geist der ihm eine halbe Stunde früher vorschwebte, den Geist der armen Rachel wirklich gesehen zu haben? Und hat er diesen Geist über oder neben der ihm mit dem Gesicht zugewandten Gestalt gesehen? Das wußte nur Dany allein, aber so viel war gewiß, daß sein Zustand ein schrecklicher war. Seine Augen starrten, seine Stirne war in Schweiß gebadet, und die Haare standen ihm zu Berge. Die Gestalt, die weder Gehör, Gesicht, noch irgend ein Mitgefühl für menschliche Laute zu besitzen schien, glitt geräuschlos hinweg, während Dany heulend davonlief.

Und wohin? Zu Bill Hook vielleicht? O nein, Bill Hook und selbst das allerliebste graue Frettchen traten in den Hintergrund zurück, und der erste Gedanke, der sich seines nur halbbewußten Zustandes bemächtigte, war „nach

Hause". Und er lief was er nur laufen konnte, den nächsten Weg vor dem Teiche vorüber. Er bemerkte nicht einmal die eingesperrte weiße Kuh, und selbst wenn sie wirklich ein gespenstisches Wesen gewesen wäre, würde sie auch seinen verwirrten Blicken entgangen sein. Zu dem Geheul gesellte sich noch ein leises Aechzen und Stöhnen; zum Angstschweiß die Fieberhitze, bis er endlich in diesem trostlosen Zustande den Krämerladen erreicht, die Fensterscheiben zertrümmert, und seine Mutter niedergerannt hatte. Das war so ziemlich der ausführliche Sachverhalt, der aber Allen bis auf Einem und zwar dem Exverwalter Roy noch unbekannt geblieben war.

Nachdem Jan Werner mit der Versicherung bald wieder zu kommen sich entfernt, und der Mutter Duff den stricten Auftrag ertheilt hatte, den Knaben ruhig liegen zu lassen, keinem den Einlaß zu ihm zu gestatten, und vorzüglich jede wie immer geartete Fragestellung zu unterlassen, schlich sich auch Mrs. Duff davon, um ihm, wie sie sagte, einen kleinen Schlummer zu gönnen. In Wirklichkeit aber, um mit den zungenfertigen Weibern unten plaudern zu können.

Sie fand, als sie die Treppen herabkam die ehrenwerthe Versammlung noch vollzählig beisammen, und die Susan Peckaby im lebhaften Vertrag über das unerschöpfliche Thema der „weißen Kuh".

„Sie irren, Susan Peckaby," sagte Mrs. Duff, es war nicht die weiße Kuh. Dany ist gar nicht in die Nähe des Teiches gekommen. „Er hat's dem Mr. Jan ausdrücklich gesagt."

„Und was wär's denn?" erwiederte Susan Peckaby.

Unter den Neugierigen befand sich auch Roy, der frühere Verwalter. Er hat sich erst kurz vorher unbemerkt hineingeschlichen, und die verschiedenartigen Auslegungen und Meinungen über die letzte Affaire in aller Stille und mit besonderem Interesse angehört. Eben so still und geräusch-

los, als er hereingekommen, schlich er sich auch hinter die Gruppe zur Küchenthür hin und die Treppe hinauf. Mrs. Duff pflanzte sich schnell im Treppengang auf, und verstellte ihm den Weg.

„Wohin wollen Sie, Mr. Roy? Mr. Jan hat befohlen, daß niemand vorgelassen und mit ihm sprechen darf, das wär' so etwas, ihn um das bischen Gehör zu bringen.“

„Ich werde ihn nicht stören,“ erwiederte Roy. „Ich selbst habe diese Nacht etwas gesehen, was nicht sehr erheiternd ist. Ich möchte nur eine Andeutung von ihm haben, ob er auch durch dieselbe Erscheinung erschreckt worden ist.

„War's im Teich?“ fragte Mrs. Peckaby mit sichtlicher Neugierde.

„Zum Teufel mit Ihrem Teich!“ war Roy's nicht sehr höfliche Antwort.

„Sie werden noch den Verstand verlieren wegen dieses weißen Esels.“

„Da gibt's nur eine richtige und wahre Auslegung,“ ließ sich Mrs. Chuff, des Grobschmieds Frau sehr laut vernehmen. „Er muß Rachel Frost's Geist gesehen haben!“

„Haben Sie etwas dergleichen diesen Abend gesehen?“ frug Susan Peckaby.

„Vielleicht hab' ich's gesehen, vielleicht aber auch nicht,“ war Roy's ausweichende Antwort.

„Alles was ich sagen kann, ist, daß ich so etwas gesehen habe, das ich lieber nicht gesehen hätte; etwas was Euch Weibervolk in Ohnmacht versetzt hätte. Es war der Rachel nicht unähnlich und in Weiß gehüllt. Ich werd' nur ein bischen nachschauen, was Dany macht. Mutter Duff keine Angst, ich werde ihn in seiner Ruhe nicht stören.“

Mutter Duff fand sich in dem sie umgebenden Kreise

so behaglich, daß sie sich auch nicht einen Augenblick dieses seltenen Vergnügens beraubt wissen wollte.

Sie legte daher dem Roy keine Hindernisse in den Weg, und willigte stillschweigend in sein Verlangen.

Das Erste was Roy that, als er Dany's Krankenlager erreicht hatte, war, daß er die Zimmerthür sorgfältig verschloß, das Zweite, daß er den leidenden Dany aufrüttelte und mit Fragen quälte.

Roy war mit seinem Verhör sehr glücklich, indem er in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit alle Einzelnheiten und den ganzen Hergang der Sache erfuhr, ganz so, wie wir es vorhergehend erzählt haben; und noch um eine Kleinigkeit mehr, insofern als Dany auch den Namen nannte, welchen dieser todte Mann im Leben geführt hatte.

Roy saß und starrte nach der ihm zu Theil gewordenen Enthüllung den kleinen Patienten an, ohne auch nur ein Wort zu sprechen.

Möglich, daß er sich Zeit lassen mußte um dieses Wunder gehörig zu verdauen; möglich aber auch, daß er darüber nachdachte, was er dem Knaben hierauf erwiedern sollte.

„Schau' her, Dany Duff," sagte Roy, nach einer ziemlich langen Pause und den zitternden Knaben an der Schulter fassend. „Versuch' es noch einmal diesen Namen vor irgend einem Sterblichen zu erwähnen, und Du wirst bei diesem Genick hier aufgehängt. Es war nichts Anderes, als Rachel's Geist! Diese Geister nehmen jede beliebige Form und Gestalt an, ob's die Gestalt eines Mannes oder einer Frau ist, was kümmern sie sich darum? Es schwebt nun ein Geist über dem Wasser und das ist Rachel's Geist. Wo waren Deine Sinne, daß Du das nicht gleich begreifen konntest?"

Die Sinne des armen Dany schienen wirklich irgend wohin gewandert zu sein, bei ihm waren sie gewiß nicht.

Er zitterte, stöhnte und verfiel endlich wieder in seine frühere Betäubung und gänzliche Erstarrung.

Roy, der wohl einsah, daß sein längeres Verweilen eitle Zeitverschwendung wäre, indem Dany's Zustand allen weitern Fragen ein Ziel setzte, verließ den bewußtlosen Patienten und ging hinunter.

„Nun," sagte er zu der ehrenwerthen Versammlung. „Ich hab's von ihm herauskriegt. Kaum, daß er mich nur erblickte, streckte er schon seine Arme nach mir aus. „Mr. Roy," sagte er, „Ich schmachte schon nach Jemand, dem ich mich anvertrauen könnte," und er setzte sich auf, und erzählte mir den ganzen Hergang. Er ist jetzt wieder auf seinem Lager in eine völlige Bewußtlosigkeit zurückgesunken."

„Und was war's? Und was war's?" frugen die Weiber im Chorus, „Rachel's Geist?"

„Ihr könnt Euch darauf verlassen, daß es nichts anderes war," antwortete Roy in verächtlichem Tone, und geberdete sich dabei, als wunderte er sich, wie sie nur einen Augenblick darüber in Zweifel sein konnten. „Geht der dumme Junge in einer mondhellen Nacht zum Teich hin, natürlich mußte er das sehen, was er gesehen hat. Er hatte, wie er sagte, die Gestalt ganz vor sich gehabt, und konnte unmöglich getäuscht worden sein. Es spazierte um den Teich herum —"

Die ganze Versammlung fühlte sich plötzlich von einem allgemeinen Schauer ergriffen.

Mamsell Polly, welche am äußersten Rande der Gruppe gestanden hatte, schob sich schnell in die Mitte hinein, wo sie etwas sicherer zu sein wähnte. Die Weiber steckten ihre Köpfe zusammen, rückten immer näher und näher an einander, bis sie am Ende wie ein dichter Knäuel beisammen waren. Jedes von Ihnen glaubte schon diesen Geist am Genick droben zu haben.

„Und dasselbe haben auch Sie heute Abend gesehen, Mr. Roy," fragte die geängstigte Masse.

„Um mich braucht Ihr Euch nicht zu kümmern,“ antwortete Roy. „Ich bin nicht Einer von denjenigen, die gleich alten Weibern und dummen Jungen beim Anblick eines Gespenstes zu Tode geschreckt werden. Ich kann Euch aber nur so viel sagen, daß auch ich genug habe von dem, was ich gesehen, und daß die Pille die ich verschlucken mußte, mir sehr viel zu schicken gegeben hat. Mein wohlgemeinter Rath, den ich Euch, meinen Lieben, ertheilen kann, ist der, bleibt mit Eintritt der Abenddämmerung hübsch zu Hause, und wagt Euch von Eurer Wohnung ja nicht in die Nacht hinaus.“

Und ohne sich mit dem üblichen Gruß zu empfehlen, eilte Roy zur Thür hinaus.

Die Weiber fühlten sich, wie von einem Impuls getrieben zur Treppe hingezogen. Der Anblick eines Menschen, der soeben in unmittelbaren Verkehr mit einem Gespenst, welches viele Ungläubige als eine bloße Mythe hinwegläugnen wollten, gestanden hat, ist gewiß ein Ereigniß, dem kein weibliches Herz widerstehen kann. Diesen Anblick konnten und wollten sie sich nicht versagen, und sie machten eben den Versuch sich insgesammt der Treppe zu nähern, als sie mit einem Male wieder zurückgetrieben wurden. Mit einem wildtobenden Schrei des Entsetzens stürzte Dany mit kurzem fliegendem Haar und mit nackten Beinen auf die anstürmende Masse los.

Allein im Zimmer zurückgelassen und den ihn umgaukelnden Gespenstern preisgegeben zu werden, war mehr als der Junge mit seinem geängstigten Gewissen ertragen konnte.

Die Weiber heulten mit ihm, taumelten zurück und fielen Eine auf die Andere, und es mochten vielleicht nur wenige dabei gewesen sein, die diese Erscheinung nicht für das eigentliche Gespenst hielten.

Was nun mit ihm anfangen?

Bevor aber noch diese wichtige Frage endgiltig entschie-

den wurde, machte sich Mrs. Bascroft, die Wirthin vom „Gasthause zum Pflug“, die auch ein Mitglied dieser ehrenwerthen Versammlung war, schnell von dannen, kam aber eben so schnell mit einem gewaltigen Humpen in der Hand zurück und goß den ganzen Inhalt des Bechers, der drei Theile Brandwein und einen Theil Wasser faßte, in Dany's Schlund hinab.

„Da gibt's kein besseres Mittel als das, um sich nach einem ausgestandenen Schrecken wieder restauriren zu können,“ bemerkte Mrs. Bascrofs.

Die Folge dieser Radicalcur war, daß Dany sofort in einen Zustand gänzlicher Erstarrung verfiel, der aber diesmal so lange andauerte, daß selbst Jan zu zweifeln begann, ob er je wieder in's Leben zurück erwachen würde.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wood, Henry

Wernerskron oder: Recht muss Recht bleiben Eine Familiengeschichte von Henry Wood. Aus dem Englischen von Eduard Singer

Bd.: 2

Wien 1864

P.o.angl. 567 u-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10752435-0